EINZIG AUTORISIRTE
ÜBERSETZUNG AUS
DEM ENGLISCHEN V.
BERTA FRANZOS

□ NEUNTES UND □
ZEHNTES TAUSEND

BUCHSCHMUCK VON
□ EMIL ORLIK □

Hedel Birkenbeil
1925




25 EXEMPLARE DIESES WERKES WURDEN AUF KAIS. JAPAN-PAPIER ABGEZOGEN. DIESELBEN SIND HANDSCHRIFTLICH NUMERIERT, IN GANZPERGAMENT GEBUNDEN ZUM PREISE VON M. 25.— PRO EXEMPLAR NUR VOM VERLAGE DIREKT ZU
□ □ □ □ □ BEZIEHEN. □ □ □ □ □








LAFCADIO
□ HEARN □
KOKORO





EINZIG AUTORISIRTE
ÜBERSETZUNG AUS
DEM ENGLISCHEN V.
BERTA FRANZOS

□ NEUNTES UND □
ZEHNTES TAUSEND

BUCHSCHMUCK VON
□ EMIL ORLIK □

LAFCADIO HEARN

KOKORO

MIT VORWORT V. HUGO VON HOFMANNSTHAL

FRANKFURT A. MAIN
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING :: 1907



LAFCADIO
□ HEARN □

von Hugo v. Hofmannsthal.

Geschrieben unter dem Eindruck von Lafcadio Hearns im Herbst 1904 erfolgten Tode.



MAN hat mich ans Telephon gerufen, um mir zu sagen, daß Lafcadio Hearn gestorben ist. Gestorben zu Tokio, gestorben gestern, oder heut nacht, oder heut früh: schnell bringt's der Draht herüber, und heut abends wissen da und dort in Deutschland einige, und weiter westlich ein paar Hunderte, und noch weiter westlich ein paar Tausende, daß ihr Freund gestorben ist, ihr Freund, dem sie vieles dankten und den sie nie gesehen haben. Und auch ich habe ihn nie gesehen und werde ihn nie sehen, und nie wird in seine Hände, die jetzt starr sind, der Brief kommen, den ich oft an ihn schreiben wollte.

Und Japan hat sein Adoptivkind verloren. Tausende seiner Söhne verliert es jetzt Tag für Tag: übereinandergetürmt liegen die Leichen, die Flüsse

stauen sich an ihnen, auf dem Grund des Meeres liegen sie mit starren Augen, und in zehntausend Häusern wird in stummer, stolzer Frömmigkeit, ohne Heulen und Weinen für einen Toten ein kleines Mahl gerichtet, ein freundliches Licht entzündet. Und nun ist auch der Fremde gestorben, der Eingewanderte, der Japan so sehr liebte. Der einzige Europäer vielleicht, der dieses Land ganz gekannt und ganz geliebt hat. Nicht mit der Liebe des Ästheten und nicht mit der Liebe des Forschers, sondern mit einer stärkeren, einer umfassenderen, einer selteneren Liebe: mit der Liebe, die das innere Leben des geliebten Landes mitlebt. Vor seinen Augen stand alles, und alles war schön, weil es von innen her mit dem Hauch des Lebens erfüllt war: das alte Japan, das fortlebt in den verschlossenen Parks und den unbetretenen Häusern der großen Herren und in abgelegenen Dörfern mit ihren kleinen Tempeln — und das neue Japan, durchzogen von Eisenbahnen, fiebernd von den Fiebern Europas; der einsame Bettler, der von Buddha zu Buddha zieht, und das große neugeformte, mit uraltem Todesmut erfüllte Heer; der kleine Begräbnisplatz neben der Straße, den spielende Kinder aus Kot und Holzstückchen bauen, und das große Osaka, die gewaltige Industriestadt mit ihren Hunderttausenden, die den Handel leidenschaftlich und hingebend treiben, wie jene anderen den Krieg, mit ihren unermeßlichen Seidenlagern und den Kommis, die monatelang, fahlen Gesichts, hinter den Vorräten kauern, Sklaven eines Pflichtgefühls, das beinahe ein Märchen aus dieser trivialen Realität „Ein Kommis in einem Seidenwarengeschäft" macht.

□ Und seine Ohren verstanden, was sie redeten: hunderte von Worten von Kindern stehen in seinen Büchern, und Worte, die Großmütter zu Enkeln reden, und zarte Worte, dünn wie Vogelgezwitscher, die, von liebenden Frauen und von gequälten Frauen ausgesprochen, ohne ihn zwischen papierenen Wänden kleiner Gemächer verflogen wären, und die Worte uralter Weiser, frommer Regenten, und die Worte sehr kluger Männer unserer Tage, deren Worte gesetzt sind wie die Worte des klügsten, gebildetsten Europäers, deren Tonfall in nichts sich von dem Tonfall dessen unterscheidet, auf dem die Last unseres ganzen ererbten Wissens lastet.

Unerschöpflich sind diese Bücher. Wie ich sie aufblättere, ist es mir beinahe unbegreiflich, zu denken, daß sie wirklich unter den Deutschen noch fast unbekannt sein sollen. Da stehen sie nebeneinander: „Gleanings from Buddha fields“ und „Glimpses of unfamiliar Japan“ und das liebe Buch „Kokoro“, vielleicht das schönste von allen. Die Blätter, aus denen sich dieser Band zusammensetzt, handeln mehr von dem inneren als dem äußeren Leben Japans — dies ist der Grund, weshalb sie unter dem Titel „Kokoro“ („Herz“) verbunden wurden. Mit japanischen Charakteren geschrieben, bedeutet das Wort zugleich „Sinn“, „Geist“, „Mut“, „Entschluß“, „Gefühl“, „Neigung“ und „innere Bedeutung“ — so wie wir im Deutschen sagen: „Das Herz der Dinge.“ Ja, wahrhaftig, das Herz der Dinge ist in diesen fünfzehn Kapiteln, und indem ich ihre Titel überlese, sehe ich ein, daß es ebenso unmöglich ist, von ihrem Inhalt eine genaue Vorstellung zu

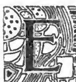
geben als von einem neuen Parfüm, als von dem Klang einer Stimme, die der andere nicht gehört hat. Ja, nicht einmal die künstlerische Form, in der diese Kunstwerke einer unvergleichlichen Feder konzentriert sind, wüßte ich richtig zu bezeichnen. Da ist das Kapitel, das die Überschrift trägt: „Auf einer Eisenbahnstation.“ Es ist eine kleine Anekdote. Eine beinahe triviale Anekdote. Eine Anekdote, die nicht ganz frei von Sentimentalität ist. Nur freilich von einem Menschen geschrieben, der schreiben kann, und vorher von einem Menschen gefühlt, der fühlen kann. Und dann ist da die Geschichte der „Nonne im Tempel von Amida“. Das ist fast eine kleine Novelle. Und daneben das Kapitel „Ein Konservativer“. Das ist keineswegs eine Novelle: das ist eine Einsicht, eine politische Einsicht, zusammengedrängt wie ein Kunstwerk, vorgetragen wie eine Anekdote: ich denke, es ist kurzweg ein Produkt des Journalismus, des höchstkultivierten, des fruchtbarsten und ernsthaftesten, den es geben kann. Und daneben diese unvergleichlichen Gedankenreihen, die überschrieben sind „Die Macht des Karma“, in denen tiefe und schwer zu fassende Dinge wie aus tiefem Meeresgrund ans Licht gebracht und aneinandergereiht sind. Das ist Philosophie, wenn ich nicht irre. Aber es läßt uns nicht kalt, es zieht uns nicht in die Öde der Begriffe. So ist es wohl Religion. Aber es droht nicht, es will nicht allein auf der Welt sein, es lastet nicht auf der Seele. Ich möchte es Botschaft nennen, freundliche Botschaft einer Seele an andere Seelen, Journalismus außerhalb jeder Zeitung, Kunstwerke ohne Prätension und ohne Mache,

Wissenschaft ohne Schwere und voll Leben, Briefe, geschrieben an unbekannte Freunde.

Aber nun ist Lafcadio Hearn tot und niemand aus Europa, niemand aus Amerika, keiner von allen seinen unbekannten Freunden wird je ihm antworten, keiner ihm danken für seine vielen Briefe, keiner mehr. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □




□ EIN □
KONSER
VATIVER

R WAR in einer Stadt im Innern des Landes geboren, der Residenz eines Daimyo mit einem Territoriumbesitz von hunderttausend Koko (altes japanisches Maß). Kein Fremder hatte die Gegend jemals betreten. Die Yashiki[1] seines Vaters, eines Samurai von hohem Rang, lag innerhalb der äußern Festungsmauern, von denen der fürstliche Palast umgeben war. Es war eine weitläufige Yashiki, und dahinter und ringsum dehnten sich Landschaftsgärten. In einem derselben stand ein kleiner Tempel mit dem Bildnis des Kriegsgottes. Vor vierzig Jahren gab es viele solche Residenzen. Künstleraugen erscheinen die wenigen noch übriggebliebenen wie Feenpaläste und ihre Gärten wie buddhistische Paradiesesträume.

Aber die Söhne der Samurais standen in jenen Tagen unter strenger Zucht, und der junge Edelmann, von dem ich erzählen will, hatte wenig Zeit zum Träumen. Die Zeit der Liebkosungen war ihm sehr karg zugemessen worden, denn noch ehe er mit der ersten „Hakama" (Beinkleid) bekleidet wurde, — dazumal eine große Zeremonie — wurde er verhätschelnden Einflüssen soviel als möglich entzogen und gelehrt, den natürlichen Impuls kindlicher Zärtlichkeit zu unterdrücken. Kleine Spielkameraden fragten ihn spöttisch: „Trinkst du noch aus der Milchflasche?" wenn sie ihn an der Hand seiner Mutter ausgehen sahen, — wohl konnte er daheim rückhaltlos seiner Zärtlichkeit gegen sie Ausdruck geben, aber die Stunden, die er bei ihr zubringen durfte, waren sehr wenige. Alle müßigen Vergnügungen wurden von der

Erziehung strenge beschränkt, und es war ihm keinerlei kleine Bequemlichkeit, außer in Krankheitsfällen, gestattet. Schon im allerfrühsten Kindheitsstadium, — kaum daß er recht sprechen konnte —, hielt man ihn an, die Pflicht als das bestimmende Lebensmotiv zu betrachten, Selbstbeherrschung als das erste Erfordernis des Betragens, und Schmerz und Tod, insoferne sie die eigene Person betrafen, als belanglose Dinge anzusehen.

Diese spartanische Zucht hatte ein noch grausameres Erziehungsprinzip, das darauf abzielte, eine kalte Härte großzuziehen, die, außer in der traulichen Intimität der Häuslichkeit, niemals abgestreift werden durfte. Die Knaben wurden an den Anblick von Blut gewöhnt. Man nahm sie zu Hinrichtungen mit, man verlangte von ihnen, daß sie keinerlei Gemütsbewegung dabei bekundeten, und bei ihrer Rückkehr nach Hause mußten sie all ihr inneres Grauen unterdrücken und eine reichliche Mahlzeit Reis, der durch einen Zusatz von gesalzenem Pflaumensaft blutrot gefärbt war, verzehren. Ja sogar noch mehr konnte von einem jungen Knaben verlangt werden — man konnte ganz wohl von ihm fordern, zu nachtschlafender Zeit auf den Richtplatz zu gehen, und als Zeichen seines Mutes einen abgeschlagenen Kopf zurückzubringen. Denn Furcht vor den Toten wurde bei einem Samurai als nicht weniger verächtlich angesehen, wie Angst vor lebenden Menschen. Ein Samurai-Kind durfte sich vor nichts fürchten. Bei allen solchen Anlässen hatte es vollkommene Gelassenheit zu zeigen, und die geringste Prahlerei würde ebenso streng verurteilt wor-

den sein, wie dies bei einem Zeichen von Feigheit der Fall gewesen wäre.

Wuchs ein Knabe heran, mußte er sein Vergnügen hauptsächlich in jenen Körperübungen finden, die für den Samurai die frühe und unablässige Vorbereitung für den Krieg waren — Bogenwerfen, Fechten, Reiten und Ringen. Man gesellte ihm Spielgenossen, aber sie waren älter als er, Söhne von Lehnsleuten, ausgesucht nach ihrer Begabung, ihn in der Übung kriegerischer Fähigkeit zu fördern. Es lag ihnen auch ob, ihn das Schwimmen zu lehren, ein Boot zu handhaben und seine jungen Muskeln zu entwickeln. Sein Tag war zwischen solchen körperlichen Übungen und dem Studium der chinesischen Klassiker geteilt. Seine Nahrung, obgleich reichlich, enthielt nie Leckerbissen, seine Kleidung war — außer bei großen Zeremonien, — leicht und von groben Stoffen. Feuer anzuzünden zu dem bloßen Zweck, sich daran zu wärmen, war ihm nicht gestattet. Waren seine Hände beim Studieren an frostigen Wintertagen so kalt geworden, daß sie den Schreibpinsel nicht mehr handhaben konnten, mußte er sie in Eiswasser tauchen, um die Finger wieder gelenkig zu machen, — waren seine Füße erstarrt, hieß man ihn sich im Schnee tummeln, um sie wieder zu erwärmen. Noch strenger war das System, durch das er in die Anschauungen der militärischen Kaste über die Würde eines Samurai eingeführt wurde, und man prägte ihm schon zeitig ein, daß das kleine Schwert an seiner Seite weder ein Zierat, noch ein Spielzeug sei. Man zeigte ihm, wie er damit umgehen müsse, wie er damit sein

eigenes Leben ohne Zaudern vernichten könne, wenn es der Ehren-Kodex seiner Klasse so forderte.[2]

Wenn er vom Knaben zum Jüngling heranreifte, ließ die Strenge der Beaufsichtigung nach. Man gestattete ihm immer mehr und mehr nach eigener Einsicht zu handeln, aber immer in voller Erkenntnis, daß ein Irrtum nicht übersehen, ein ernstes Vergehen nicht völlig vergeben werden würde, und daß man einen wohlverdienten Vorwurf mehr fürchten müsse, als den Tod. Andererseits gab es nur wenige moralische Gefahren, vor denen man ihn zu schützen brauchte. Das professionelle Laster war damals strenge aus vielen Provinzhauptstädten verbannt, und die unmoralische Seite des Lebens, wie sie sich in den volkstümlichen Romanen und Dramen wiederspiegelt, blieb einem jungen Samurai unbekannt. Er wurde gelehrt, diese alltägliche Literatur, die sich entweder an die weicheren Empfindungen oder an die Leidenschaften wendete, als unmännlich zu verachten, und der Theaterbesuch war seinem Stande verboten. So konnte in diesem unschuldigen Provinzleben des alten Japans ein Jüngling reinen Sinnes und in völliger Unberührtheit aufwachsen.

Ganz so war auch der junge Samuraï, von dem ich jetzt erzählen will. Furchtlos, höflich, selbstverleugnend, das Vergnügen verachtend, und gegebenenfalls im Augenblicke bereit, sein Leben unbedenklich hinzugeben, wenn es Liebe, Untertanenpflicht, oder die Ehre forderte. Aber obgleich er nach seiner körperlichen und geistigen Entwicklung schon als Krieger gelten durfte, war er an Jahren doch kaum mehr als ein Knabe zur Zeit, da das

Land zum erstenmal durch das Kommen der „schwarzen Schiffe“ aufgeschreckt wurde. ▢ ▢ ▢



Die Politik Jyemitsus, die jedem Japaner bei Todesstrafe verbot, das Land zu verlassen, hatte die Nation zwei Jahrhunderte hindurch in völliger Unkenntnis der übrigen Welt erhalten. Von den kolossalen Mächten, die sich jenseits des Meeres bedrohlich entwickelten, wußte man nichts. Die holländischen Kolonisten in Nagasaki hatten Japan in keiner Weise über die Lage, in der ihr Land sich befand, aufgeklärt: Ein orientalischer Feudalismus, bedroht von der um drei Jahrhunderte in der Entwicklung weiter vorgeschrittenen abendländischen Welt. Schilderungen der wirklichen Wunder jener Zivilisation hätten den Japanern wie Märchen geklungen, dazu erfunden, um Kinder zu ergötzen, oder sie hätten sie auch in eine Kategorie mit den alten Erzählungen von Horais märchenhaften Palästen gestellt. Das Landen der amerikanischen Flotte, „der schwarzen Schiffe“, — wie sie sie nannten, — brachte die Regierung zum erstenmal zum Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche und der Gefahr, die aus der Ferne drohte.

Der Volkserregung bei der Nachricht von der zweiten Landung der „schwarzen Schiffe“ folgte große Bestürzung, als das Shogunat sich außerstande erklärte, die fremden Eindringlinge abzuwehren. Dies konnte ja nur eine noch größere Gefahr bedeuten, als die der Tartaren-Invasion in

den Tagen des Hojo Tokimuné, wo das Volk die Götter um Hilfe angefleht, ja der Kaiser selbst in Isé die Geister seiner Ahnen beschworen hatte. Diesem Gebete war eine plötzliche Sonnenfinsternis gefolgt. Unter schrecklichem Donnergetöse erhob sich ein wütender Orkan, von dem noch bis zum heutigen Tage unter dem Namen „Kami-kazé“ (der Sturm der Götter) erzählt wird. Dieses Unwetter zerschmetterte die Flotte Kublai Khans und versenkte sie in die Tiefe. Warum sollte man nicht auch jetzt Gebete zum Himmel entsenden? Dies geschah denn in Tausenden von Häusern und vor zahllosen Altären. Aber die Allmächtigen gaben diesmal keine Antwort — der „Kami-kazé“ stellte sich nicht ein. Und der Samurai-Knabe vor dem kleinen Altar in seines Vaters Garten fragte sich grübelnd, ob die Götter ihre Kraft eingebüßt hätten, oder ob gar die Völker der „schwarzen Schiffe“ unter dem Schutz mächtigerer Götter stünden? □ □ □ □ □ □ □ □



Bald wurde es klar, daß es gar nicht auf die Vertreibung der fremden Eindringlinge abgesehen war. Sie waren zu Hunderten gelandet, aus dem Osten und aus dem Westen, und für ihren Schutz war alle mögliche Vorsorge getroffen worden. Sie hatten ihre eigenen seltsamen Städte auf japanischem Boden erbauen dürfen, — ja die Regierung hatte sogar einen Befehl ergehen lassen, daß abendländische Wissenschaft an allen japanischen Schulen gelehrt werden, das Studium des Englischen einen

wichtigen Gegenstand des Unterrichtswesens bilden, und der öffentliche Schulunterricht nach abendländischem Muster umgemodelt werden sollte. Die Regierung hatte auch erklärt, daß die Zukunft des Landes auf dem Studium und der Beherrschung der fremden Sprache und der Wissenschaft der Fremden beruhen müsse. Bis diese Studien günstige Resultate erzielten, sollte Japan unter fremder Vormundschaft verbleiben. Dies gestand man freilich nicht öffentlich zu, aber die Bedeutung dieser Regierungspolitik war unverkennbar. Nach der ersten heftigen Erschütterung, die die Offenbarung der Sachlage hervorrief, nach der großen Verzweiflung des Volkes und der unterdrückten Wut der Samurais machte sich eine lebhafte Neugierde nach der Beschaffenheit dieser frechen Eindringlinge geltend, die imstande gewesen waren, durch bloße Entfaltung ihrer überlegenen Macht alles zu erreichen, was sie wünschten. Diese allgemeine Neugierde wurde teilweise durch eine ungeheure Produktion billiger Farbendrucke befriedigt, die die Sitten und Gewohnheiten der Barbaren, und die merkwürdigen Straßen ihrer Ansiedelungen darstellten. In den Augen der Ausländer würden sich diese Bilder wie reine Karikaturen ausgenommen haben, aber die Absicht der japanischen Künstler ging keineswegs darauf aus zu karikieren, — sie versuchten Fremde zu porträtieren, wie sie sie wirklich sahen, und sie sahen sie als grünäugige Ungeheuer, mit rotem Haar wie Shoyo[3] und mit Nasen wie Tengu[4], die sich in Gewänder von absurden Formen und Farben kleideten und in Gebäuden wohnten, die Warenhäusern

oder Gefängnissen ähnlich sahen. Zu Hunderttausenden im ganzen Lande verbreitet, müssen diese Bilder seltsame Vorstellungen von diesen Neuankömmlingen hervorgerufen haben und dennoch waren sie nur harmlose, aufrichtig gemeinte Versuche, das Unbekannte darzustellen. Man sollte diese Bilder in Europa studieren, um zu verstehen, wie wir den Japanern jener Zeit erschienen sind, — wie häßlich, wie grotesk und wie lächerlich! ▢ ▢ ▢ ▢



Der junge Samurai aus der Stadt sah sich bald einem leibhaftigen Abendländer gegenüber, den der Fürst für ihn als Lehrer engagiert hatte. Es war ein Engländer. Er kam unter dem Schutze einer bewaffneten Eskorte, und es wurde Befehl gegeben, ihn als eine Persönlichkeit von Distinktion zu behandeln. Er sah nicht ganz so häßlich aus, wie die Fremden auf den Bildern, sein Haar war freilich rot und seine Augen hatten eine seltsame Farbe, aber sein Gesicht war nicht unangenehm. Allsogleich wurde er der Gegenstand der allgemeinen Beobachtung und blieb es lange Zeit. Wie genau seine Handlungen beobachtet wurden, kann niemand ermessen, der nicht die seltsamen Vorurteile, die vor der Meiji-Epoche über die Ausländer herrschten, kennt. Obgleich man die Abendländer als intelligente und höchst gefährliche Wesen ansah, galten sie doch nicht voll als Menschen; vielmehr meinte man, daß sie dem Tierreich näher ständen, als der Menschheit. Sie hatten haarige

Körper von seltsamer Form, ihre Zähne glichen denen der Menschen nicht, ihre inneren Organe waren auch merkwürdig, — und ihre moralischen Ideen gar waren die der Kobolde. Die Einschüchterung, die damals die Fremden hervorriefen — nicht bei den Samurais, sondern bei dem Volke — war keine physische, sondern eine abergläubische Furcht. Selbst der japanische Bauer war nie ein Feigling. Aber um sein Gefühl gegen die Fremden von damals zu begreifen, müssen wir auch etwas von dem alten, sowohl den Japanern, wie den Chinesen eigentümlichen Glauben an die mit übernatürlicher Macht begabten Fabeltiere wissen, die imstande waren, menschliche Gestalt anzunehmen; an die Existenz von Halbmenschen- und Übermenschen- und an die mythischen Wesen der alten Bilderbücher: bärtige Kobolde mit langen Ohren und Beinen (Ashinaga und Tenaga), entweder von naiven Künstlern mit treuherzigem Ernst gemalt, oder von dem Pinsel Hokusais komisch behandelt. Der Anblick der Fremden schien die von einem chinesischen Herodot erzählten Fabeln zu verwirklichen, und ihre Kleidung sollte offenbar das verbergen, was sie als nicht menschliche Wesen verraten haben würde.

So wurde der junge Lehrer, ohne daß er davon eine Ahnung hatte, als ein seltsames Tier eingehend studiert. Bei alledem erwiesen ihm aber seine Schüler nur Artigkeit. Sie behandelten ihn nach jenem chinesischen Gebot, „daß man nicht einmal auf den Schatten eines Lehrers treten dürfe“. Jn jedem Fall fragten Samurai-Schüler wenig danach, ob ihr Lehrer ein Menschenwesen sei oder nicht, solange

er zu unterrichten verstand. Hatte doch den Helden Yoshitstumé ein Tengu die Kunst ein Schwert zu handhaben gelehrt; Wesen von nicht menschlicher Gestalt hatten sich des öftern als Gelehrte und Dichter erwiesen. Aber hinter der nie gelüfteten Maske der Höflichkeit wurde über die Gewohnheiten des Fremden genau Buch geführt, und das endgültige Urteil, das aus solchen Vergleichungen und Beobachtungen resultierte, war nicht allzu schmeichelhaft. Der Lehrer selbst wäre nie imstande gewesen, sich von der Kritik seiner Schüler eine Vorstellung zu machen, noch hätte es sicherlich seine Gemütsruhe bei dem Korrigieren der Schularbeiten im Schulzimmer erhöht, wenn er die Bemerkungen der Schüler verstanden hätte:

„Du kannst an seiner Hautfarbe sehen, wie schlapp sein Fleisch ist. Es wäre ein Kinderspiel, seinen Kopf mit einem Hieb herunterzuschlagen."

Einmal kam es ihm in den Sinn, an ihren Ringübungen teilzunehmen — zum Spaß natürlich — aber sie wollten seine physische Kraft wirklich erproben, er wurde als Athlet nicht sehr hoch veranschlagt: „Seine Arme sind ja stark," sagte einer, „aber er versteht nicht mit dem Körper nachzuhelfen, wenn er sie benützt — und seine Hüften sind sehr schwach — ihm das Rückgrat zu brechen, wäre ein Leichtes." „Ich glaube, es wäre sehr leicht, mit den Fremden zu kämpfen," sagte ein Dritter. „Mit Schwertern wäre es ein Leichtes," entgegnete ein Vierter, „aber in der Handhabung von Feuerwaffen sind sie viel geschickter als wir." □ □ □ □ □ □

□ „All dies können wir lernen," sagte der Erste, „und haben wir erst die abendländische Kriegskunst erlernt, dann brauchen wir uns nicht vor ihren Soldaten zu fürchten."

„Die Fremden sind nicht so abgehärtet wie wir," bemerkte ein anderer, „sie ermüden leicht, und fürchten die Kälte, — den ganzen Winter über muß unser Lehrer in seinem Zimmer ein großes Feuer haben, — müßte ich nur fünf Minuten dort bleiben, hätte ich schon Kopfschmerzen." —

Aber bei alledem waren die Knaben sehr fügsam ihrem Lehrer gegenüber, und er gewann sie lieb.



Veränderungen kamen, wie große Erdbeben kommen, — ohne vorhergehende Warnung: Die feudalen Fürstentümer wurden in Präfekturen umgewandelt, die Vorrechte der Kriegerkaste abgeschafft, das ganze Gesellschaftsgebäude auf neuer Grundlage rekonstruiert. Diese Ereignisse erfüllten den Jüngling mit Trauer, obgleich es ihm nicht schwer fiel, seine Lehnspflicht vom Fürsten auf den Kaiser zu übertragen, und obgleich der Reichtum seiner Familie in keiner Weise durch diese Umwälzung Einbuße erlitt. Alle diese Veränderungen zeigten ihm jedoch, in welcher Gefahr die nationale Kultur schwebte. Sie kündeten das unvermeidliche Verschwinden der alten hohen Ideale und fast aller geliebten Dinge. Aber er war sich dessen wohl bewußt, hier half kein Trauern, — einzig durch die Selbstumwandlung durfte die Nation hoffen, ihre

Unabhängigkeit zu retten. Es war Patriotenpflicht, sich der Notwendigkeit zu fügen und sich darauf vorzubereiten, in dem Drama der Zukunft eine Rolle zu spielen.

In den Samurai-Schulen hatte er so viel Englisch gelernt, daß er sich mit den Fremden gut verständigen konnte. Er stutzte sein langes Haar, legte seine Schwerter ab und begab sich nach Yokohama, um das Studium der Sprachen unter günstigern Verhältnissen fortzusetzen. Der Kontakt mit den Fremden hatte selbst die japanische Hafenbevölkerung umgewandelt — sie waren roh und vulgär, und sprachen und benahmen sich, wie die unteren Volksschichten in seiner Vaterstadt es niemals zu tun gewagt hätten. Die Fremden selbst machten auf ihn einen noch unangenehmeren Eindruck. Es war der Zeitpunkt, wo die fremden Ansiedler den Ton von Siegern gegen Besiegte anschlagen durften und wo das Leben in den offenen Häfen weit weniger anständig war, wie jetzt. Die neuen Ziegelbauten erinnerten in unangenehmer Weise an die japanischen Farbendrucke, die die Sitten und Gebräuche der Ausländer darstellten, und er vermochte seine knabenhaften, phantastischen Vorstellungen über die „Fremden“ nicht so schnell abzustreifen.

Seine Vernunft ließ sich freilich davon überzeugen, daß sie wirklich Menschen waren wie er selbst, aber in seinem innersten Empfinden wollte sich das Verständnis für ihr ihm verwandtes Menschentum noch nicht einstellen.

□ Das Rasseempfinden ist eben älter als die in-

tellektuelle Entwicklung, und er konnte die abergläubischen Vorstellungen, die damit zusammenhängen, nicht so leicht abschütteln. Auch geriet sein kriegerischer Sinn hie und da durch häßliche Dinge, die er sah oder hörte, in Wallung — Vorfälle, die den heißen Impuls seiner Vorfahren in ihm wachriefen, eine Feigheit zu rächen, oder ein Unrecht zu sühnen.

Aber er lernte seinen Widerwillen besiegen, der ein Hindernis für seine Fortbildung sein konnte. Es war Patriotenpflicht, die Natur des Feindes seiner Nation zu studieren. Allmählich eignete er sich die Fähigkeit an, das ihn umgebende Leben vorurteilslos zu beobachten, seine Vorzüge ebenso wie seine Mängel, seine Stärke nicht minder wie seine Schwäche. Er fand Güte, er fand Hingebung an die Ideale, Ideale, die nicht den seinigen glichen, aber denen er seine Achtung nicht versagen konnte, weil sie wie die Religion seiner Vorfahren Selbstverleugnung in vielen Dingen forderten.

Auf diese Weise faßte er Liebe und Vertrauen zu einem alten Missionär, der in seinem Erziehungs- und Bekehrungswerke ganz aufging. Dem alten Manne lag es ganz besonders am Herzen, den Jüngling zu bekehren, bei dem er Fähigkeiten ungewöhnlicher Art erkannte, und er gab sich alle erdenkliche Mühe, das Vertrauen des Knaben zu gewinnen. Er stand ihm in vielen Dingen bei, unterwies ihn im Französischen, Deutschen, Griechischen und Lateinischen und stellte ihm seine große Bibliothek zu freier Verfügung. Zutritt zu einer ausländischen Bibliothek zu haben, die Werke über Geschichte,

Philosophie, Reisebeschreibungen und schöne Literatur enthielt, war damals ein seltenes Privilegium für einen japanischen Studenten. Das Anerbieten wurde daher mit größter Dankbarkeit angenommen, und dem Besitzer der Bibliothek fiel es natürlich nicht schwer, seinen Lieblingsschüler bald zur Lektüre eines Teiles des Neuen Testaments zu bestimmen. Der Jüngling drückte sein Erstaunen darüber aus, „in den Lehren der bösen Sekte" ethische Vorschriften zu finden, die denen des Confucius glichen. Er sagte dem alten Missionär: „Diese Lehre ist uns nicht neu, aber sie ist sicherlich sehr gut. Ich werde das Buch studieren und darüber nachdenken." ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Das Studium und das Nachdenken sollten den Jüngling viel weiter führen, als er für möglich gehalten hätte. Die Erkenntnis, daß das Christentum eine große Religion sei, brachte neue Zugeständnisse anderer Art mit sich, neue Vorstellungen über die Zivilisation der christlichen Rassen. Es schien damals vielen denkenden Japanern, vielleicht sogar auch den kühnen Geistern, die die nationale Politik leiteten, daß es vielleicht Japans Los sei, unter fremde Herrschaft zu kommen. Noch war freilich Hoffnung vorhanden, dies zu vermeiden und insolange auch nur der Schatten einer Hoffnung blieb, war jedermanns Pflicht sonnenklar. Aber die Macht, die das Kaisertum bedrohte, schien unwiderstehlich. Und indem er diese ungeheure Macht studierte, konnte der

junge Samurai nicht umhin, sich mit einer Verwunderung, die an Furcht grenzte, zu fragen, woher diese fremde Zivilisation ihre Stärke schöpfte. Konnte sie, wie sein alter Lehrer behauptete, in irgend einer okkulten Beziehung zu einer höheren Religion stehen? Die alte chinesische Philosophie, die behauptete, die Glückseligkeit eines Volkes stehe im Verhältnis zu seiner Befolgung göttlicher Gesetze und seinem Gehorsam gegenüber den Lehren seiner Weisen, bestätigte eine solche Theorie. Und kam die überlegene Macht der abendländischen Zivilisation wirklich von der Überlegenheit der abendländischen Ethik, war es da nicht klare Pflicht jedes Patrioten, sich diesem höheren Glauben anzuschließen und die Bekehrung der ganzen Nation anzustreben? Ein Jüngling dieser Zeit, auferzogen in dem Geiste der chinesischen Wissenschaft, und naturgemäß in Unkenntnis der Geschichte der sozialen Evolution des Abendlandes, konnte sich unmöglich vorstellen, daß die höchsten Formen des materiellen Fortschritts durch eine erbarmungslose Konkurrenz entstanden seien, die nicht nur den Prinzipien des christlichen Idealismus widerstreitet, sondern auch mit jedem ethischen Prinzip unvereinbar ist.

Selbst jetzt noch glauben Millionen gedankenloser Menschen des Abendlandes an irgend einen göttlichen Zusammenhang zwischen der Militärmacht und dem christlichen Glauben, und selbst von den Kanzeln wird göttliche Rechtfertigung für politische Raubzüge verkündet, und Erfindungen von Explosivgeschossen werden als göttliche Inspiration dar-

gestellt. Bei uns ist der Aberglaube nicht auszurotten, daß die Rassen, die sich zum Christentum bekennen, von der Vorsehung ausersehen seien, andersgläubige Rassen zu berauben und zu vernichten. Einige Philosophen haben die Überzeugung ausgesprochen, daß wir noch Tor und Odin anbeten, nur mit dem Unterschied, daß Odin ein Mathematiker geworden ist, und daß jetzt der Hammer „Mjölne" mit Dampf arbeitet. Aber solche Männer werden von den Missionären für Atheisten und unsittliche Menschen erklärt.

Doch wie dem auch sei, es kam der Tag, da der junge Samurai beschloß, sich ungeachtet des heftigen Widerstands seiner Angehörigen zum Christentum zu bekennen. Dies war ein kühner Schritt, aber die strenge Zucht seiner Jugenderziehung hatte seinen Charakter gestählt, und nichts konnte ihn in seinem Entschlusse wankend machen, selbst nicht der Kummer seiner Eltern. Sein Abfall von dem Glauben seiner Ahnen bedeutete für ihn mehr als einen vorübergehenden Schmerz: er verlor sein Erbrecht, er setzte sich der Verachtung seiner Kameraden aus, büßte seinen Rang ein und sah sich ohne alle Existenzmittel. Aber sein Samurai-Idealismus hatte ihn gelehrt, Eigensucht zu verachten. Er sah und dachte nur an das, was ihm als seine Pflicht als Patriot und Wahrheitssucher erschien, und er folgte diesem Gebot ohne Furcht und Zaudern. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



▢ Diejenigen, welche hoffen, ihren eigenen abendländischen Glauben an Stelle einer alten Religion setzen zu können, die sie mit Zuhilfenahme von Argumenten der modernen Wissenschaft bekämpfen, bedenken nicht, daß die gegen den alten Glauben ins Treffen geführten Beweisgründe mit gleicher Kraft gegen den neuen angewendet werden können. Unfähig, sich selbst zu höheren Gedankensphären aufzuschwingen, vermag der Durchschnittsmissionär nicht vorauszusehen, welche Wirkung sein mangelhafter Unterricht auf Individuen von weit höherer Intelligenz als seiner eigenen, ausüben wird. Er ist deshalb erstaunt und betroffen, zu sehen, daß gerade seine intelligentesten Schüler sich am frühesten vom Christentum wieder lossagen. Den religiösen Glauben bei einem klugen Menschen zu zerstören, der mit der buddhistischen Schöpfungsgeschichte zufrieden war, weil er die modernen Wissenschaften nicht kannte, das ist nicht schwer; aber demselben Geiste abendländische Religion an Stelle orientalischen Gefühlslebens einzupflanzen, presbyterianische, lutherische oder päpstliche Dogmen an Stelle von chinesischer oder buddhistischer Ethik zu setzen, ist nicht möglich. Die psychologischen Schwierigkeiten eines solchen Vorgehens werden von den modernen Evangelisten nicht erkannt. Schon in alten Zeiten, als der Glaube der Jesuiten und der Mönche nicht weniger abergläubisch war als die Religion, die sie überwinden wollten, waren dieselben tiefwurzelnden Hindernisse vorhanden, und die spanischen Priester mochten selbst, während ihr felsenfester Glaube

und ihr fanatischer Feuereifer Wunder vollbrachten, die Empfindung gehabt haben, daß sie zur völligen Verwirklichung ihres Traumes die Unterstützung des Schwertes nicht würden entbehren können. Heutzutag sind die Bedingungen für Bekehrungswerke weit ungünstiger, als es jemals im sechzehnten Jahrhundert der Fall war. Das Erziehungssystem wurde auf wissenschaftlicher Basis umgestaltet: Unser religiöser Glaube ist durch eine Moral ersetzt worden, die die ethischen Forderungen auf rein sozialer Grundlage durchführt; und die Menge unserer Kirchen beweist keine Zunahme der Gläubigkeit, sondern nur einen gesteigerten Respekt vor der Konvention. Nie werden die abendländischen Konventionen im Osten herrschend sein, und nie wird man ausländischen Missionären gestatten, in Japan die Rolle der Sittenwächter zu spielen.

Schon haben die liberalen unter unseren Kirchen, die, deren Kultur die umfassendste ist, die Vergeblichkeit der Missionsarbeit erkannt. Aber es ist nicht notwendig, den alten Dogmatismus ganz zu stürzen, wenn man ein buddhistisches Volk lehren will, der Wahrheit näher zu kommen: sorgfältige Erziehung würde allein schon genügen, und die Nation, bei der das Erziehungswesen am höchsten steht, die Deutschen, senden keine Missionäre mehr in das Innere des Landes. Ein weit bedeutsamerer Erfolg der Missionsbemühungen, als der unvermeidliche, alljährliche Bericht über neue Bekehrungen, war die Reorganisation der Landesreligion, und ein neuerlicher Regierungserlaß, der die höhere Erziehung der Priesterschaft forderte. Ja,

lange vor diesem Erlaß, hatten die wohlhabenden Sekten buddhistische Schulen nach abendländischem System errichtet, und die Shinshu-Sekte kann schon auf viele in Paris und Oxford erzogene Bekenner hinweisen, Männer, die den Sanskritgelehrten der ganzen Welt bekannt sind. Sicher wird Japan höhere Glaubensformen brauchen, als es seine mittelalterlichen waren, aber diese müssen sich selbst aus den alten Formen herausentwickeln. Von innen heraus, nicht von außen, muß die Renaissance kommen. Ein durch die abendländische Wissenschaft gestärkter Buddhismus wird den zukünftigen Bedürfnissen der Nation entsprechen.

Durch den neuen Proselyten in Yokohama sollten die christlichen Missionäre bald eine ihrer beschämendsten Niederlagen erfahren.

Stellung und Reichtum hatte er aufgeopfert, um ein Christ zu werden, oder eigentlich das Glied einer fremden Religionssekte, und schon nach wenigen Jahren, fiel er öffentlich von dem Glauben ab, den er um einen solchen Preis erwählt hatte! Er hatte die großen modernen Geister studiert und war in ihre Ideen besser eingedrungen, als seine Lehrer, die nicht mehr vermochten, seine Fragen zu beantworten, — es sei denn durch die Behauptung, daß Bücher, deren teilweises Studium sie ihm empfohlen hatten, als Ganzes eine Gefahr für den Glauben bedeuteten. Da sie aber außer stande waren, die angeblichen Irrlehren dieser Bücher zu beweisen, blieben ihre Warnungen unwirksam. Er sagte sich von der Kirche los, nach einer offenen Erklärung, daß ihre Lehrsätze nicht auf wah-

rer Vernunft oder wirklichen Fakten beruhen, und daß er sich berufen fühle, die Anschauung der Männer anzunehmen, die seine Lehrer als Feinde des Christentums verdammt hatten. Sein Abfall machte ungeheures Aufsehen.

Der wirkliche Abfall sollte jedoch erst kommen. Im Gegensatz zu anderen, die eine solche Erfahrung gemacht hatten, wußte er, daß die Religionsfrage für ihn nur zeitweilig in den Hintergrund getreten war, und daß er kaum noch das Alphabet dessen gelernt hatte, was noch zu lernen war. Er hatte den Glauben an den relativen Wert der Religionen als bewahrende und zurückhaltende Mächte behalten. Die unklare Vorstellung einer Wahrheit, — der Wahrheit eines bestehenden Zusammenhanges zwischen den Zivilisationen und ihren Religionen, — hatte ihn zuerst auf den Pfad gelockt, der zu seiner Bekehrung führte. Die chinesische Philosophie lehrte ihn das, was die moderne Soziologie als Gesetz erkennt: Daß kein menschliches Gemeinwesen je ohne Priesterschaft höhere Entwicklung erreicht hat. Und der Buddhismus hatte ihn gelehrt, daß selbst die Wunder dem schlichten Geist in Parabelform als Wirklichkeit vorgeführt, ihren Wert und ihre Berechtigung als Hilfsmittel zur Entwicklung des ethischen Lebens des Menschengeschlechtes haben können. Von diesem Gesichtspunkt blieb sein Interesse für das Christentum unvermindert. Obgleich er das, was ihm sein Lehrer von der höheren Moral der christlichen Nationen gesagt hatte, bezweifelte, — allerdings hatte er in dem Leben der offenen Häfen keine richtigen Beispiele dafür ge-

funden, — wünschte er doch sich von dem Einfluß der Religion auf die Sittlichkeit durch eigene Anschauung im Abendlande zu überzeugen. Er beschloß, europäische Länder zu besuchen und die Ursache ihrer Entwicklung und den Grund ihrer Macht zu studieren.

Diesen Entschluß konnte er früher ausführen, als er gehofft hatte.

Die intellektuelle Regsamkeit, die ihn in religiösen Dingen zu einem Zweifler gemacht hatte, hatte ihn auch zum politischen Freidenker gemacht. Er zog sich die Ungnade der Regierung zu durch öffentliche Äußerungen, die in Widerspruch mit der herrschenden Politik standen, und mußte gleich anderen Unvorsichtigen, die unter dem Einflusse der neuen Ideen handelten, sein Vaterland verlassen. Es begann für ihn eine Reihe von Wanderungen, die ihn allmählich rings um die Welt führten. Zuerst bot ihm Korea eine Zuflucht, dann China, wo er als Lehrer sein Dasein fristete, bis er sich endlich eines Tages an Bord eines Schiffes fand, das nach Marseille segelte. Er besaß nur wenig Geld, aber er machte sich keine Gedanken darüber, wie er in Europa leben können würde. Jung, stark, athletisch gebaut, genügsam und an Entbehrungen gewöhnt, fühlte er sich seiner selbst sicher, und überdies hatte er Briefe an Europäer, die ihm weiter helfen würden.

Aber Jahre sollten vergehen, ehe er sein Geburtsland wiedersehen konnte. □ □ □ □ □ □ □



□ Während dieser Jahre lernte er die abendländische Zivilisation so gründlich kennen wie wenige Japaner. Denn er wanderte durch Europa und Amerika, lebte in vielen Städten, und betätigte sich auf vielen Gebieten, bald geistig, häufiger durch seiner Hände Arbeit, und war so in der Lage, die höchsten und niedersten, die besten und schlechtesten Seiten dieses Lebens zu studieren. Aber er sah mit den Augen des Orientalen, und seine Art zu urteilen war anders als die unsere. Denn ebenso wie der Abendländer den fernen Osten betrachtet, betrachtet der Orientale das Abendland. — Was in der eigenen Schätzung am höchsten steht, wird naturgemäß von dem Fremden am niedrigsten gewertet werden, und beide haben darin sowohl recht wie unrecht. Es hat niemals ein vollkommenes gegenseitiges Verständnis gegeben, und wird niemals ein solches geben.

Größer und mächtiger als seine Vorstellungen erschien ihm das Abendland, eine Welt von Riesen! Und das, was auch den mutigsten Abendländer bedrückt, wenn er sich allein und ohne Mittel und Freunde in einer großen Stadt sieht, muß gar oft den Geist des orientalischen Landflüchtigen bedrückt haben. Die vage Unruhe des Vereinsamten, unbeachtet zu sein, inmitten einer Million hastender Menschen, in dem betäubenden Getöse des Verkehrs, angesichts der monströsen, seelenlosen Architektur, der überwältigenden Aufhäufungen von Reichtümern, die Geist und Hand zwingen, — maschinengleich, — ihr Arbeitsvermögen bis zur äußersten Grenze menschlicher Kraft anzustrengen. Vielleicht

sah er solche Städte, wie Doré London sah: als einen mächtigen Mammonstempel, mit schweren düsteren Bogen und Steingewölben, die sich in unermeßlichen Reihen hintereinander öffneten, mit gemauerten Bergen, an deren Fuß die Arbeit glühte und dampfte, wie die Wellen eines Feuermeers, und mit unendlichen Klüften, in denen die geordnete Arbeit die Resultate von jahrhundertelangen Anstrengungen zur Schau stellte. Aber nirgends sprach etwas zu seinem Schönheitssinn in all diesen endlosen Steinklüften, die die Sonne, den Himmel und die Winde ausschlossen. All das, was uns zu großen Städten zieht, bedrückte ihn und stieß ihn ab, selbst das glänzende Paris erfüllte ihn bald mit Überdruß.

Paris war die erste fremde Stadt, wo er sich länger aufhielt. Die französische Kunst, wie sie die ästhetischen Gedanken der begabtesten europäischen Nation spiegelte, überraschte ihn sehr, aber ohne ihn zu entzücken. Worüber er sich am meisten verwunderte, waren ihre Studien des nackten Körpers, in denen er nur das offene Eingeständnis einer menschlichen Schwäche erblickte, die seine stoische Erziehung ihn gelehrt hatte, — nächst der Feigheit und Unverläßlichkeit am tiefsten zu verachten. Auch die moderne französische Literatur gab ihm Anlaß zur Verwunderung. Er vermochte die erstaunliche Kunst der Erzählung nicht zu würdigen; den Wert der Technik an sich konnte er kaum schätzen, und hätte man ihm das Verständnis hierfür erschließen können wie einem Europäer, wäre er nichtsdestoweniger überzeugt geblieben, daß eine solche Art,

seelische Kräfte für eine rein ästhetische Tätigkeit zu vergeuden, ein Zeichen sozialer Entartung sei. Und bald fand er in dem luxuriösen Leben der Hauptstadt selbst die Bestätigung dessen, was er aus der Literatur und Kunst gefolgert hatte. Er besuchte die Vergnügungsorte, die Theater, die Oper, er sah mit den Augen eines Asketen und Soldaten und verwunderte sich, warum das, was in den Augen des Abendländers den Wert des Lebens ausmachte, sich so wenig von dem unterschied, was dem Orientalen als Torheit und Weichlichkeit galt. Er sah auf fashionablen Bällen von der Mode sanktionierte Entblößungen des weiblichen Körpers, auf Eindrücke berechnet, die eine japanische Frau aus Scham hätten in den Boden versinken lassen, und er verwunderte sich, daß Abendländer von der natürlichen, sittsamen, gesunden Halbnacktheit der orientalischen Bauern bei ihrer Arbeit in der sommerlichen Sonne chokiert waren. Er sah Kathedralen und Kirchen in großer Zahl, und dicht daneben die Paläste des Lasters und Geschäfte, die durch den Verkauf schamloser Abbildungen, florierten. Er lauschte den Predigten großer Kanzelredner und hörte Blasphemien gegen alle Glaubenslehren, er sah die Kreise der Reichen und die Kreise der Armut und die Abgründe, die sich unter beiden öffneten. Die versittlichende Macht der Religion sah er nirgends.

Diese Welt hatte keinen Glauben, es war eine Welt des Trugs, der Verstellung, der Vergnügungssucht, des Egoismus, nicht von der Religion beherrscht, sondern von der Politik, eine Welt, in der geboren zu sein, wahrlich kein Glück zu nennen war!

□ Das düsterere, imposantere, überwältigendere England bot ihm andere Probleme. Er studierte seinen ins Unermeßliche wachsenden Reichtum und dessen Kehrseite, den Schmutz und das Elend, das in seinem Schatten so üppig wuchert. Er sah die großen Häfen vollgepfropft mit den Reichtümern von hundert Ländern, das meiste Raubgut, und erkannte, daß die Engländer gleich ihren Vorfahren eine Rasse von Plünderern waren, und erwog, wie das Schicksal seiner Millionen sich gestalten würde, wenn es ihnen — sei's auch nur einen Monat lang, nicht möglich wäre, andere Nationen zu zwingen, alles für sie zu beschaffen. Er sah die Liederlichkeit und die Trunksucht, die die Nacht in dieser größten Stadt der Welt zu etwas Verabscheuungswürdigem machte, und er staunte über die konventionelle Heuchelei, die sich blind stellt; über die Religion, die Dankgebete spricht, angesichts solcher Verhältnisse; über die Verblendung, die Missionäre dorthin sendet, wo man ihrer nicht bedarf; und über die gedankenlose Wohltätigkeit, die in ihrer Weise zur Verbreitung von Krankheit und Laster beiträgt. Er las auch, daß ein großer Engländer,[5] der viele Länder bereist hatte, erklärte, ein Zehntel der Bevölkerung Englands bestehe aus berufsmäßigen Verbrechern und Armenhäuslern. Und all dies, ungeachtet der Myriaden von Kirchen, und der zahllosen Gesetzesbestimmungen! Sicherlich, die englische Zivilisation zeigte ihm weniger als irgend eine andere, die angebliche Macht jener Religion, die man ihn gelehrt hatte, als den Ursprung allen Fortschritts anzusehen. Das englische Straßen-

leben enthüllte ihm ganz andere Bilder. In den Straßen buddhistischer Städte sah man nichts dergleichen. — Nein, diese Zivilisation war ganz einfach das Resultat eines verruchten Kampfes zwischen dem Arglosen und dem Hinterlistigen, dem Schwachen und dem Starken, wobei sich Stärke und Findigkeit verbündeten, um den Schwachen in eine gähnende Hölle zu stürzen. In Japan würde man sich, selbst in den wildesten Fieberträumen, einen solchen Zustand nicht vorstellen können! Aber dennoch konnte er nicht umhin, zuzugestehen, daß die materiellen und intellektuellen Resultate dieser Verhältnisse überwältigend waren; und obgleich das Böse, das er sah, das Maß dessen überschritt, was er für möglich gehalten hatte, sah er auch viel Gutes bei Arm wie bei Reich — die zahlreichen Widersprüche, und die verblüffende Mischung von Gut und Böse war ihm ein Rätsel, das sein Verstand nicht lösen konnte.

Er liebte das englische Volk mehr als die anderen Nationen, die er kennen gelernt hatte. Das Auftreten der englischen Gentry erinnerte ihn an das der Samurais. Hinter ihrer förmlichen Kälte konnte er große Anlagen zu Freundschaft und Güte erkennen, eine Tiefe der Empfindung, und einen hohen Mut, der eine halbe Welt unter englische Herrschaft gebracht hatte. Aber ehe er England verließ, um nach Amerika zu gehen, wo er ein weiteres Feld menschlicher Betätigung studieren wollte, hatten die Verschiedenheiten zwischen den Nationalitäten an Interesse für ihn verloren. Sie verblaßten vor seinem Blicke bei seinem wachsenden Verständnis für die Zivilisation des Abendlan-

des, als eines überwältigenden Ganzen, das überall in imperialistischen, monarchischen oder demokratischen Formen, dieselben unerbittlichen Notwendigkeiten mit denselben erstaunlichen Resultaten zeigte, und überall auf Grundlagen und Ideen basierte, die das totale Gegenteil von denen des fernen Ostens waren. In einer solchen Zivilisation fand er nichts, was er lieben konnte, solange er mitten darin lebte, und nichts, was er vermissen würde, wenn er für immer davon Abschied nahm. Sie stand seinem Seelenleben ebenso fern, wie das Leben auf einem anderen Planeten und unter einer anderen Sonne. Aber er konnte begreifen, was diese Nation wert war, wenn man den Maßstab des menschlichen Leides daran anlegte, er fühlte ihre drohende Macht, und ahnte die unermeßliche Bedeutung ihrer intellektuellen Überlegenheit.

Und er haßte sie; haßte ihren ungeheuren, unfehlbar fungierenden Mechanismus; haßte ihre berechnete Stabilität, haßte ihre Konventionen, ihre Habsucht, ihre blinde Grausamkeit, ihre ungeheure Scheinheiligkeit, die abschreckende Häßlichkeit ihrer Armut und die Frechheit ihres Reichtums. Bodenlose Tiefen des Verfalls hatte sie ihm gezeigt, aber keine Ideale, die den Idealen seiner Jugend gleichwertig gewesen wären. Es war alles ein großer wilder Krieg, und es schien ihm geradezu ein Wunder, daß so viel wahre Güte, die er selbst erfahren hatte, sich dabei erhalten konnte. Die wahre Überlegenheit des Abendlandes war bloß von intellektueller Art: weitgestreckte steile Höhen des Wissens, unter deren ewigem Schnee das Gefühls-

leben erstarren mußte. Sicherlich, die alte japanische Zivilisation des Wohlwollens und der Tugend stand unvergleichlich höher in ihrer Auffassung des Glücks, in ihren ethischen Bestrebungen, ihrer vertieften Gläubigkeit, ihrem freudigen Mut, ihrer Schlichtheit und Selbstlosigkeit, ihrer Mäßigkeit und Genügsamkeit! Die Überlegenheit des Abendlandes war keine ethische. Sie lag in Kräften des Intellekts, die, durch unermeßliches Leid entwickelt, an der Vernichtung des Schwachen durch den Starken angewendet wurden.

Und doch, diese abendländische Wissenschaft überzeugte ihn mit ihrer unwiderleglichen Logik, daß diese Zivilisation allmählich immer größere Macht gewinnen und wie eine unwiderstehliche, unentrinnbare, unermeßliche Sintflut des Weltleids, sich über die Erde ergießen wird.

Japan mußte sich in die neuen Lebensformen fügen und sich die neuen Denkmethoden aneignen. Es gab keine andere Alternative. Und nun überkam ihn der Zweifel aller Zweifel, die Frage, die sich den Weisen aller Länder aufgedrängt hat: *Ist die Weltordnung moralisch?* Auf diese Frage hatte der Buddhismus die tiefste Antwort gegeben.

Aber ob moralisch oder nicht, gemessen mit dem unzulänglichen menschlichen Empfinden, eines blieb, was keine Logik erschüttern konnte: die Gewißheit, daß der Mensch die höchsten ethischen Ideale mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft bis zum unbekannten Ende anstreben müsse, und sollten sich ihm auch die Sonnen in ihrem Lauf entgegenstellen.

Die Notwendigkeit würde die Japaner zwingen,

sich die fremde Wissenschaft anzueignen, vieles von der materiellen Zivilisation ihrer Feinde zu adoptieren, aber eine solche Notwendigkeit konnte sie nicht zwingen, ihre Ideen über Recht und Unrecht, Pflicht und Ehre aufzugeben. Langsam nahm ein Vorsatz in seinem Geiste Gestalt an, ein Vorsatz, der ihn in der Folge zum Führer und Lehrer seines Volkes machen sollte. Mit all seiner Kraft wollte er für die Erhaltung des Besten der alten Zeit wirken und sich furchtlos der weiteren Einführung all dessen entgegenstemmen, das nicht wesentlich der Selbsterhaltung und Selbstentwicklung seiner Nation förderlich war. Wohl konnte er scheitern, aber er konnte doch hoffen, aus dem allgemeinen Schiffbruch etwas Wertvolles zu retten. Die Verschwendungssucht des abendländischen Lebens hatte ihm mehr Eindruck gemacht als seine Vergnügungsgier und seine Leidensfähigkeit. In der reinlichen Armut seines eigenen Landes erblickte er Kraft, in seiner selbstlosen Sparsamkeit sah er die einzige Aussicht für den Wettbewerb mit dem Abendland. Die fremde Zivilisation hatte ihn gelehrt, den Wert und die Schönheit seines eigenen Landes zu verstehen, wie er es sonst nie zu verstehen vermocht hätte, und er verzehrte sich in Sehnsucht nach der Stunde, die ihm die Erlaubnis bringen würde, in sein Geburtsland zurückzukehren. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Es war in dem durchsichtigen Halbdunkel eines wolkenlosen Aprilmorgens, kurz vor Sonnenaufgang,

als die Berge seiner Heimat wieder vor ihm auftauchten. Langgestreckte Höhenzüge, die dunkelviolett aus dem tiefschwarzen Wasser emporragten. Hinter dem Dampfer, der den Verbannten heimwärts trug, färbte sich der Horizont allgemach mit rosigen Flammen. Auf dem Deck standen schon einige Fremde, die sich den ersten, schönsten Anblick des Fuyi vom Meere aus nicht entgehen lassen wollten, denn der erste Anblick des Fuyi bleibt unvergeßlich in diesem und dem künftigen Leben. Sie blickten über die stufenförmig aufsteigenden gezackten Bergriesen in die tiefe Nacht, in der noch Sterne flimmerten, und sie konnten den Fuyi nicht sehen. „Ah,“ lachte ein Offizier, an den sie sich wendeten, „Sie blicken zu niedrig, Sie müssen höher blicken, höher, viel höher!“

Dann blickten sie hinauf, hinauf, hinauf in das Herz des Himmels und sahen den mächtigen Gipfel in rosigem Schimmer erglühen wie eine wundersame geisterhafte Lotosknospe im Morgenrot des kommenden Tages: ein Schauspiel, das sie sprachlos machte. Der ewige Schnee färbte sich golden und verblaßte dann wieder, als die Sonne ihre Strahlen daraufsandte. Über den dunklen Bergrücken, ja über den Sternen selbst schien der Wunderberg zu schweben, denn die mächtige Basis blieb noch unsichtbar. Und die Nacht entfloh, ein sanftes blasses Licht huschte über das Himmelsgewölbe und erweckte schlummernde Farben. Und vor den Blicken der Betrachter öffnete sich die leuchtende Bucht Yokohamas mit dem heiligen Berge, dessen gespenstischer Gipfel über dem unsichtbaren Grunde wie eine schneeverhüllte Geistererscheinung in dem

unendlichen Himmelsraum über allem zu schweben schien. In den Ohren der Reisenden klang noch das Wort „Ah, Sie müssen höher blicken, höher, viel höher!" — und lieh dem mächtigen, unwiderstehlichen Gefühl, das in ihren Herzen schwoll, einen bestimmten Rhythmus. Dann versank alles für ihn in einen Nebel. Er sah weder den Fuyi dort oben, noch die nahen Berge unten, die ihr duftiges Blau unter den Strahlen der Sonne in Grün wandelten, noch das Gewirr der Schiffe in der Bucht, noch etwas von dem neuen Japan. Vor seinem Geiste tauchte das alte Japan auf: Der Landwind, erfüllt vom Duft des Frühlings, strich über ihn hin und löste aus lange verschlossenen Räumen die Schatten von allem, was er einst verlassen hatte, und vergessen wollte. Er sah die Gesichter seiner teuren Toten, er erkannte ihre Stimmen über das Grab hinaus. Er war wieder ein kleiner Knabe in seines Vaters Yashiki, der aus einem leuchtenden Zimmer in das andere lief, auf besonnten Plätzen spielte, wo Blätterschatten über den Rasen glitten, oder in den weichen grünen träumerischen Frieden der Landschaft blickte. Wieder fühlte er die sanfte Berührung von seiner Mutter Hand, die seine trippelnden Schrittchen zu der Morgenandacht vor dem kleinen Hausaltar, vor die Ahnentafel der Vorfahren geleitete, und die Lippen des Mannes murmelten wieder, mit plötzlich neuem Sinn, das schlichte Gebet des Kindes. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢


DER GEIST DER
JAPANISCHEN
ZIVILISATION

HNE ein einziges Schiff einzubüßen und ohne eine einzige Schlacht zu verlieren, hat Japan die Macht Chinas gebrochen, ein neues Korea geschaffen, sein eigenes Territorium erweitert und die ganze politische Physiognomie Ostasiens verändert. Wie erstaunlich dies schon in politischer Beziehung ist, erscheint es in psychologischer noch überraschender; denn es repräsentiert ein Spiel von Kräften, die man im Auslande dieser Rasse kaum zugetraut hatte, Kräfte einer sehr hohen Ordnung. Der Psychologe weiß, daß die Adoptierung der sogenannten „abendländischen Zivilisation“ innerhalb eines Zeitraums von dreißig Jahren nicht die Erwerbung von organischen Fähigkeiten bedeuten kann, die das japanische Hirn früher nicht besessen hatte. Er weiß, daß dies nicht irgend eine plötzliche Veränderung der geistigen und moralischen Beschaffenheit der Rasse zur Folge haben kann. Solche Wandlungen vollziehen sich nicht in einer Generation. Übermittelte Zivilisation wirkt noch langsamer, braucht sogar Hunderte von Jahren zur Herbeiführung bestimmter, bleibender psychologischer Resultate.

In diesem Lichte betrachtet, ist Japan das merkwürdigste Land der Welt. Und das Wunderbarste in der ganzen Episode seiner Okzidentalisierung ist, daß das Hirn der Rasse einer solchen Erschütterung standhalten konnte. Ein solches Faktum steht in der Geschichte der Menschheit einzig da. — Was hat es zu bedeuten? Nichts Geringeres als eine Neuorganisierung eines Teils des vorhandenen Denk-

apparats — und schon dies bedeutete den Tod für viele kühne junge Geister. Die Adoptierung westlicher Zivilisation war keineswegs eine so leichte Sache, wie gedankenlose Leute annahmen, und es ist offenbar, daß diese geistige Reorganisation, die mit hohen Kosten erkauft wurde, nur auf jenen Gebieten gute Resultate erzielte, in denen die eigenartige Begabung der Nation schon früher zutage getreten war. So war die Anwendung westlicher industrieller Erfindungen in den Händen der Japaner bewunderungswürdig, hat sich in Industrien bewährt, in denen die Japaner schon seit altersher, in ihrer eigenen besonderen Weise Bemerkenswertes leisteten. Es war keine eigentliche Umgestaltung; die alten Fähigkeiten wurden vielmehr in neue Bahnen gelenkt. Die wissenschaftlichen Berufe zeigen denselben Entwicklungsverlauf. Für gewisse wissenschaftliche Berufe, wie Medizin, Chirurgie (es gibt keine geschickteren Wundärzte als die Japaner), Chemie, Mikroskopie, besitzen die Japaner eine natürliche Begabung, und auf allen diesen Gebieten haben sie schon Weltberühmtes geleistet. In der Kriegskunst und Staatskunst haben sie wunderbares Können bewiesen, und die Geschichte Japans offenbart uns ihre großen militärischen und politischen Fähigkeiten. Auf allen dem nationalen Geiste fremden Gebieten wurde jedoch nichts Besonderes geleistet. So scheint beispielsweise das Studium abendländischer Kunst, Musik, Literatur eine reine Zeitvergeudung gewesen zu sein.[1] Diese Dinge wenden sich in hohem Maße an unser Empfindungsleben; sie wirken aber in keiner Weise auf das

Empfindungsleben der Japaner. Jeder ernste Denker weiß, daß eine Umwandlung des Empfindens des Individuums durch die Erziehung unmöglich ist. Es wäre absurd anzunehmen, daß eine solche Umwandlung des emotionellen Charakters einer orientalischen Rasse innerhalb des kurzen Zeitraums von dreißig Jahren durch den bloßen Kontakt mit abendländischen Ideen möglich wäre. Das Empfindungsleben, das älter und tiefer ist als das geistige Leben, kann durch die Veränderung des Milieus ebensowenig umgestaltet werden, wie sich die Oberfläche des Spiegels durch vorüberhuschende Bilder verändert... Alles, was Japan so wunderbar zu leisten vermochte, hat es ohne Umgestaltung seines Selbst vollbracht, — und diejenigen, die glauben, es sei uns im Empfinden näher gerückt, als vor dreißig Jahren, verkennen unwiderlegliche Gesetze der Wissenschaft.

Unsere Sympathie wird von unserem Verständnis begrenzt. Wir sympathisieren in dem Grade, in dem wir begreifen. Ein Europäer mag sich einbilden, daß er mit einem Chinesen oder Japaner sympathisiert, aber die Sympathie kann immer nur auf eine gewisse kleine Oberfläche allgemeinmenschlicher Empfindungen beschränkt bleiben, jene Seiten, in denen der Mann und das Kind eins sind. Das komplizierte Gefühlsleben des Orientalen setzt sich aus einer Reihe von ancestralen und individuellen Erfahrungen zusammen, für die im Abendland keine Analogie vorhanden ist, und die wir deshalb nicht in vollem Maß erfassen. Aus den gleichen Gründen vermag der Japaner, selbst wenn er es

wollte, dem Europäer kein vollkommenes Verständnis entgegenzubringen. Während es also dem Europäer nicht möglich ist, die richtigen Werte des Geistes- und Seelenlebens der Japaner (eines ist ja mit dem anderen verwoben) zu erkennen, vermag er sich gleichzeitig nicht des Eindrucks zu erwehren, daß dieses Innenleben im Vergleich mit dem unserigen, sehr unbedeutend ist. Es ist zierlich, es hat latente Möglichkeiten von auserlesenem Reiz und Wert, aber es ist andererseits so diminutiv, daß das des Abendländers im Vergleich damit überwältigend erscheint.

Denn wir können nur nach sichtbaren und greifbaren Manifestationen urteilen. Und tun wir dies, welch ein Kontrast ergibt sich dann zwischen westlicher und östlicher Gefühls- und Gedankenwelt! Weit größer als zwischen den gebrechlichen Holzstraßen der japanischen Hauptstadt und der massiven Solidität einer Verkehrsader in London oder Paris. Vergleicht man nun die Ausdrucksformen, die der Osten und der Westen ihren Träumen, Bestrebungen und Empfindungen gegeben haben, vergleichen wir beispielsweise eine gotische Kathedrale mit einem Shintotempel, eine Verdische Oper oder Wagnersche Trilogie, mit einer Geishaaufführung, ein europäisches Epos mit einer japanischen Dichtung: wie inkommensurabel ist der Unterschied an Gefühlsstärke, an Macht der Phantasie und künstlerischer Synthese! Unsere Musik ist freilich eine wesentlich moderne Kunst, aber auch in der Vergangenheit ist der Unterschied an schöpferischer Kraft zwischen japanischer und euro-

päischer Kunst kaum weniger markant, sicherlich nicht in der Periode römischer Machtentfaltung, der Zeit der riesigen Amphitheater und Aquädukte, die sich über ganze Provinzen erstreckten, noch in der griechischen Periode göttlicher Skulpturen und unvergleichlicher Poesie.

Und dies führt zu einer anderen Eigentümlichkeit in der plötzlichen Entwicklung der japanischen Rasse. Wo finden wir die äußeren materiellen Zeichen jener ungeheueren Kraft, die sie in der Industrie und im Kriege an den Tag gelegt hat? Nirgends! Das, was wir in ihrem seelischen und geistigen Leben vermissen, vermissen wir auch in ihrer Industrie und in ihrem Handelsverkehr: die Großzügigkeit!

Das Land bleibt, was es war. Seine Physiognomie hat sich in all den Veränderungen der Meijiperiode kaum verändert. Die Miniatureisenbahnen und Telegraphenstangen, die Brücken und Tunnels verschwinden beinahe in dem uralten Grün der Landschaft. In all den Städten, mit Ausnahme der offenen Häfen und ihrer Fremdenniederlassungen gibt es kaum einen Straßenzug, der den Einfluß der abendländischen Ideen zeigen würde. Man könnte zweihundert Meilen durch das Innere des Landes reisen, ohne auf merkbare Zeichen moderner Zivilisation zu stoßen. Nirgends findet man, daß der Handel sich in gigantischen Warenhäusern selbstbewußt ausbreitet, oder daß die Industrie ihre Maschinen in Riesenhallen anhäuft. Eine japanische Stadt ist das, was sie vor tausend Jahren war: nicht viel mehr, als ein Gewirr kleiner hölzerner

Häuschen, äußerst pittoresk wie Lampions, aber kaum weniger gebrechlich. Und nirgends ist großes Getriebe oder Geräusch, kein starker Verkehr, kein Drängen und Stoßen zu bemerken. Selbst in Tokio kann man, wenn man will, ländliche Stille genießen. Dieser Mangel sichtbarer und hörbarer Zeichen der neu entdeckten Kraft, die die Märkte des Abendlandes bedroht und die Landkarte des Ostens verändert, ruft einen seltsamen, ich möchte fast sagen, gespenstischen Eindruck hervor. Es ist beinahe dasselbe Gefühl, das einen überkommt, wenn man Meilen weit gepilgert ist, um ein japanisches Heiligtum zu sehen, und dann nichts findet als Öde, Schweigen und Einsamkeit, — ein geisterhaftes, leeres Holzgebilde, das in tausendjährigem Schatten modert. Die Kraft Japans bedarf gleich der Kraft seines uralten Glaubens keiner großen Manifestationen. Beide wurzeln da, wo die echte Kraft jedes großen Volkes wurzelt: in dem Geist der Rasse.



Während ich in Gedanken versunken dasitze, taucht die Erinnerung an eine Stadt vor mir auf, eine himmelragende Stadt, die brüllt und tobt wie ein Meer. Zuerst höre ich nur ihr brandendes Tosen, dann gestaltet sich die Vision: Ich sehe einen Abgrund, der einer Straße gleicht, zwischen Bergen, die aus Häusern bestehen. Ich bin müde, denn ich bin viele Meilen zwischen diesen Steinabgründen gewandert, und doch hat mein Fuß keine Erde betreten, sondern nur Steinblöcke, und ich habe nichts gehört,

als tosenden Lärm. Ich weiß, tief unter diesen Steinstraßen ist eine unterirdische Welt: ein System von Leitungen für Wasser, Beleuchtung und Dampfanlagen. Auf jeder Seite türmen sich Fassaden, von Fensterreihen durchschnitten — architektonische Felsen, die die Sonne ausschließen. Darüber ist der blaue Himmelsstreifen von feinen Linien durchkreuzt — einem verschlungenen Netz von Telegraphendrähten. In jenem Häuserblock zur Rechten wohnen neuntausend Seelen; die Mieter des gegenüberliegenden zahlen die jährliche Miete von einer Million Dollars. Sieben Millionen würden nicht genügen, die Kosten jener Steinkolosse zu bezahlen, die den Square drüben beschatten, und es gibt ihrer so viele, daß sie sich auf Meilen erstrecken. Stiegenaufgänge aus Stahl und Zement, aus Messing und Stein mit kostbaren Balustraden, führen über zehn und zwanzig Stockwerke hinauf, aber kein Fuß betritt sie. Durch Elektrizität und Dampf werden die Menschen hinauf und hinab befördert, die Höhen sind zu schwindelnd, die Entfernungen zu groß, um sie zu Fuß zurückzulegen. Mein Freund, der fünftausend Dollars Miete für seine Wohnung im vierzehnten Stockwerke eines solchen Monstrums bezahlt, hat seinen Stiegenaufgang nie betreten. Ich gehe nur aus Neugierde zu Fuß, sonst täte ich es nicht, denn die Entfernungen sind zu ungeheuer, die Zeit zu kostbar für solch eine langsame Beförderung. Die Menschen fahren von Bezirk zu Bezirk, vom Haus ins Bureau, per Dampf. Die Stimme kann sich durch die kolossale Höhe nicht vernehmlich machen, Befehle und Anordnungen werden durch das Telephon

gegeben und entgegengenommen. Aus der Ferne wirkende Elektrizität öffnet die Türen, — ein Druck, und Hunderte von Zimmern werden erleuchtet oder geheizt.

Aber all dies Ungeheure hat den Charakter der Härte und Unerbittlichkeit. Es ist die gigantische, für Utilitätszwecke der Dauerhaftigkeit angewendete mathematische Kraft. Diese kolossalen Anhäufungen von Palästen, Warenhäusern und Geschäftsniederlagen sind nicht schön, sondern unheimlich. Man fühlt sich schon beklommen durch den bloßen Gedanken an die Kraft, und das Leben, das sie geschaffen hat, ein Leben ohne Gemeingefühl, und eine Kraft ohne Mitleid. Sie sind der architektonische Ausdruck des neuen Industriezeitalters. Und der Donner der Hufe und das Getöse der Räder hallt ununterbrochen fort. Will man an seinen Nachbar eine Frage richten, muß man sie ihm ins Ohr schreien. Es bedarf der Erfahrung, um sich in diesem Chaos zurechtzufinden oder verständlich zu machen. Dem Neuling ist zumute, als wäre er in eine Panik, einen Wirbelsturm, einen Cyklon geraten. Und dennoch bedeutet dies alles nur: Ordnung.



Kurz zusammengefaßt: wir bauen für die Ewigkeit, die Japaner für die Vergänglichkeit. Von den Dingen, die für den täglichen Gebrauch bestimmt sind, werden in Japan nur wenige im Hinblick auf ihre Dauerhaftigkeit verfertigt. Die abgenutzten Strohsandalen werden an jeder Reisestation durch neue er-

setzt; die Kleider bestehen aus einzelnen Stoffstücken, die mit großen Stichen zusammengeheftet und für die Wäsche mühelos wieder auseinandergetrennt werden können; im Gasthaus erhält jeder Gast neue Eßstäbchen; die leichten Shojirahmen dienen zugleich als Fenster und Wände und werden zweimal im Jahre neu bespannt, die Fußbodenmatten jeden Herbst erneuert, alles dies sind nur aufs Geratewohl herausgegriffene Beispiele aus zahllosen kleinen Dingen im japanischen Leben, die die Fähigkeit der Nation, sich mit dem Undauerhaften zu begnügen, beweisen.

Was ist die Geschichte eines gewöhnlichen japanischen Wohnhauses? Wenn ich des Morgens mein Heim verlasse, sehe ich an der nächsten Straßenecke, wie einige Männer an einer freien Stelle Bambuspfähle aufrichten. Bei meiner Rückkehr, nach fünf Stunden, finde ich an derselben Stelle das Gerüst eines zweistöckigen Häuschens. Am nächsten Vormittag sehe ich, daß die Mauern — mit Lehm überstrichenes Flechtwerk, — beinahe fertig sind. Bei Sonnenuntergang ist das Haus schon unter Dach. Am folgenden Morgen sehe ich die Matten schon gespannt, und die innere Verputzarbeit schon beendet, und in fünf Tagen ist das Haus fix und fertig. Dies ist freilich ein wohlfeil hergestelltes Haus, ein feineres würde weit mehr Zeit und Kosten erfordern. Aber japanische Städte bestehen zumeist aus solchen einfachen Häusern. Sie sind ebenso billig, als sie einfach sind.

Ich kann mich nun nicht mehr entsinnen, wo ich zuerst die Bemerkung las, die Kurve eines chine-

sischen Daches bewahre die Erinnerung an das nomadische Zelt. Diese Idee verfolgte mich lange, nachdem mir undankbarerweise der Name des Buchs entfallen war, aus dem ich diese Anregung geschöpft hatte. Und als ich zum erstenmal in Izumo die eigentümliche Struktur eines Shintotempels erblickte, mit den seltsamen Kreuzvorsprüngen an seinen gegiebelten Enden und seinen Dachfirsten, drängte sich mir die Hypothese des vergessenen Essayisten wieder auf.

Aber in Japan weist außer den primitiven architektonischen Traditionen noch vieles sonst auf eine nomadische Abkunft der Rasse hin. Überall und immer fehlt das, was wir Solidität nennen, und das ganze äußere Leben trägt, mit Ausnahme der Tracht der ländlichen Bevölkerung und ihrer unveränderten Handwerkszeuge, das charakteristische Merkmal der Vergänglichkeit. Ganz abgesehen davon, daß es während des verhältnismäßig kurzen historischen Zeitraums, den wir in der geschriebenen Geschichte von Japan aufgezeichnet finden, mehr als sechzig Hauptstädte gegeben hat, von denen viele gänzlich vom Erdboden verschwunden sind, darf man kühn behaupten, daß jede japanische Stadt innerhalb einer Generation von Grund aus umgebaut wurde. Einige Tempel und einige kolossale Festungen machen eine Ausnahme davon. Zum Teil ist dieser Umstand auf Feuersbrünste und Erdbeben zurückzuführen, hauptsächlich hat er aber darin seinen Grund, daß die Häuser nicht für die Dauer erbaut werden. Das gemeine Volk hat keinen ererbten Hausbesitz. Der teuerste Fleck Erde ist für alle die Grabstätte, nicht

die Wohnstätte, und es gibt wenig Bleibendes im Lande außer den Grüften der Toten und dem Sitz der alten Heiligtümer.

Das Land selbst ist ein Land der Unbeständigkeit. Flüsse verändern ihren Lauf, Küsten ihren Umriß, Ebenen ihr Niveau, vulkanische Berge erheben sich und zerfallen, Täler werden durch Lavafluten oder Erdrutsche ausgefüllt, Seen bilden sich und versiegen wieder. Selbst der unvergleichliche Gipfel des Fuyi, jenes schneebedeckten Wunders, das die heimischen Künstler seit Jahrhunderten begeistert, soll seine Form schon in der Zeit meines Aufenthaltes im Lande verändert, und nicht wenig andere Berge sollen in derselben kurzen Zeit sogar eine völlig andere Gestalt angenommen haben. Nur die allgemeinen Linien des Landes, der Hauptcharakter der Natur bleiben. Selbst die Schönheit der Landschaft ist gleichsam ein Trugbild, eine Schönheit irisierender Farben und wallender Nebel. Nur wer wirklich die Landschaft kennt, kann ermessen, wie gut die neckischen Bergnebel Verwandlungen veranschaulichen, die sich schon vollzogen haben, und wie mystisch sie Veränderungen vorspiegeln, die sich künftig in der Geschichte des Archipels vollziehen werden.

Die Götter sind das Bleibende. Nach wie vor umschweben sie ihre Wohnstätten auf den Hügeln und verbreiten stille Andacht in dem Dämmer ihrer Haine, vielleicht gerade weil sie ohne Form und Substanz sind. Ihre Altäre fallen selten der Vergessenheit anheim wie die Wohnstätten der Menschen. Aber jeder Shintotempel muß unbedingt in

kürzeren oder längeren Intervallen umgebaut und das Allerheiligste, der Schrein der Isé, nach altem Gebot alle zwanzig Jahre niedergerissen werden. Sein Holz wird in Tausenden von kleinen Amuletten an die Pilger verteilt.

Der Buddhismus mit seiner Lehre von der Unbeständigkeit alles Seins kam aus dem arischen Indien über China nach Japan.

Die Erbauer der ersten buddhistischen Tempel in Japan gehörten einer anderen Rasse an und bauten gediegen: dafür zeugen die chinesischen Bauten in Kamakura, die so viele Jahrhunderte überdauert haben, während von der großen Stadt, die sie einst umgab, keine Spur zurückgeblieben ist. Aber der psychologische Einfluß des Buddhismus war nicht geeignet, in irgend einem Lande Schätzung materieller Stabilität aufkommen zu lassen. Die Lehre, daß das Weltall eine Illusion, das Leben nur eine flüchtige Episode einer unendlichen Reise sei, daß man jede Anhänglichkeit an Menschen, Orte und Dinge mit Kummer und Leiden bezahlen müsse, daß nur Unterdrückung jedes Wunsches — selbst des Wunsches nach Nirvana, — der Menschheit zum ewigen Frieden verhelfen könne, harmonierte sicherlich mit dem alten Rasseempfinden. Obgleich die breiten Massen des Volkes nie in die tiefere Philosophie des fremden Glaubens eindrangen, muß seine Lehre von der Wandelbarkeit aller Dinge im Verlaufe der Zeit doch den nationalen Charakter tief beeinflußt haben. Sie erklärte und tröstete, sie verlieh die Kraft, alles Ungemach tapfer zu ertragen, sie stählte jene Geduld, die ein Charakterzug der

Rasse ist. Selbst in der Kunst, die der buddhistische Einfluß entwickelt — wenn nicht gar geschaffen — hat, hat die Lehre der Vergänglichkeit ihre Spuren hinterlassen. Der Buddhismus lehrt, die Welt sei ein Traum, eine Illusion, eine Phantasmagorie; aber er lehrte auch die Menschen, die vorübereilenden Eindrücke dieses Traumes zu erfassen, und sie in Beziehung zu der höchsten Wahrheit zu deuten. Und sie waren gelehrige Schüler. In der strahlenden Pracht der Blütenentfaltung des Lenzes, in den wechselnden Jahreszeiten, in dem Purpur des welkenden Herbstlaubes, in der geisterhaften Schönheit des Schnees, in dem phantastisch geheimnisvollen Wallen der Fluten und Wolken, erblickten sie alte Parabeln von ewiger Bedeutung. Selbst ihr Unglück, — Feuersbrünste, Überschwemmungen, Erdbeben, Pest — kündete ihnen stets wieder die Lehre des ewigen Vergehens.

Was in der Zeitlichkeit lebt, muß vergehen. Die Wälder, die Berge — alle Dinge. Der sterblichen Zeit verfällt alles, was wünscht.

Die Sonne und der Mond, Sakra selbst, mit seinem Trabantengefolge, alle werden sie ausnahmslos vergehen; da ist nicht einer, der bestehen wird.

Im Anfange waren alle Dinge miteinander verbunden, — später trennten sie sich wieder: Neue Zusammensetzungen geben neuen Substanzen Ursprung, denn in der Natur gibt es keinen einheitlichen, bestehenden Grundstoff.

Alle zusammengesetzten Dinge müssen altern; unbeständig sind alle zusammengesetzten Dinge. Bis zum kleinsten Sesamkörnchen gibt es keine Zusam-

mensetzung, die beständig wäre. Alles ist vergänglich. Angeborene Sterblichkeit haftet allen Dingen an.

Alle zusammengesetzten Dinge sind ausnahmslos unbeständig, unsicher, wertlos, vergänglich, zerfallend; sie sind zufällig wie Spiegelbilder, wie Traumgesichte, wie Schaum... So wie alle irdischen Tongefäße schließlich in Scherben zersplittern, so endet auch das Leben der Menschen.

Und ein Glaube an das Dasein der Materie ist sinnlos und unmöglich auszudrücken, er ist weder ein Ding noch ein Unding: und das wissen auch Kinder und unkundige Menschen. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Doch es lohnt wohl der Mühe, zu ergründen, ob nicht gerade diese Undauerhaftigkeit und dieser kleine Maßstab irgendwelche Eigentümlichkeiten besitzen, die vorteilhaft auf die Gestaltung des japanischen Lebens eingewirkt haben.

Nichts ist charakteristischer für dieses Leben als sein ewiges Fluktuieren. Die japanische Bevölkerung repräsentiert ein Medium, dessen Partikel in permanenter Zirkulation sind. Die Bewegung an sich ist eigentümlich. Sie ist umfassender und exzentrischer, als die einer abendländischen Bevölkerung. Sie ist auch spontaner, so spontan, daß sie in der westlichen Zivilisation nicht möglich wäre. Das Verhältnis zwischen der Beweglichkeit der Japaner und der der Europäer könnte durch einen Vergleich zwischen den Geschwindigkeitsgraden gewisser hoher

und gewisser niedriger Vibrationen veranschaulicht werden. Aber der hohe Geschwindigkeitsgrad würde bei einem solchen Vergleiche das Resultat einer künstlichen Kraft repräsentieren, was hingegen bei der langsamen Vibration nicht der Fall wäre. Und dieser Artunterschied würde mehr bedeuten, als man aus oberflächlichen Andeutungen entnehmen kann.

Nach einer Richtung mögen sich die Amerikaner mit Recht für große Reisende halten. In anderer Richtung trifft es sicherlich nicht zu. Der amerikanische Mann aus dem Volke kann sich darin keineswegs mit dem Japaner derselben Klasse messen. Und vergleicht man die Beweglichkeit verschiedener Völker, so muß man natürlich in erster Linie die breiten Massen in Betracht ziehen, die Arbeiter, nicht bloß die kleine Klasse der Bemittelten. Die Japaner sind in ihrem eigenen Lande die größten Reisenden unter allen zivilisierten Völkern. Sie sind die größten Reisenden, da selbst ihr Land, das bloß aus Bergketten besteht, für sie kein Hindernis bildet. Die Japaner, die am meisten reisen, rekrutieren sich aus der Klasse, die zu ihrer Beförderung Eisenbahnen und Dampfschiffe nicht benötigt.

Bei uns ist nun aber der gewöhnliche Arbeiter unvergleichlich weniger frei, als der gewöhnliche Arbeiter in Japan. Er ist weniger frei, durch den unendlich komplizierteren Mechanismus der abendländischen Gesellschaft, deren Kräfte auf Zusammenschluß und Concentration hinarbeiten.

Er ist weniger frei, weil die soziale und industrielle Maschinerie, von der er abhängt, ihn nach ihren eigenen bestimmten Bedürfnissen ummodelt,

und immer so, daß sie in ihm spezielle Fähigkeiten ausbildet auf Kosten anderer inhärenter Fähigkeiten. Er ist weniger frei, weil er eine Lebenshaltung beibehalten muß, die es ihm unmöglich macht, durch Sparsamkeit allein ökonomische Unabhängigkeit zu erreichen. Um sich unabhängig zu machen, muß er einen exzeptionellen Charakter und exzeptionelle Fähigkeiten haben, durch die er den vielen Tausend Konkurrenten überlegen ist, die ebenso begierig sind, sich demselben Joche zu entringen. Kurz, er ist weniger frei, weil der spezielle Charakter seiner Zivilisation seine natürliche Fähigkeit lähmt, ohne Zuhilfenahme von Maschinen und Kapital leben zu können. Aber ein solches künstliches Leben bedeutet früher oder später eine Einbuße der unabhängigen Bewegungsfreiheit. Ehe ein Abendländer sich zu einem Ortswechsel entschließt, hat er gar vieles zu bedenken; der Japaner wird von solchen Sorgen nicht angefochten. Er verläßt einfach den Ort, der ihm nicht mehr zusagt, und begibt sich an einen ihm genehmen, ohne weiteres Kopfzerbrechen. Er ist durch nichts behindert. Für ihn ist Armut kein Hemmnis, vielmehr ein Ansporn. Er besitzt kein bewegliches Eigentum, oder wenigstens nur ein solches, über das er in wenigen Minuten verfügen kann. Entfernungen haben für ihn keine Bedeutung. Die Natur hat ihn mit vollkommen wohlgebildeten Füßen begabt, die ihn mit Leichtigkeit fünfzig englische Meilen täglich zurücklegen lassen. Sein Magen ist so beschaffen, daß er bei einer kärglichen Kost, von der ein Europäer nicht leben könnte, genügende Ernährung findet. Seine Konstitution ist gegen Hitze, Kälte

und Nässe gleich widerstandsfähig, weil er sich noch nicht durch ungesunde Kleidung, überflüssigen Komfort und den Gebrauch, Wärme bei Öfen und Kaminen zu suchen, und vor allem durch die Gewohnheit, Schuhe aus Leder zu tragen, verweichlicht hat.

Es scheint mir überhaupt, daß die Art unserer Fußbekleidung größeren Einfluß übt, als man gemeiniglich anzunehmen pflegt. Die abendländische Fußbekleidung ist an sich ein Hemmnis der individuellen Freiheit. Sie ist es schon durch ihre Kostspieligkeit, — aber weit mehr noch durch ihre Form. Sie hat den abendländischen Fuß aus seiner ursprünglichen Gestalt zu etwas Zweckwidrigem verstümmelt, das ihn zum Gehen untauglich macht. Die physischen Folgen beschränken sich nicht auf die Füße. Was, sei's direkt oder indirekt, als eine Hemmung auf die Organe der Fortbewegung wirkt, muß seinen Einfluß auf die ganze physische Konstitution erstrecken.

Aber macht das Übel da Halt? Vielleicht kommt unsere Bereitwilligkeit, uns den absurden Konventionen unserer Zivilisation zu unterwerfen, daher, daß wir uns so lange der Tyrannei der Schuhmacher unterworfen haben. Unsere Staatskunst, unsere soziale Ethik, unsere Religionen, mögen viele Schwächen aufweisen, die mehr oder weniger mit unserer Gewohnheit, Lederschuhe zu tragen, zusammenhängen. Die Duldsamkeit gegenüber einer körperlichen Verkrüppelung muß zur Entwicklung der Nachsicht gegenüber seelischer Unterdrückung beitragen.

Der japanische Mann aus dem Volke, dieser geschickte Handwerker, der imstande ist, mühelos

jeden abendländischen Handwerker in demselben Industriezweig zu unterbieten, war so glücklich, von der Schuster- und Schneiderplage verschont zu bleiben. Seine Füße sind schön, sein Körper gesund, sein Sinn frei. Gefällt es ihm, hundert Meilen weit fortzureisen, kann er sich für seine Fahrt in fünf Minuten bereit machen, seine ganze Ausrüstung braucht nicht mehr als fünf Cents zu kosten, und sein ganzes Gepäck kann in einem Sacktuch untergebracht werden. Mit zehn Dollars kann er ein ganzes Jahr lang reisen ohne arbeiten zu müssen, oder er kann einfach seine Reisekosten durch Arbeit verdienen, aber er kann auch als Pilger reisen. Man mag einwenden, jeder Wilde könne dasselbe tun. Zugegeben, — aber jeder zivilisierte Mensch vermag es nicht, — und der Japaner ist seit mindestens tausend Jahren ein hochzivilisierter Mensch. Daher seine jetzige Befähigung, den abendländischen Markt zu bedrohen.

Wir waren allzusehr gewöhnt, diese Art freizügige Beweglichkeit mit dem Leben unserer Bettler und Landstreicher daheim zu vergleichen, als daß wir imstande wären, sie nach ihrem richtigen Werte zu schätzen. Wir haben uns auch gewöhnt, dies Wanderleben in unangenehme Zusammenhänge mit Unreinlichkeit und üblen Gerüchen zu bringen. Aber wie Professor Chamberlain treffend sagt: „Eine japanische Volksmasse ist die wohlriechendste in der Welt.“ Der japanische „Landstreicher“ nimmt täglich sein warmes Bad, solange er auch nur über den Bruchteil eines Cents verfügt, und tut er dies nicht, dann begnügt er sich mit einem kalten. Sein klei-

nes Bündel enthält Kämme, Zahnstocher, Rasierzeug und Zahnbürsten. Er vernachlässigt sich nie. An seinem Bestimmungsort angekommen, verwandelt er sich in einen Reisenden von gefälligen Manieren und tadelloser, wenn auch schlichter Erscheinung.[2]

Die Fähigkeit, ohne Möbel, ohne Habe und mit einem ganz minimalen Kleidervorrat zu existieren, ist nicht nur ein Beweis der Überlegenheit der japanischen Rasse im Kampf ums Dasein, sondern offenbart den wahren Charakter einiger Schwächen unserer eigenen Zivilisation. Sie veranlaßt uns, uns über die nutzlose Mannigfaltigkeit unserer eigenen täglichen Bedürfnisse klar zu werden. Wir können uns nicht ohne Fleisch, Brot und Butter behelfen, ohne Glasfenster und Öfen, ohne Hüte und weiße Hemden, ohne Koffer und Schachteln, Bettstellen und Matratzen, Laken, Pölster und Decken — und all dies und anderes mehr kann der Japaner missen und ist dabei in Wahrheit besser dran. Man bedenke doch, welche wichtige Rolle in der abendländischen Toilette dem Stärkhemd eingeräumt ist. Und dennoch ist dieses Leinenhemd, — das sogenannte Kennzeichen des Gentleman, — an sich ein nutzloses Kleidungsstück. Es gibt weder Wärme, noch ist es bequem. Es repräsentiert in unserer Kleidung das Überbleibsel eines Etwas, das einst eine luxuriöse Klassendistinktion war, aber heute sinnlos und unnütz ist, wie die Knöpfe, die man an die Außenseite unserer Paletotärmel näht. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



▢ Das Fehlen großer Denkmäler zur Erinnerung an die wirklich großen Dinge, die Japan vollbracht hat, ist bezeichnend für den merkwürdigen Entwicklungsgang seiner Zivilisation. Japan produziert ohne Kapital, in unserem Sinne des Wortes. Es ist ein Industrieland geworden, ohne daß seine Kultur wesentlich mechanisch und artifiziell wurde. Die große Reisernte wird in Millionen winziger Farmen gezogen; die große Seidenernte in Millionen kleiner Hütten; die Teeernte wächst auf zahllosen winzigen Grundstücken. Kommt man nach Kyôto, um bei einem der größten Porzellanerzeuger der Welt eine Bestellung zu machen, wird man finden, daß diese Waren, die man in London und Paris besser kennt als im Lande selbst, in einer hölzernen Hütte erzeugt werden, in der kein amerikanischer Bauer leben wollte. Der größte Erzeuger von Cloisonnévasen, der für einen fünf Zoll hohen Gegenstand zweihundert Dollars verlangen kann, vollbringt seine Wunder in einem zweistöckigen Rahmenhaus, das vielleicht kaum sechs kleine Stübchen enthält. Die schönen im ganzen Lande berühmten Seidengürtel werden in Häusern gewebt, deren Errichtung keine fünfhundert Dollars kostete. Natürlich sind sie Handarbeit. Aber selbst Fabrikswebereien, die mit der Maschine betrieben werden, — und dies zwar so gut, daß sie weit größere abendländische Unternehmungen übertreffen, — sind mit wenigen Ausnahmen, kaum imponierender. Es sind langgestreckte, niedrige, ein- oder zweistöckige Holzschuppen, deren Erbauung etwa so viel kostet, als bei uns ein paar Holzställe.

Aber aus diesen Hütten gehen Seidenwaren hervor, die auf allen Weltmärkten verbreitet sind. Manchmal kann man nur durch das Surren der Maschinen eine Fabrik von einer alten Yashiki, oder einem alten japanischen Schulhaus unterscheiden, es sei denn, daß man die chinesische Inschrift über dem Gartentor zu deuten vermag. Es existieren wohl einige große, aus Ziegelsteinen erbaute Fabriken und Brauereien; aber es sind ihrer nur wenige, und obgleich sie den fremden Ansiedelungen ganz nahegerückt sind, wirken sie doch in der Landschaft als eine Art Anachronismus.

Unsere eigenen Riesengebäude und Maschinenmonstren sind aus großen Kapitalsvereinigungen hervorgegangen. Aber im fernen Osten gibt es keine derartigen Assoziationen, ja, das hierfür erforderliche Kapital ist überhaupt nicht vorhanden. Und selbst gesetzt, es würde sich in Japan im Verlauf von Generationen eine Kapitalistenvereinigung bilden, so wäre doch die Errichtung solcher architektonischer Monstrositäten nicht zu befürchten. Selbst zweistöckige Ziegelgebäude haben sich in den Haupthandelszentren nicht als praktisch erwiesen. Es ist, als ob die häufigen Erdbeben Japan zu der Beibehaltung der ursprünglichen Einfachheit der Bauart zwängen. Die Beschaffenheit des Bodens selbst sträubt sich gegen die Einführung der abendländischen Architektur und stemmt sich gelegentlich gegen die neuen Verkehrswege durch die Zerstörung ganzer Schienenstränge.

Nicht nur die Industrie ist in dieser Weise unorganisiert, sondern auch das ganze Regierungs-

system weist einen ähnlichen Zustand auf. Feststehend ist nur der Thron. Die Staatsregierung ist in fortwährendem Wechsel begriffen. Minister, Statthalter, Oberaufseher, Inspektoren, alle hohen Militärs und Staatswürdenträger werden in überaus schnellen Zeiträumen abgesetzt, und eine Menge Unterbeamten fallen jedesmal mit ihnen. Die Provinz, in der ich die ersten zwölf Monate meines japanischen Aufenthaltes zubrachte, hat in fünf Jahren vier verschiedene Gouverneure gehabt. Während meines Aufenthaltes in Kumamoto vor Ausbruch des Krieges wurde der militärische Oberbefehl an diesem wichtigen Posten dreimal gewechselt. Die höchste staatliche Lehranstalt hatte in drei Jahren drei Direktoren. Auf dem Erziehungsgebiete insbesonders war der Wechsel ein ganz phänomenaler. Während meines dortigen Aufenthaltes lösten nicht weniger als fünf Unterrichtsminister einander ab, und mehr als fünf verschiedene Unterrichtssysteme kamen zur Anwendung. Die sechsundzwanzigtausend öffentlichen Schulen sind so abhängig von den lokalen Behörden, daß, wenn sich auch kein anderer Einfluß geltend machen würde, ein konstanter Wechsel unvermeidlich wäre, eben wegen des Wechsels der Behörden. Direktoren und Lehrer werden von Posten zu Posten versetzt. Es gibt da Männer von kaum dreißig Jahren, die beinahe in allen Provinzen des Landes unterrichtet haben. Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß unter solchen Verhältnissen ein Unterrichtssystem so gute und dauernde Resultate erzielen konnte.

▢ Wir sind gewohnt von der Ansicht auszugehen,

daß ein gewisses Maß von Stabilität für jeden wahren Fortschritt und jede Entwicklung unerläßlich sei. Aber Japan hat den Beweis erbracht, daß eine große Entwicklung ohne jegliche Stabilität möglich ist.

Die Erklärung hierfür liegt im Rassecharakter, der dem unserigen diametral entgegengesetzt ist. Durch und durch beweglich und durch und durch impressionabel, hat dieses Volk einmütig große Ziele angestrebt und sich darein gefügt, daß die ganze Masse seiner vierzig Millionen Einwohner nach den Ideen seiner Herrscher geformt wird, wie das Wasser oder der Sand vom Winde. Und diese gefügige Bildsamkeit beruht auf einer Folge von Eigenschaften, die zu allen Zeiten das geistige Leben des Volkes ausgezeichnet haben: auf ihrer außerordentlichen Selbstlosigkeit, ihrer unerschütterlichen Loyalität. Der relative Mangel des individuellen Egoismus im Nationalcharakter war die Rettung des Kaiserreiches, hat ein großes Volk in stand gesetzt, seine Unabhängigkeit gegenüber einer ungeheuren Übermacht zu behaupten. Deshalb schuldet Japan den zwei Begründern seiner Religionen die größte Dankbarkeit: dem Shintoismus, der lehrt, daß der Mensch an Kaiser und Reich denken müsse, ehe er an sich und seine Angehörigen denken dürfe, und dem Buddhismus, der ihn dazu erzog, zu entsagen, sich zu verleugnen, Leiden zu ertragen und den Verlust der Dinge, die wir lieben, und die Abhängigkeit von den Dingen, die wir hassen, als ein unabänderliches Gesetz hinzunehmen.

Heutzutage macht sich eine sichtliche Tendenz zu größerer Stabilität geltend, ein Streben, das zu

einem ebensolchen Bureaukratismus führen kann, wie er sich als der Fluch und die Schwäche Chinas erwiesen hat. Die moralischen Resultate des neueingeführten Erziehungssystems haben den materiellen Errungenschaften nicht entsprochen. Der Vorwurf des Mangels an „Individualität" (in der üblichen Bedeutung unverfälschter Selbstsucht) wird gegen die Japaner des nächsten Jahrhunderts kaum erhoben werden. Selbst die Aufsätze der Studenten spiegeln bereits die neue Weltanschauung des aggressiven Egoismus wieder. „Die Wandelbarkeit," — schreibt ein Schüler mit leisem Anklang an den Buddhismus, „ist das Wesen unseres Lebens. Wir sehen oft Leute, die gestern reich waren und heute arm sind. Dies ist das Resultat, das nach den Entwicklungsgesetzen der Wettbewerb hervorbringt. Wir können uns diesem Wettbewerb nicht entziehen, wir müssen einander bekämpfen, selbst wenn wir es nicht wollen. Mit welcher Waffe werden wir kämpfen? Mit der Waffe der Wissenschaft, geschmiedet durch die Erziehung."

Nun, es gibt zwei Arten, seine Persönlichkeit auszubilden: eine führt zur ausschließlichen Entwicklung der edlen Eigenschaften, und die andere bedeutet etwas, wovon es am besten ist, so wenig als möglich zu sprechen. Aber es ist nicht die erstere, die das neue Japan jetzt zu studieren beginnt. Ich gestehe, zu jenen zu gehören, die der Ansicht sind, daß das menschliche Herz selbst in der Geschichte der Rasse mehr zu bedeuten hat als der Intellekt, und daß es sich früher oder später zeigen wird, daß das Herz die grausamen Fragen der Le-

benssphinx besser zu lösen vermag, als der Intellekt. Ich glaube noch immer, daß die alten Japaner der Lösung dieser Rätsel näher standen, weil sie die moralische Schönheit als etwas Höheres ansahen, als die intellcktuelle... Und zum Schluß möchte ich aus einem Artikel über Erziehung von Ferdinand Brunetière, folgendes zitieren:

„Alle unsere erziehlichen Maßnahmen werden sich als vergeblich erweisen, wenn wir uns nicht der Richtigkeit von Lamennais' schönem Ausspruch bewußt werden: ‚Die menschliche Gesellschaft beruht auf dem gegenseitigen Geben, oder der Opferwilligkeit des einen für den anderen, oder jedes einzelnen für alle. Die Aufopferungsfähigkeit ist der Kern des wahren Gesellschaftslebens.' Bisher haben wir das fast ein Jahrhundert lang außer acht gelassen, und nun haben wir es aufs neue zu lernen. Ohne daß dieses Prinzip anerkannt wird, kann es keine Gesellschaft und Erziehung geben, zum mindesten nicht, wenn das Ziel der Erziehung dahin geht, Menschen für die Gesellschaft zu bilden . . . Der Individualismus ist heutzutage der Feind der Erziehung, wie er auch zugleich der Feind der sozialen Ordnung ist. Es war nicht immer so, aber es ist so geworden. Es wird nicht immer so sein, aber jetzt ist es so. Und ohne die Ausrottung des Individualismus zu wollen, — was aus einem Extrem in das andere verfallen hieße, — müssen wir erkennen, daß, was immer wir für die Familie, die Gesellschaft, die Erziehung und das Vaterland tun wollen, die Bekämpfung des Individualismus das erste Ziel sein muß." □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

AUF EINER
EISENBAHN
□STATION□



ESTERN meldete ein Telegramm aus Fukuoka, daß dort ein großer Verbrecher festgenommen worden sei, der mit dem heutigen Mittagszuge zur Hinrichtung nach Kumamoto gebracht werden solle. Man hatte Polizisten entsendet, um den Missetäter in Gewahrsam zu nehmen.

Vor vier Jahren war ein verwegener Dieb des Nachts in ein Haus der Ringerstraße eingebrochen, hatte die Bewohner überwältigt und gebunden und war mit einer Menge Kostbarkeiten entflohen. Dem geschickten Spürsinn der Polizei gelang es, ihn innerhalb vierundzwanzig Stunden festzunehmen, noch ehe er imstande war, seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Aber auf dem Wege ins Gefängnis glückte es ihm, seine Fesseln zu sprengen, blitzschnell riß er dem Polizisten das Schwert von der Seite, tötete ihn damit und entfloh. Inzwischen hatte man nichts mehr von ihm gesehen und gehört, bis zu dieser Woche.

Als nämlich ein Polizeibeamter zufällig das Gefängnis in Fukuoka besuchte, fiel ihm in der dortigen Arbeitsabteilung ein Gesicht auf, das sich vor vier Jahren seinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt hatte. „Wer ist dieser Mann?“ fragte der Polizeibeamte. „Ein Dieb,“ lautete die Antwort, „der hier unter dem Namen Kusabé eingetragen ist.“ Der Detektiv schritt auf den Gefangenen zu und sagte:

„Sie heißen nicht Kusabé! — Nomura Teichi, Sie sind in Kumamoto des Mordes bezichtigt.“ Der Verbrecher gestand alles. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ Ich begab mich mit einer großen Volksmenge zur Bahnhofstation, um Zeuge der Ankunft zu sein. Ich erwartete Zornausbrüche zu sehen und zu hören, ja, ich fürchtete sogar Tätlichkeiten. Der Ermordete war sehr beliebt gewesen, sicherlich würden seine Angehörigen unter der Menge sein — und eine Volksmenge in Kumamoto ist nicht sehr sanftmütig. Ich glaubte auch ein großes Polizeiaufgebot zu finden, meine Voraussetzungen waren irrig.

Als der Zug hielt, spielte sich nur die gewohnte geräuschvolle und eilige Ankunftsszene ab: man hörte das lärmende Treiben der zahllosen Reisenden, die aneinander vorbeihasteten, und die Rufe der kleinen Verkäufer, die Zeitungen und Kumamotolimonade ausboten. Wir warteten etwa fünf Minuten hinter der Barriere. Dann von dem Polizisten durch die Tür geschoben, erschien der Gefangene, eine stämmige wilde Gestalt. Sein Kopf war geneigt, die Hände waren auf dem Rücken festgebunden. Der Gefangene und sein Wächter blieben an der Tür stehen, und das Volk drängte nach vorwärts, um zu sehen, aber alles schwieg. Nun rief der Polizeibeamte mit lauter vernehmlicher Stimme:

„Sugihara San! Sugihara — O Kibi! Ist sie anwesend?“

Eine zarte kleine Frau mit einem Kind auf dem Rücken, die neben mir stand, antwortete: „Hai!“ und ging einige Schritte durch die Menge vor. Es war die Witwe des Ermordeten, das Kind auf ihrem Rücken sein Söhnchen.

Auf einen Wink des Polizeibeamten wich die Menge zurück und ließ um den Gefangenen und

seine Eskorte einen freien Raum. Dort stand die Witwe mit ihrem Knaben und blickte dem Mörder ins Antlitz. Es herrschte Totenstille. Nicht an die Frau wandte sich der Polizeibeamte, er wandte sich an das Kind, und er sprach leise, aber so deutlich, daß ich jede Silbe verstehen konnte:

„Kindchen, dies ist der Mann, der deinen Vater getötet hat. Du warst noch nicht geboren, ruhtest noch im Mutterschoß. Daß du die Liebe eines Vaters entbehren mußt, ist das Werk dieses Mannes. Sieh ihn an," — hier faßte der Wärter den Gefangenen barsch am Kinn und zwang ihn, aufzusehen — „sieh ihn gut an, kleiner Junge, fürchte dich nicht, es ist peinvoll, aber es ist deine Pflicht. Sieh ihn an!"

Über die Schultern der Mutter blickte der Knabe mit weit geöffneten Augen, wie in Furcht, dann begann er zu schluchzen, dann stürzten Tränen aus seinen Augen, aber unverrückt und gehorsam, sahen sie unverwandt auf das zuckende Gesicht des Gefangenen.

Die Menge schien nicht zu atmen.

Ich sah, wie das Gesicht des Gefangenen sich verzerrte, — plötzlich warf er sich, ungeachtet seiner Fesseln, auf die Knie, schlug sein Gesicht auf den Boden, und mit einer Stimme, die in leidenschaftlicher Reue erbebte und jedes Herz erschütterte, rief er:

„Verzeih mir, Kleiner, verzeih mir!

„Was ich tat, geschah nicht aus Haß, es geschah nur aus Furcht, in dem Wunsch, mich zu retten. Ich habe Furchtbares, Furchtbares an dir

verbrochen — aber nun werde ich mein Verbrechen sühnen, — ich gehe in den Tod — ich will sterben — ich sterbe gern — o Kleiner, sei erbarmungsvoll, — vergib mir!"

Das Kind weinte noch immer schweigend. Der Gefangenwärter hob den schluchzenden Verbrecher vom Boden auf, die stumme Menge wich links und rechts zurück, um sie vorbeizulassen. Dann ganz unversehens begann die ganze Menge zu schluchzen. Und als der gebräunte Wächter mir näher kam, sah ich, — was ich nie gesehen hatte, was wenige Menschen je sehen — was ich wahrscheinlich nie wieder sehen werde, — Tränen in den Augen eines japanischen Polizisten.

Die Menge zerstreute sich und ließ mich in Gedanken über die seltsame Moral dieses Schauspiels zurück. Hier war unerschütterliche aber mitleidsvolle Gerechtigkeit, die dem Schuldigen das Bewußtsein seines Verbrechens durch den pathetischen Anblick der natürlichen Folgen desselben vor Augen führte. Hier war verzweifelte Reue, die vor dem Tode nur noch Vergebung wollte. Und hier war eine Volksmasse, — vielleicht wenn sie gereizt wurde, die gefährlichste im ganzen Kaiserreich, — alles verstehend, allen Regungen der Rührung zugänglich, über die Zerknirschung und Schmach des Gefangenen Genugtuung empfindend, und doch nicht von blinder Rachsucht erfüllt, sondern nur von großem Kummer über die Sünde, durch das schlichte intuitive Erfassen der Schwere des Lebens und der Schwäche der menschlichen Natur.

□ Aber das Bezeichnendste, weil für den Orient

am meisten Charakteristische in dieser Episode war, daß der Appell an das Gewissen sich an das Vatergefühl in dem Verbrecher gewendet hatte — diese potentielle Liebe zum Kinde, die in der Seele jedes Japaners so tief gründet.

Es gibt eine Geschichte, die von dem berüchtigten Räuber Ishikawa Goëmon erzählt, dieser sei bei dem nächtlichen Einbruch in einem Hause von dem Lächeln eines Kindes, das ihm seine Händchen entgegenstreckte, so bezaubert gewesen, daß er sein verbrecherisches Vorhaben völlig vergass und im Spiele mit dem Kinde so lange verweilte, daß er darüber den geeigneten Zeitpunkt zur Ausführung seines Anschlags versäumte.

Diese Geschichte ist durchaus nicht unglaubhaft. Die Polizeiberichte erzählen jedes Jahr solche Züge des Mitleids und der Schonung von Berufsverbrechern Kindern gegenüber.

Vor einigen Monaten berichteten Lokalblätter von einem schrecklichen Fall verruchter Abschlachtung eines ganzen Haushalts. Sieben Personen waren im Schlafe förmlich zerstückelt worden. Aber die Polizei fand in einer Blutlache unversehrt ein schreiendes Kindchen, und es war unverkennbar, daß der Mörder außerordentliche Sorgfalt aufgewendet haben mußte, um das Kind nicht zu verletzen. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □




EINE
STRASSEN
SÄNGERIN

INE Frau, die eine Samisen in der Hand hielt und von einem etwa siebenjährigen Knaben begleitet war, kam in mein Haus, um zu singen. Sie trug das Kleid einer Bäuerin und hatte ein blaues Tuch um den Kopf gewunden. Sie war häßlich, und ihre natürliche Häßlichkeit wurde durch die grausame Entstellung durch Blatternarben noch erhöht. Das Kind trug ein Bündel gedruckter Lieder.

Alsbald strömten Nachbarn in meinen Vorhof, — zumeist junge Mütter und Kindermädchen mit kleinen Kindern auf dem Rücken, aber auch alte Frauen und Männer, — die „Inkyos" der Umgegend. Auch die Jinrikshamänner kamen von ihren Standplätzen an der nächsten Straßenecke und nun war der ganze Raum überfüllt.

Die Frau setzte sich auf meine Türschwelle nieder, stimmte ihre Samisen, spielte einige Takte als Begleitung, und alsbald senkte sich ein Zauberbann auf die Zuhörer, und sie starrten einander mit lächelndem Erstaunen an.

Denn diesen häßlichen, entstellten Lippen entströmte eine wundersame Stimme, jung, tief, unsagbar rührend in ihrer herzbewegenden Süßigkeit. „Ist's ein Weib oder eine Waldfee?" fragte einer der Zuhörer. — Nur ein Weib, — aber eine sehr große Künstlerin. Die Art, wie sie ihr Instrument handhabte, hätte die geschulteste Geisha beschämt, aber wann hätte man je bei einer Geisha eine solche Stimme gefunden und ein solches Lied gehört? Sie sang, wie nur ein Landmann singen kann, mit vokalen Rhythmen, die sie vielleicht der Cicade, oder

der Nachtigall abgelauscht haben mochte, und mit Intervallen von halben und Vierteltönen, wie sie in der abendländischen Musiksprache niemals niedergeschrieben worden sind.

Und wie sie sang, begannen die Zuhörer leise zu weinen. Ich verstand die Worte nicht, aber ich fühlte, wie das Leid und die Anmut und die Geduld des japanischen Lebens mit ihrer Stimme sanft in mein Herz drangen, klagend nach etwas suchend, das nie darin gewesen. Eine unsichtbare Zärtlichkeit schien um mich zu schweben und zu vibrieren, und längst vergessene Orte und Zeiten tauchten sachte vor mir auf, verknüpft mit noch geheimnisvolleren Gefühlen, — Gefühlen, losgelöst von Zeit und Raum. Dann sah ich, daß die Sängerin blind war. ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻



Als der Gesang verstummte, nahmen wir die Frau mit in das Haus und fragten sie nach ihrem Leben. Sie hatte einstmals bessere Tage gesehen und als junges Mädchen die Samisen spielen gelernt. Der kleine Knabe war ihr Sohn. Ihr Gatte war gelähmt, die Blattern hatten ihre Augen zerstört. Aber sie war kräftig und konnte viele Meilen gehen. Wenn der Kleine müde wurde, trug sie ihn auf ihrem Rücken. Sie war imstande, sowohl den bettlägerigen Gatten als auch das Kind zu erhalten, denn wann immer sie sang, wurden die Leute zu Tränen gerührt, und gaben ihr Kupfermünzen und Essen. ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻

▢ Dies war ihre Geschichte. Wir gaben ihr etwas Geld und eine Mahlzeit, und sie ging, von ihrem Knaben geleitet, fort. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Ich hatte ein Exemplar der Ballade gekauft, die von einem kürzlich stattgefundenen Doppelselbstmorde handelte: „Die traurige Weise von Tamayoné und Takejirō, komponiert von Takanaka Yoné, von Nummer vierzehn der vierten Abteilung von ‚Nippon-Bashi' im Süddistrikte der Stadt Osaka".

Es war offenbar ein Holzdruck, und es waren zwei kleine Bilder dabei. Eines zeigte ein Mädchen und einen Knaben, beide zu Tode betrübt. Das andere, eine Art von Schlußvignette, stellte ein Schreibpult dar, eine erlöschende Lampe, einen offenen Brief, eine Schale mit brennendem Weihrauch, und eine Vase, angefüllt mit „Shikimi", jener heiligen Pflanze, die bei der buddhistischen Zeremonie der Opferdarbringungen für die Toten zur Anwendung kommt. Von dem wunderlichen Kursivtext, der wie senkrecht geschriebene Stenographieschrift aussah, lassen sich nur einzelne Zeilen wie die folgenden übersetzen:

„In der ersten Abteilung von Nichi-Hommachi, im weitberühmten Osaka — (oh, über das Weh dieser Shinshugeschichte!)

„Tamayoné, neunzehn Lenze zählte sie — sie sehen, hieß sie lieben für Takejiro, den jungen Arbeiter.

▢ „Für die Zeit von zwei Leben tauschen sie Ge-

lübde gegenseitiger Liebe — (oh, über das Weh, eine Geisha zu lieben).

„Auf ihren Arm tätowieren sie einen Regendrachen, und die Zeichen ‚Bambus' — uneingedenk der Sorgen des Lebens...

„Aber er kann die fünfundfünfzig Yen für ihre Freiheit nicht bezahlen — (oh, über den Kummer in Takejiros Herzen!).

„Darum geloben sie sich beide, gemeinsam in den Tod zu gehen, da sie hienieden niemals Mann und Weib werden können...

„Sie weiß, ihre Gespielinnen werden ihr Weihrauch und Blumen darbringen — (oh, welch Jammer, daß sie dahinschwinden, gleich dem Tau!)

„Tamayoné nimmt den nur mit klarem Wasser gefüllten Weinbecher, mit dem sich die, die vor dem Tode stehen, einander geloben.

„Oh, wie traurig ist der Selbstmord der Liebenden — oh, über den Jammer ihres dahin geopferten Lebens!"

Kurz, es war nichts Ungewöhnliches an der Geschichte, und durchaus nichts Bemerkenswertes an den Versen. Das ganze Wunder des Vortrags lag in der Stimme der Frau. Lange, nachdem die Sängerin gegangen war, schien ihre Stimme noch zu verweilen, und zitterte in mir mit einem Gemisch von Wehmut und süßer Lieblichkeit nach, so eigenartig, daß ich nicht umhin konnte, über das Geheimnis dieser magischen Töne nachzusinnen.

Und was ich dachte, formte sich so:

Aller Gesang, alle Melodie, alle Musik bedeutet nur eine Evolution der ursprünglichen Gefühlsäuße-

rung, jener ungekünstelten Sprache des Kummers, der Freude, der Leidenschaft, deren Worte Töne sind. Ebenso wie andere Sprachen variieren, ebenso variiert diese Sprache der Tonkombination. Weshalb Melodien, die uns tief bewegen, für japanische Ohren keinerlei Bedeutung haben, während Melodien, die uns Eindruck machen, das Empfindungsleben einer Rasse, deren Seelenleben von dem unserigen abweicht, wie etwa Blau von Gelb, vollständig unberührt lassen...

Und dennoch, woran liegt es, daß in mir, dem Fremden, durch einen orientalischen Gesang, den ich nicht einmal erlernen könnte, durch den gewöhnlichen Gesang eines blinden Weibes aus dem Volke, so tiefe Gefühle ausgelöst werden?

Sicherlich mußten in der Stimme der Sängerin irgendwelche Elemente vorhanden sein, die imstande waren, an etwas Höheres zu appellieren, als an die Erfahrungssumme einer einzigen Rasse, an etwas Großes, wie das menschliche Leben selbst, und Altes, Uraltes, wie die Erkenntnis von Gut und Böse.



An einem Sommerabend vor fünfundzwanzig Jahren hörte ich in einem Londoner Park eine Mädchenstimme einem Vorübergehenden „Gute Nacht“ sagen. Nichts als diese zwei kleinen Wörtchen: „Gute Nacht“. Ich weiß nicht, wer sie war, ja, ich habe nicht einmal ihr Gesicht gesehen und diese Stimme niemals wieder gehört. Und doch, nachdem seither hundert Jahreszeiten gewechselt haben, läßt

mich die bloße Erinnerung an ihr „Gute Nacht" in einer unbegreiflichen, zwiespältigen Empfindung von Freud und Leid, Leid und Freud erschauern, die zweifellos nicht mir, nicht meinem eigenen Leben angehört, sondern Präexistenzen und erloschenen Sonnen.

Denn das, was den Zauber einer Stimme ausmacht, die man nur einmal vernommen hat, kann nicht von dieser Welt sein. Es gehört zahllosen, vergessenen Leben. Sicherlich hat es nie zwei Stimmen gegeben, die genau dieselbe Färbung gehabt haben. Aber in der Sprache der Liebe liegt eine Zärtlichkeit des Timbres, die den Myriaden Millionen Stimmen der ganzen Menschheit eigen ist. Ererbte Gewohnheit läßt selbst Neugeborene den Sinn des liebkosenden Tons verstehen. Zweifellos ererbt ist auch unsere Kenntnis der Laute der Sympathie, der Trauer, des Mitleids. Und so vermag die Stimme dieses blinden Weibes in der Stadt des fernen Orients selbst in einem abendländischen Geiste tiefere Empfindungen als die des individuellen Seins wiederzubeleben, das vage, stumme Pathos vergessener Schmerzen, dumpfe Liebesimpulse unvordenklicher Generationen. Die Toten sterben nie ganz. Sie schlummern in den dunkelsten Zellen müder Herzen und geschäftiger Hirne, um in seltenen Momenten durch das Echo irgendeiner Stimme, die ihre Vergangenheit zurückruft, erweckt zu werden. □ □ □ □ □




AUS EINEM
REISETAGE
BUCH

ENN eine Japanerin auf der Reise von Schläfrigkeit übermannt wird und sich nicht niederlegen kann, hebt sie ihren linken Arm und beschattet mit dem wallenden Ärmel ihr Antlitz, ehe sie einzunicken beginnt.

In diesem Waggon zweiter Klasse sitzen jetzt drei schlummernde Frauen in einer Reihe. Alle haben sie ihr Antlitz mit dem linken Ärmel bedeckt, und sie wiegen sich beim Schaukeln des Zuges wie Lotosblumen im leisen Winde.

Dieser Gebrauch des linken Ärmels ist entweder bewußt oder instinktiv — wahrscheinlich instinktiv, da die rechte Hand am besten dazu dient, sich im Falle einer plötzlichen Erschütterung zu stützen, anzuhalten oder anzuklammern.

Der Anblick ist zugleich hübsch und drollig, aber vorwiegend hübsch, weil er ein Beispiel jener Anmut gibt, mit der die vornehme Japanerin alles tut, immer in der zierlichsten und unauffälligsten Weise. Aber er ist auch pathetisch, denn die Stellung ist auch die des Kummers, und manchmal auch die des müden Gebets. Und all dies aus dem anerzogenen, eingewurzelten Pflichtgefühl, der Welt nur ein glückliches Gesicht zu zeigen ...

Dies erinnert mich an ein Erlebnis:

Ein langjähriger Diener meines Hauses schien mir der glücklichste der Sterblichen. Sprach man ihn an, so lachte er freudig, bei der Arbeit sah er immer frohgemut drein, kurz, er schien nichts von den kleinen Sorgen des Daseins zu wissen. Aber eines Tages hatte ich Gelegenheit, ihn zu beobachten,

als er sich ganz allein glaubte, und sein unbeherrschtes Antlitz erschreckte mich. Das waren nicht die Züge, die ich zu sehen gewohnt war, harte Linien des Grams und Zornes waren darin eingegraben und ließen es um vierzig Jahre älter erscheinen. Ich räusperte mich, um mich bemerkbar zu machen — allsogleich glättete sich das Antlitz, sänftigte sich und leuchtete auf, wie durch ein Wunder der Verjüngung. In der Tat, ein Wunder unablässiger selbstverleugnender Beherrschung. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Die hölzernen Fensterläden in meinem kleinen Hotelzimmer sind weit geöffnet. Allsogleich malt die Sonne durch goldschimmerndes Gezweig den scharf umrissenen Schatten eines Pflaumenbaumes auf meinen «Shōji ...

Kein sterblicher Künstler, nicht einmal ein japanischer, könnte diese Silhouette übertreffen. In Dunkelblau gegen den leuchtenden Glanz sich abzeichnend, zeigt das wundersame Bild bald schwächere, bald stärkere Töne, je nach der wechselnden Entfernung der unsichtbaren Zweige draußen. Und es zieht mir durch den Sinn, ob nicht vielleicht die Verwendung des Papiers zu Beleuchtungszwecken Einfluß auf die japanische Kunst genommen haben mag.

Bei Nacht sieht ein japanisches Haus, in dem nur die Shōjis geschlossen sind, wie eine große Papierlaterne aus, eine Laterna magica, die bewegliche huschende Schatten nach innen wirft, statt

nach außen. Bei Tage kommen die Schatten auf dem Shōji bloß von außen; aber sie mögen früh bei Sonnenaufgang sehr wunderbar sein, wenn ihre Strahlen, wie in diesem Augenblick, sich über einen zierlichen Gartenraum ergießen.

Es liegt sicherlich nichts Unglaubhaftes in jener alten griechischen Sage, die den Ursprung der Kunst in dem ersten ungelenken Versuch findet, den Schattenriß des geliebten Wesens auf eine Mauer hinzuwerfen. Sehr wahrscheinlich hat das Kunstgefühl, wie alles Gefühl des Übersinnlichen, seinen ersten Ursprung in dem Studium der Schatten. Aber die Schatten auf Shōjis sind so wundersam, daß sie geeignet sind, den Schlüssel für gewisse japanische, keineswegs primitive, vielmehr über alle Parallele entwickelte Zeichenfähigkeiten zu geben, die sonst kaum zu erklären wären. Natürlich muß man auch die Besonderheit des japanischen Papiers in Betracht ziehen, das Schatten besser aufnimmt, als irgend eine Glasscheibe, ebenso auch den Charakter der Schatten selbst. So würde zum Beispiel die abendländische Vegetation kaum so anmutige Silhouetten darbieten, wie die der japanischen Gartenbäume, die durch jahrhundertelange zärtliche Sorgfalt dazu gebracht wurden, so schön auszusehen, als es die Natur nur irgend erlaubt. Ich wünschte, das Papier meines Shōji hätte mit der Empfindlichkeit einer photographischen Platte jenen köstlichen Lichteffekt festgehalten, den die Strahlen der Sonne hervorzauberten. Denn ach, schon hat das Zerstörungswerk angefangen: schon beginnt die Silhouette sich zu verlängern. □ □ □ □ □ □ □ □

□ Von allen eigenartig schönen Dingen in Japan sind die schönsten die Anstiege zu den hochgelegenen Andachts- und Ruheorten, die Wege, die „nirgendshin“ führen und die Stufen, die ins „Nichts“ aufsteigen.

Ihr eigenartiger Zauber ist der Zauber des Zusammenklanges von Menschenwerk mit den feinsten Naturstimmungen von Licht, Form und Farbe, ein Zauber, der sich an regnerischen Tagen verflüchtigt; aber, wenn auch launenhaft, ist er darum nicht weniger wunderbar.

Der Anstieg beginnt vielleicht mit einer sanft aufstrebenden gepflasterten Allee, die sich eine halbe Meile lang hinstreckt und mit Riesenbäumen besäumt ist. In regelmäßigen Abständen bewachen steinerne Ungetüme den Weg. Dann kommt man zu irgend einer großen, durch das Dämmer emporstrebenden Treppenflucht, die zu einer großen, von noch gewaltigeren und älteren Bäumen beschatteten Terrasse hinaufführt; und von dort führen wieder Stufen zu andern Terrassen, die alle im geheimnisvollen Schatten liegen.

Und man klimmt und klimmt, bis endlich über einem grauen „Torii“ ein Tor sich zeigt: ein kleiner, leerer, farbloser Holzschrein — ein Shintō-miyia. Der überwältigende Eindruck der Leere in diesem lautlosen Schweigen und dämmernden Schatten nach all der Erhabenheit des langen Anstiegs ist ganz geisterhaft.

Viele solche Offenbarungen des Buddhismus harren desjenigen, der sie suchen will. Ich möchte beispielsweise einen Besuch in Higashi Otani in

Kyoto anregen. Eine große Avenue führt zu dem Tempelhof, und von dem Tempelhof führt eine Treppenflucht, massig, bemoost, mit einer prächtigen Balustrade versehen, zu einer gemauerten Terrasse. Der Anblick läßt uns an den Anstieg zu irgend einem italienischen Lustgarten aus den Tagen des Decamerone denken. Aber hat man die Terrasse erreicht, erblickt man bloß ein Tor, das sich in einen Friedhof öffnet!!

Wollte uns der buddhistische Landschaftsgärtner damit sagen, daß aller Pomp und alle Pracht und Schönheit letzten Endes nur zu solchem Schweigen führt? . . . □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Ich habe drei Tage lang fast die ganze Zeit in der National-Ausstellung zugebracht — aber es genügte kaum zu einem flüchtigen allgemeinen Eindruck des Charakters und der Bedeutung der Ausstellung. Es ist vorwiegend eine Industrie-Ausstellung. Doch fast alles entzückt das Auge: mit so wundervollem Gelingen hat die Kunst alle Industrie-Produkte verschönt. Fremde Kaufleute und schärfere Beobachter als ich sehen in der Ausstellung eine andere düstere Bedeutung: die ausgesprochenste Drohung, die der Handel und die Industrie des Orients jemals gegen das Abendland gerichtet hat. „Mit England verglichen,“ schrieb der Korrespondent der Londoner Times, „steht durchweg ein Farthing gegen einen Penny.“

Die Geschichte der japanischen Invasion von

Lancashire ist älter als die von Korea und China. Es war eine friedliche Eroberung, — ein müheloser Prozeß der Zurückdrängung, welcher sich tatsächlich vollzogen hat . . .

Die Ausstellung in Kyoto ist ein Beweis der fortschreitenden ungeheuern Entwicklung des industriellen Unternehmungsgeistes.

Ein Land, wo der Arbeitslohn drei Shilling die Woche beträgt und die häuslichen Lebensbedürfnisse zu entsprechenden Preisen zu decken sind, muß, da alles sonst gleich ist, einen Konkurrenten schlagen, der das Vierfache des japanischen Bedarfes braucht. Sicherlich wird das industrielle „Jiujutsu" unerwartete Resultate zu Tage fördern.

Der Eintrittspreis für die Ausstellung ist auch charakteristisch: nur fünf Sen! Aber selbst bei diesem minimalen Betrag wird voraussichtlich eine ungeheure Summe eingehen, — so groß ist der Zudrang der Besucher. Massen von Bauern, zumeist Fußgänger, strömen alltäglich in die Stadt, wie zu einer Pilgerfahrt. Und eine Pilgerfahrt ist es auch für Myriaden, denn der größte Sinshu-Tempel wird bei dieser Gelegenheit eingeweiht.

Die eigentliche Kunstausstellung scheint mir viel unbedeutender als die 1890 in Tokio veranstaltete. Es waren dort schöne Dinge, aber nur wenige, — vielleicht ein Beweis, daß die Nation alle ihre Kräfte und Talente auf Gebiete richtet, wo „Geld gemacht werden kann". Denn in jenen großen Abteilungen, wo die Kunst mit der Industrie kombiniert ist, — wie Keramik, Emailarbeit, Intarsia, Stickereien, — hätte man nicht schönere und kostbarere Arbeiten

zeigen können. In der Tat, der hohe Wert gewisser ausgestellter Objekte, veranlaßte einen japanischen Freund zu folgender nachdenklichen Bemerkung:

„Wenn China die abendländische Produktionsmethode adoptiert, wird es in der Lage sein, alle Märkte der Welt zu unterbieten."

„Vielleicht in billiger Ware," entgegnete ich. „Aber es ist doch kein Grund vorhanden, warum Japan völlig auf die billige Produktion das Schwergewicht legen sollte. Ich glaube, es könnte vielmehr auf seine Überlegenheit in der Kunst und seinen erlesenen Geschmack bauen. Der künstlerische Geist eines Volkes kann einen speziellen Wert haben, gegen den alle Konkurrenz billiger Produktion nicht aufkommen kann. Unter den europäischen Nationen bietet Frankreich ein Beispiel hierfür. Sein Reichtum liegt nicht in seiner Fähigkeit, seine Nachbaren zu unterbieten. Vielmehr sind seine Waren die teuersten der Welt: es handelt mit Dingen des Luxus und der Schönheit. Aber sie werden in der ganzen Welt gekauft, weil sie die besten ihrer Art sind. Warum sollte Japan nicht das Frankreich des fernen Ostens werden?"

Der schwächste Teil der Kunstabteilung ist die Ausstellung von Ölgemälden in europäischer Manier.

Es ist kein Grund vorhanden, warum die Japaner nicht im stande sein sollten, wunderbar in Öl zu malen, wenn sie dabei ihrer eigenen besonderen Methode des künstlerischen Ausdrucks folgen. Aber ihre Versuche, abendländische Methoden nachzuahmen, können sich selbst bei Studien, die sehr

realistische Behandlung erfordern, nicht über die Mittelmäßigkeit erheben.

Ideale Ölgemälde nach abendländischem Kunstkanon, sind noch ganz außer ihrem Bereich. Vielleicht, daß es ihnen noch glückt, für sich selbst eine neue Eingangspforte zum Schönen zu entdecken, — mag sein selbst durch die Ölmalerei, indem sie die Methode den besonderen Erfordernissen des Nationalgeistes anpassen, — aber noch ist kein Anzeichen dafür vorhanden.

Das Bild eines nackten Weibes, das sich in einem großen Spiegel besieht, rief einen sehr ungünstigen Eindruck hervor. Die japanische Presse hatte die Entfernung des Werkes verlangt, und das Verlangen mit wenig schmeichelhaften Worten über die abendländischen Anschauungen begleitet. Und doch war das Bild die Arbeit eines japanischen Künstlers. Es war ein Machwerk, aber man hatte es kühn mit dreitausend Dollars bewertet.

Ich blieb eine Weile neben dem Bilde stehen, um den Eindruck zu beobachten, den es auf die Beschauer — zumeist Bauern — machte. Sie starrten es an, lachten verächtlich, ließen einige wegwerfende Bemerkungen fallen und wendeten sich ab, um einige Kakemonos zu betrachten, die auch weit mehr der Aufmerksamkeit würdig waren, obgleich sich ihr Preis nur zwischen zehn und fünfzig Yen bewegte. Die Bemerkungen richteten sich hauptsächlich gegen die „fremden“ Ideen über guten Geschmack (der Künstler hatte die Figur mit einem europäischen Kopf gemalt). Niemand schien das Bild als ein japanisches zu betrachten. ▢ ▢ ▢ ▢

□ Hätte es eine japanische Frau dargestellt, die Menge würde es zweifellos nicht geduldet haben.

Nun, all die Empörung über das Bild war auch wirklich nicht ungerechtfertigt. Dem Werke fehlte jede ideale Auffassung; es war einfach die Darstellung einer nackten Frau, die etwas tut, wobei keine Frau gesehen werden will. Und die bloße Darstellung eines nackten Frauenkörpers, wie gut sie auch ausgeführt sei, ist nie Kunst, sofern Kunst Idealismus bedeutet. Der krasse Realismus der Darstellung war das Anstößige. Ideale Nackheit kann göttlich sein, der göttlichste aller menschlichen Träume vom Übersinnlichen. Aber eine nackte Person ist durchaus nicht göttlich. Ideale Nacktheit bedarf keines Gürtels, weil der Zauber in den Linien liegt, die zu schön sind, um verschleiert oder gebrochen zu werden. Der wirkliche lebendige Menschenkörper hat keine solche göttliche Geometrie . . .

Frage: Ist der Künstler berechtigt, die Nacktheit um ihrer selbst willen zu schaffen, wenn er diese Nacktheit nicht von jeder Spur des Realen und Persönlichen befreien kann?

Es gibt einen buddhistischen Text, der erklärt, daß nur der weise ist, der die Dinge ohne ihre Individualität sehen kann. Und diese buddhistische Art zu sehen ist es, die die Größe der wahren japanischen Kunst ausmacht. □ □ □ □ □ □ □ □



□ Diese Gedanken kamen mir: □ □ □ □ □ □ □
□ Eine Nacktheit, welche göttlich ist, welche die

Abstraktion der absoluten Schönheit bedeutet, ruft in dem Betrachter eine Erschütterung des Staunens und des Entzückens hervor, in die sich leise Melancholie mischt. Nur von sehr wenigen Kunstwerken geht eine solche Wirkung aus, weil nur sehr wenige Werke der Vollendung nahekommen.

Aber es gibt Marmorschöpfungen und Gemmen und auch gewisse schöne Abbildungen derselben, wie beispielsweise die von der „Gesellschaft der Dilettanti“ veröffentlichten Stiche, die eine solche Wirkung hervorrufen. Je länger man sie betrachtet, desto mehr empfindet man das Wunder, denn man entdeckt nicht eine Linie oder auch nur ein Fragment einer Linie, deren Schönheit nicht alle Erinnerung übertreffen würde. Darum wurde das Geheimnis einer solchen Kunst lange für übernatürlich angesehen; und wahrlich, die Empfindung des Schönen, die sie vermittelt, ist mehr als menschlich, ist übermenschlich, in dem Sinne dessen, was außerhalb des existierenden Lebens ist, — demnach übersinnlich, soweit ein dem Menschen bekanntes Gefühl dies sein kann.

Aber wie ist diese Erschütterung beschaffen?

Sie ähnelt seltsam jener Erschütterung, die die erste Liebe bewirkt und ist ihr sicherlich verwandt. Plato erklärt die Erschütterung durch den Schönheitsanblick als eine plötzliche dämmernde Erinnerung der Seele an die Welt göttlicher Ideen. Diejenigen, die hier ein Spiegelbild oder eine Ähnlichkeit der Dinge sehen, die dort sind, erfahren eine Erschütterung wie einen Blitzschlag und sind gleichsam aus sich herausgehoben. Schopenhauer erklärte

die Erschütterung der ersten Liebe als die Willensmacht in der Seele der Rasse.

Heute erklärt die positive Philosophie Spencers, daß, wenn die mächtigste aller menschlichen Leidenschaften zum erstenmal auftritt, sie älter ist, als alle individuelle Erfahrung. So stimmt die antike Auffassung und die moderne Metaphysik und Wissenschaft darin überein, daß die erste tiefe Empfindung des Individuums für menschliche Schönheit, überhaupt nicht individuell ist.

Muß nicht dieselbe Wahrheit auch für die Erschütterung gelten, die durch die höchste Kunst bewirkt wird?

Das in einer solchen Kunst ausgedrückte menschliche Ideal appelliert zweifellos an die Erfahrung all der Vergangenheit, die in dem Gefühlsleben des Betrachters eingesargt ist, an etwas, von zahllosen Vorfahren Ererbtes.

Ja wahrlich, zahllos!

Nimmt man drei Generationen für ein Jahrhundert an und schließt blutsverwandte Ehen aus, so schätzt ein französischer Mathematiker, daß jedes lebende Individuum seiner Nation in seinen Adern das Blut von zwanzig Millionen der Zeitgenossen des Jahres Tausend haben müßte. Oder rechnet man von dem ersten Jahre unserer eigenen Zeitrechnung, so würde das Ahnenerbe eines Menschen von heute die Totalsumme von achtzehn Quintillionen repräsentieren. Aber was bedeuten zwanzig Jahrhunderte gegenüber der Lebenszeit der Menschheit?

Nun, dies Gefühl für die Schönheit ist wie alle unsere Gefühle sicherlich das ererbte Produkt von

urdenklichen zahllosen Erfahrungen einer unermeßlichen Vergangenheit. In jeder ästhetischen Empfindung ist das Beben von Trillionen und Abertrillionen von geheimnisvollen Erinnerungen in den magischen Boden des Hirns eingesargt.

Und jeder Mensch trägt in seinem Innern ein Schönheitsideal, welches nur eine unendliche Mischung toter Vorstellungen von Gestalt, Farbe, Form und Anmut ist, deren Anblick einst teuer war. Es schlummert, dieses im wesentlichen latente Ideal, es kann nicht willkürlich vor die Phantasie heraufbeschworen werden, aber es kann durch die Wahrnehmung irgend einer vagen Affinität, die uns unsere äußeren Sinne vermittelten, gleichsam elektrisch aufblitzen. Dann empfindet man jenes geisterhafte, traurige, köstliche Erschauern, das das plötzliche Zurückebben der Fluten des Lebens und der Zeit begleitet.

Nur die Künstler einer Zivilisation, — die Griechen, — waren im stande, das Wunder zu vollbringen, das Rasseideal der Schönheit von ihrer eigenen Seele loszulösen und seine zitternde Umrißlinie in Juwelen und Stein festzuhalten. Sie machten die Nacktheit göttlich, und sie zwingen uns noch heute, ihre Göttlichkeit beinahe so zu empfinden, wie sie es taten. Vielleicht vermochten sie dies nur, weil, wie Emerson annahm, ihre Sinne so vollkommen gewesen. Sicherlich nicht, weil sie selbst so schön waren wie ihre eigenen Statuen.

Kein Mann und kein Weib konnte dies sein. Nur dies ist gewiß, daß sie ihr Ideal klar erkannten und festhielten, — ein Ideal, das aus zahllosen Millionen

von Erinnerungen an tote Anmut in Augen, Augenbrauen, Hals und Wangen, Mund und Kinn, Körper und Gliedern erstand.

Der griechische Marmor selbst ist der Beweis, daß es keine absolute Individualität gibt, daß der Geist ebenso eine Zusammensetzung von Seelen ist, wie der Körper eine Zusammensetzung von Zellen.



Das edelste Denkmal religiöser Architektur im ganzen Lande ist soeben vollendet worden. Die große Tempelstadt wurde um zwei Gebäude bereichert, die wahrscheinlich seit den tausend Jahren, solange die Stadt besteht, niemals übertroffen worden sind. Eines der Wunderwerke ist die Gabe der kaiserlichen Regierung, das andere die des arbeitenden Volkes.

Das von der Regierung ins Leben gerufene Werk ist das Dai-Kioku-Den, erbaut zur Erinnerung an die Thronbesteigung des Kwammu-Tennō, des einundfünfzigsten Kaisers von Japan und Begründers der heiligen Stadt. Dem Geiste dieses Kaisers ist das Dai-Kioku-Den geweiht: es ist also ein Shintotempel, und der herrlichste von allen. Trotzdem ist es aber keine Shinto-Architektur, vielmehr ein Faksimile des ursprünglichen Palastes des Kwammu-Tennō genau nach den Maßstäben des Originals. Die Wirkung, die diese großartige Abweichung von den konventionellen Formen auf das Nationalempfinden ausübt und die tiefe Poesie des ehrfürchtigen Gefühls, das sie inspiriert hat, vermag nur der voll nach-

zuempfinden, der weiß, daß Japan noch heute tatsächlich von den Toten beherrscht wird. Die Baudenkmäler des Dai-Kioku-Den sind weit mehr als schön. Selbst in dieser altertümlichsten aller japanischen Städte ist der Eindruck ein frappierender. Jede der spitzbogigen Linien ihrer geschweiften Dächer erzählt von einem anderen und phantastischeren Zeitalter. Die am bizarrsten wirkenden Teile des Ganzen sind die zweistöckigen fünftürmigen Tore — verkörperte chinesische Träume, wäre man versucht zu sagen. Der seltsame Reiz der Farbenwirkung ist nicht weniger anziehend, als der der Form. Dies beruht hauptsächlich auf der feinsinnigen Verwendung von antiken grünen Ziegeln für das polychrome Dach. An dieser entzückenden Wiederbelebung der Vergangenheit durch die architektonische Nekromantie könnte der erhabene Geist Kwammu-Tennōs wohl seine Freude haben.

Aber das Geschenk des Volkes an die Stadt Kyoto ist noch grandioser. Es wird durch das herrliche Higashi-hongwanji oder östlichen Hongwantempel (Shinshu) repräsentiert. Abendländische Leser mögen sich vielleicht einen annähernden Begriff von seiner Beschaffenheit machen durch den einfachen Hinweis, daß er acht Millionen Dollars zu bauen gekostet und seine Erbauung sieben Jahre in Anspruch nahm. Rücksichtlich seiner Ausdehnung wird er von anderen, wohlfeileren japanischen Gebäuden übertroffen. Aber jedem, der mit der buddhistischen Tempelarchitektur vertraut ist, leuchtet die Schwierigkeit ein, einen Tempel zu bauen, der hundertundsiebenundzwanzig Fuß hoch, hundertundzweiundneunzig Fuß

tief und mehr als zweihundert Fuß lang ist. Seine eigenartige Form und insbesondere die stark geschwungenen Linien seines Daches lassen ihn sogar noch größer erscheinen, als er in Wirklichkeit ist — geradezu bergartig. Aber in jedem Lande würde er als ein wunderbares Baudenkmal gelten. Da sind Tragebalken von zweiundvierzig Fuß Länge und vier Fuß Dicke, und Säulen von neun Fuß im Durchmesser. Von der Innendekoration kann man sich einen schwachen Begriff machen, wenn man hört, daß bloß die gemalten Lotosblumen auf den verschiebbaren Wänden hinter dem Hauptaltar zehntausend Dollars gekostet haben. Fast die ganze Arbeit an diesem Bau wurde aus den in Kupfermünzen dargebrachten Gaben der mühselig arbeitenden Landbevölkerung bestritten. Und doch gibt es Leute, die glauben, der Buddhismus sei im Erlöschen begriffen!

Mehr als hunderttausend Landleute strömten zur Eröffnungsfeier herbei. Myriaden lagerten sich auf den Matten, die in dem ungeheuren Tempelhof ausgebreitet worden waren. So sah ich sie dort um drei Uhr nachmittags. Der Hof war ein lebendiges, wogendes Meer. Aber all die Massen hatten bis um sieben Uhr auf die Eröffnung der Zeremonie im glühenden Sonnenbrand ohne Erfrischung auszuharren. In einen Winkel des Hofes sah ich eine Gruppe von ungefähr zwanzig jungen Mädchen — alle waren sie weiß gekleidet, mit eigentümlichen weißen Hauben. Ich fragte, wer sie seien, und ein Nebenstehender antwortete: „Da alle diese Leute hier viele Stunden warten müssen, ist es zu be-

fürchten, daß einige Übelkeit befallen könnte; man hat deshalb Berufspflegerinnen herbeschieden, damit sie sich im Bedarfsfalle der Kranken annehmen. Es sind auch Tragbahren und Träger in Bereitschaft und viele Ärzte anwesend.“ Ich bewunderte die Geduld und die schlichte Gläubigkeit dieser Massen. Aber freilich, diese Landleute haben auch Ursache, diesen wunderbaren Tempel zu lieben, ist er doch in Wahrheit ihre ureigenste Schöpfung sowohl mittelbar wie unmittelbar. Denn kein geringer Teil der tatsächlichen Arbeit daran ist bloß um der Liebe willen von vielen von ihnen gemacht worden. Die mächtigen Dachbalken waren nach Kyoto von weither, von Berghängen herabgewunden worden, mit Seilen, die man aus den Haaren buddhistischer Frauen und Mädchen gedreht hatte. Eines dieser im Tempel aufbewahrten Seile ist mehr als dreihundertundsechzig Fuß lang und beinahe drei Zoll im Durchmesser.

Für mich waren diese zwei herrlichen Monumente des nationalreligiösen Gefühls die sichere Verheißung des zukünftigen Wachstums dieses Gefühls an ethischer Kraft und zugleich der Zunahme des nationalen Wohlstandes. Zeitweilige Armut ist der Grund des scheinbaren zeitweiligen Rückganges des Buddhismus. Aber ein Zeitalter großen Wohlstandes bricht an. Einige äußere Formen des Buddhismus müssen untergehen; einiger Aberglaube des Shintoismus ist dem Verfalle geweiht. Die vitalen Wahrheiten und Erkenntnisse werden sich ausbreiten, erstarken, immer tiefere Wurzeln in den Herzen des Volkes schlagen und es besser für die Kämpfe des

größeren und härteren Lebens stählen, das seiner nunmehr harrt. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Ich habe die Fischereiausstellung besucht, sie ist in Hyogo in einem Garten am Meere veranstaltet. Waraku-en ist ihr Name. Das heißt: „Der Garten der Friedensfreuden.“ Er ist wie ein Landschaftsgarten aus alter Zeit angelegt und verdient seinen Namen. Über seinen Rand hinweg sieht man die große Bucht, Fischer in Booten, ferngleitende weiße Segel im leuchtenden Licht, und am Horizont hochragende Gipfelreihen, die in der Entfernung in zartvioletten Tönen schimmern.

Ich sah Teiche von seltsamen Formen mit klarem Meerwasser gefüllt, in denen schönfarbige Fische schwammen. Ich ging zu dem Aquarium, in dem sich Fische noch seltsamerer Art hinter Glas tummelten — Fische, die wie kleine Spielzeugdrachen geformt waren, andere wie Schwertscheiden, drollige kleine Fische, die sich fortwährend überschlugen, Fische, die wie Schmetterlingsflügel schimmerten, und Fische, die wie Tänzerinnen ihre ärmelförmigen Flossen hin und her schwenkten. Ich sah Modelle aller Arten von Booten, und Netze und Angeln und Fischfallen und Fackelkörbchen für nächtlichen Fischfang. Ich sah Bilder von allen Arten der Fischerei und sowohl Modelle als Bilder von Menschen, die Walfische töten. Eines der Bilder war fürchterlich — die Todesagonie eines in einem Riesennetz gefangenen Wals und daneben Boote, von einem Wirbel

roten Schaums gepeitscht, eine nackte Männergestalt auf dem Rücken des Ungetüms, eine einzige sich vom Himmel abhebende Gestalt, mit der mächtigen Klinge den Todesstoß führend, auch den roten Blutstrahl, der ihm folgte, konnte ich sehen . . . Neben mir hörte ich, wie ein japanisches Elternpaar seinem kleinen Knaben das Gemälde erklärte, und die Mutter sagte: „Wenn der Walfisch sein Ende nahen fühlt, fängt er in seiner Todesnot zu sprechen an — er fleht zu Buddha, ihm beizustehen — ‚Namu Amida Butsu!'"

Ich begab mich in einen anderen Teil des Gartens, wo zahme Hirsche, ein „goldener Bär" in einem Käfig, ein Pfau in einer Volière und ein Affe zu sehen waren. Das Volk fütterte den Hirsch und den Bär mit Kuchen, mühte sich, den Pfau zum Radschlagen zu bringen und quälte und neckte den Affen. Ich setzte mich um auszuruhen auf die Veranda eines Lusthauses neben der Volière. Auch die japanische Familie, die das Gemälde vom Walfisch betrachtet hatte, kam hierher, und ich hörte den kleinen Knaben sagen: „Dort in dem Boote ist ein alter, alter Mann, warum geht er nicht in den Palast zum Drachenkönig des Meeres wie Urishima?"

Der Vater antwortete: „Urishima fing eine Schildkröte, die keine wirkliche Schildkröte war, sondern die Tochter des Drachenkönigs. Er wurde also für seine Güte belohnt. Aber dieser Fischer hat keine Schildkröte gefangen, doch gesetzt, er hätte auch eine gefangen, so ist er doch viel zu alt zum Heiraten, — deshalb wird er also nicht in den Palast kommen."

▢ Der Knabe blickte auf die Blumen und das be-

sonnte Meer mit den weißen gleitenden Segeln und den violettschimmernden Gipfeln darüber und rief: „Vater, glaubst du, daß es in der ganzen Welt einen schöneren Ort geben kann als diesen?"

Das Antlitz des Vaters überflog ein helles Lächeln, seine Lippen öffneten sich zu einer Antwort; aber ehe er sprechen konnte, sprang das Kind vor Freuden auf und klatschte entzückt in die Händchen, weil der Pfau unversehens die schillernde Pracht seines Rades entfaltet hatte. Und alles hastete zu dem Vogelhaus, und so hörte ich nie die Antwort auf die hübsche Frage.

Nachher aber dachte ich, sie könnte vielleicht so gelautet haben:

„Mein Kind, wohl ist dieser Garten wunderschön, aber die Welt ist voll von Schönheit, und so mag es vielleicht noch schönere Gärten geben als diesen.

„Aber der schönste der Gärten ist nicht in unserer Welt, es ist der Garten von Amida im Paradiese des Westens.

„Und wer sein Leben lang kein Unrecht tut, darf nach dem Tode in diesem Garten weilen.

„Dort singt Kuyaku, der Paradiesvogel, von den ‚Sieben Schritten' und den ‚Fünf Kräften', und breitet sein leuchtendes Gefieder aus, dessen Glanz den Strahlen der Sonne gleicht.

„Dort sind juwelenschimmernde Gewässer und darin Lotosblumen von unsagbarer Lieblichkeit. Und diesen Blumen entschweben unablässig Regenbogenstrahlen und leuchtende Geister neugeborener Buddhas. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

„Und das zwischen den Lotosblumen rieselnde Wasser flüstert zu ihren Seelen von unendlicher Erinnerung und unendlicher Vision und von den ‚Vier unendlichen Gefühlen‘.

„Und an diesem Ort ist kein Unterschied zwischen Göttern und Menschen, der Herrlichkeit von Amida müssen selbst die Götter sich beugen. Und alle singen den Lobgesang, der also anhebt:

‚O du von unermeßlichem Licht!‘

Aber die Stimme des Himmelsstromes tönt in alle Ewigkeit gleich dem Chorgesang von Tausenden:

‚Selbst dies ist nicht hoch, es gibt ein noch Höheres — dies ist nicht Wirklichkeit — ist noch nicht Friede‘.“ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



DIE NONNE IM TEMPEL DES AMIDA



LS O-Toyos Gatte, ein entfernter Vetter, der aus Liebe in die Familie aufgenommen worden war, von seinem Lehnsherrn in die Hauptstadt abberufen wurde, machte sich die Zurückgebliebene keine Sorge um die Zukunft. Nur Traurigkeit war in ihrem Herzen. Es war die erste Trennung seit ihrer Vermählung. Aber sie hatte Vater und Mutter zu ihrer Gesellschaft, und ihrem Herzen teuerer als alles (obgleich sie es sich selbst kaum eingestehen wollte) ihr Söhnchen. Überdies hatte sie immer alle Hände voll zu tun. Viele häusliche Obliegenheiten waren zu erfüllen, viel Zeug für Kleider zu weben, sowohl in Seide wie in Baumwolle.

Einmal täglich stellte sie kleine, auf einem zierlichen Lackbrettchen tadellos servierte Miniaturmahlzeiten, wie sie den abgeschiedenen Geistern der Vorfahren und den Göttern dargebracht werden, für ihren abwesenden Gatten hin.[1] Diese Mahlzeiten wurden im östlichen Teil des Zimmers serviert und das Kniekissen des Abwesenden davorgeschoben. Der Grund, warum sie gerade im östlichen Teil dargeboten wurden, war, daß der Gatte nach dem Osten gereist war. Ehe O-Toyo die Speisen wieder abräumte, hob sie immer den Deckel der kleinen Suppenschüssel in die Höhe, um zu sehen, ob sich auf der lackierten Innenseite Dampf angesetzt hatte. Denn es heißt, solange man auf der Innenseite des Deckels Dampf sieht, ist der abwesende Geliebte gesund, aber wenn der Deckel trocken bleibt, ist er tot, denn dies ist ein Zeichen, daß seine Seele allein zurückgekehrt ist, um Nahrung zu suchen.... O-Toyo fand

den Lackdeckel täglich dicht mit Dampfperlen bedeckt.

Der Knabe war ihre stete Freude. Er zählte nun drei Jahre und stellte Fragen, die nur die Götter befriedigend hätten beantworten können. Wollte er spielen, legte sie die Arbeit weg, um ihm zu willfahren, gefiel es ihm, ruhig dazusitzen, erzählte sie ihm wunderbare Geschichten oder gab auf seine Fragen den Dingen, die niemand verstehen kann, fromme und schöne Deutungen. Abends, wenn die kleinen Lampen vor den heiligen Altären und Bildern entzündet worden waren, lehrte sie ihn die kindlichen Gebete sprechen, und wenn man ihn zum Schlafe niedergelegt hatte, saß sie mit ihrer Arbeit an seinem Lager, versunken in den Anblick der friedlichen Lieblichkeit seines Gesichtchens. Manchmal lächelte er in seinen Träumen, und da wußte sie, daß Kwannon, die Göttliche, sein Kinderherz mit Spielen aus dem Schattenreich ergötzte, und sie murmelte die buddhistische Beschwörung an die Jungfrau, die „sich immer auf den Klang der Gebete gnädig hinabneigt".

Manchmal, zur Zeit der klaren Tage, pflegte sie auf den Dakeyamaberg hinaufzuklettern, ihr Söhnchen auf dem Rücken tragend. Solch ein Ausflug machte ihm große Freude, denn es gab unendlich viel zu sehen und zu hören, worauf sie seine Aufmerksamkeit lenkte. Der sanft ansteigende Weg führte durch Haine und Wälder, über Wiesenhänge und zwischen steilen Felsen hindurch, und da waren Blumen mit Märchen in ihren Herzen und Bäume, in denen Geister hausten. Die wilden Tauben riefen

„Korup — korup“, und die zahmen schluchzten „O-waō, Owaō“, — und Zikaden zirpten, flöteten und surrten.

Alle, die fernen geliebten Angehörigen sehnend entgegenharren, pilgern, wenn sie können, zum Gipfel des Dakeyama. Er ist von jedem Punkte der Stadt sichtbar, und von seiner Spitze aus kann man mehrere Provinzen überblicken. Auf seinem höchsten Gipfel steht ein aufrechter Stein, fast von der Größe und Gestalt eines Menschen, und kleine Kieselsteine sind rings um ihn und auf ihm aufgehäuft. Und nahe davon steht ein altes Shintoheiligtum, das in alten Zeiten dem Geiste einer Prinzessin geweiht worden war. Denn in ihrem Herzeleid um den fernen Geliebten pflegte diese von jenem Berge nach ihm auszublicken, bis sie sich vor Gram verzehrte und zu einem Steine wurde. Deshalb errichtete das Volk den Tempel, und alle Liebenden, die die Rückkehr eines fernen Angehörigen ersehnen, beten heute noch dort für seine glückliche Heimkehr. Und jeder der Betenden nimmt beim Fortgehen einen der dort aufgehäuften Steine mit. Und wenn der Ersehnte wieder zurückkehrt, muß der Stein wieder zu dem Häufchen auf dem Berge zurückgetragen und eine Anzahl anderer Kiesel dargebracht werden, als Dank und Erinnerungsgabe.

Ehe an einem solchen Tage O-Toyo mit ihrem Söhnchen das Haus erreichen konnte, senkte sich die Dämmerung schon sacht auf sie herab, denn der Weg war lang, und sie mußten hin wie zurück durch das Wirrnis der die Stadt umgebenden Reisfelder mit dem Boote fahren, was eine sehr langsame Art

der Beförderung ist. Manchmal erhellten schon die Sterne und die Leuchtkäfer ihren Weg, manchmal auch der Mond, und O-Toyo sang ihrem Kinde das Kinderliedchen an den Mond:

Nono-San,
kleine Mondfrau,
wie alt bist du?
    „Dreizehn Tage, —
    dreizehn und neun.“
Noch so jung!
Ja, weil du den Gürtel trägst,
den schönen roten Gürtel (obi),
so prächtig geknüpft[2]
um deine Hüften.
Willst du ihn dem Pferd geben?
    „Nein, o nein!“
Willst du ihn der Kuh geben?
    „Nein, o nein!“

Und in die blaue Nacht stieg aus all den feuchten meilenweiten Feldern der große, weiche wogende Chor, der die ureigenste Stimme der Erde selbst zu sein scheint, — der Sang der Frösche. Und O-Toyo deutete dem Kinde den Sinn des Sangs: „Mé Kayui, Mé Kayui, meine Augen brennen mich, ich will schlafen.“

Das waren glückliche Tage und Stunden. . . .



Dann aber, plötzlich, im Verlauf von drei Tagen, verhängten jene Mächte, deren Gebote ewig unergründlich bleiben werden, großes Herzeleid über sie.

Zuerst erfuhr sie, daß der gütige Gatte, für dessen Heimkehr sie so oft gebetet hatte, nie wieder zu ihr kommen würde, da er zum Staube zurückgekehrt war, aus dem alle irdischen Formen erstehen. Und kurz darauf wurde ihr die Gewißheit, daß ihr kleiner Knabe in einen so tiefen Schlaf versunken war, daß ihn der chinesische Arzt nicht wieder auferwecken konnte. All dies kam ihr nur in plötzlichem Aufleuchten zum Bewußtsein. Zwischen diesen Blitzen der Erkenntnis herrschte jene tiefe Dunkelheit, die die Götter erbarmungsvoll den Menschen geschenkt haben.

Es ging vorüber; und als das Dunkel zu weichen begann, sah sie sich dem Erzfeind gegenüber, der Erinnerung heißt. Vor andern vermochte sie ihr Antlitz sanft und lächelnd zu zeigen, wie in früheren Tagen, aber wenn sie mit ihren Erinnerungen allein war, versagte ihre Kraft. Sie ordnete kleine Spielsachen, breitete kleine Kinderkleidchen auf der Matte vor sich aus, liebkoste sie und plauderte flüsternd mit ihnen oder lächelte still vor sich hin. Aber das Lächeln ging immer in ein krampfhaftes, lautes Schluchzen über; sie schlug ihren Kopf auf die Erde und richtete törichte Fragen an die Götter. □ □ □



Eines Tages verfiel sie auf einen geheimnisvollen Trost, jenen Ritus, den das Volk „Toritsu-Banashi“, die Beschwörung der Toten, nennt. Konnte sie nicht ihren Knaben für einen kurzen Moment wieder zurückbeschwören? Es würde die kleine

Seele beunruhigen, aber würde er nicht gerne den Schmerz eines Augenblicks ertragen, um der geliebten Mutter willen? — Sicherlich, das würde er.

Um Tote zum Wiederkommen zu bewegen, muß man sich an einen buddhistischen oder shintoistischen Priester wenden, der mit dem Ritus der Beschwörung vertraut ist, und die Sterbetafel („Ihai") des Toten muß diesem Priester übergeben werden.

Dann werden Reinigungszeremonien vorgenommen, Kerzen und Weihrauch werden vor dem „Ihai" entzündet, Gebete oder Bruchstücke von Sutras werden gesprochen, und Gaben von Blumen und Reis werden dargebracht. Aber in diesem Falle darf der Reis nicht gekocht sein.

Und wenn all dies vollzogen ist, nimmt der Priester in seine linke Hand ein bogenförmiges Instrument, und indem er mit seiner rechten Hand schnell darauf schlägt, ruft er mit lauter Stimme den Namen des Toten und spricht die Worte: „Kitazo-yo! kitazo-yo!" was bedeutet: „Ich bin gekommen!" Und indem der Priester ruft, verändert sich allmählich seine Stimme, bis sie endlich den ureigensten Klang der Stimme des Verstorbenen hat, denn dessen Geist ist in ihn eingetreten.

Der Tote beantwortet schnell die an ihn gerichteten Fragen, aber ruft unaufhörlich: „Eile, eile, denn diese meine Rückkehr ist schmerzlich, und ich kann nur eine kurze Weile bleiben!" Nachdem er also Rede gestanden hat, entweicht der Geist, und der Priester fällt besinnungslos auf sein Antlitz nieder.

▢ Aber die Toten zurückzurufen, ist nicht gut, denn

sie werden dadurch geschädigt. Bei ihrer Rückkehr in die Unterwelt müssen sie einen niedrigeren Platz einnehmen, als sie früher innegehabt haben.

Jetzt sind diese Riten vom Gesetz verboten. Sie trösteten einstmals die Leidtragenden, aber das Gesetz ist ein gutes Gesetz und gerecht, da es Leute gibt, die mit dem Göttlichen im Menschen ihren Spott treiben.

So geschah es, daß O-Toyo eines Nachts in einem einsamen kleinen Tempel an der Peripherie der Stadt vor dem „Ihai" ihres Knaben kniete, den Beschwörungsriten lauschend. Und plötzlich ertönte von den Lippen des Priesters eine Stimme, die sie zu kennen glaubte — eine Stimme, die ihr über alles teuer war —, aber leise und dünn, wie Seufzen des Windes. Und die Stimme sagte ihr: „Frage schnell, schnell, Mutter, — dunkel ist der Weg und lang, und ich kann nicht länger säumen."

Und sie fragte zitternd: „Warum muß ich um mein Kind trauern? Was ist die Gerechtigkeit der Götter?"

Und es kam die Antwort: „O Mutter, betrauere mich nicht also. Ich starb nur, damit du nicht stirbst, denn das Jahr war ein Jahr der Seuche und des Kummers, und ich wußte, daß du sterben solltest, und durch Gebet wurde mir gewährt, an deiner Statt zu sterben. O Mutter, weine nicht mehr um meinetwillen! Es ist nicht recht, um die Toten zu klagen; über den Strom der Tränen führt ihr lautloser Weg, und wenn Mütter weinen, steigt die Flut, und die Seele kann nicht hinüber, sondern muß ruhelos hin und her wandern. ▢ ▢

Und deshalb bitte ich dich, gräme dich nicht, mein Mütterlein; gib mir nur manchmal ein wenig Wasser.“



Von dieser Stunde an sah man sie nie mehr weinen. Gelassen und schweigsam erfüllte sie wie in früheren Tagen die frommen Pflichten einer Tochter.

Die Zeit verging, und ihr Vater hatte im Sinn, ihr einen anderen Gatten zu geben. Er sagte zu der Mutter: „Wenn unserer Tochter wieder ein Sohn beschert würde, wäre es für sie und uns alle eine große Freude.“

Aber die einsichtigere Mutter erwiderte: „Sie ist nicht unglücklich, es ist ausgeschlossen, daß sie sich noch einmal vermählt, ist sie doch wie ein kleines Kind geworden, das nichts von Sünde und Sorge weiß.“

Es verhielt sich wirklich so, daß sie aufgehört hatte, Kummer zu empfinden. Sie hatte angefangen, eine seltsame Liebe für ganz kleine Dinge an den Tag zu legen. Es begann damit, daß sie ihr Bett zu groß fand, vielleicht infolge des Gefühls der Leere, das durch den Verlust des Kindes entstanden war. Nacht für Nacht, Tag um Tag erschienen ihr auch andere Dinge zu groß: das Haus, die Wohnzimmer und die Nische mit ihren großen Blumenvasen, ja selbst das Kochgeschirr. Sie wollte ihren Reis nur aus einem winzigen Schüsselchen, mit Miniatureßstäbchen, wie sie Kinder benutzen, essen. In diesen wie in anderen harmlosen Dingen ließ man ihr ihren Willen, und sie hatte keine anderen Launen. Die

alten Eltern beratschlagten viel miteinander über sie. Endlich sagte der Vater: „Es wäre sicherlich für unsere Tochter sehr peinlich, mit fremden Leuten zu leben, und wir sind doch schon so bejahrt, daß wir sie bald verlassen müssen. Vielleicht wäre es das beste für sie, wenn wir sie zu einer Nonne machten. Wir könnten ihr einen kleinen Tempel bauen.“

Am nächsten Morgen sagte die Mutter zu O-Toyo: „Möchtest du nicht eine heilige Nonne werden und in einem winzigen, winzigen Tempelchen mit einem sehr kleinen Altar und kleinen Buddhabildern wohnen? Wir würden immer in deiner Nähe bleiben. Wenn es dir recht ist, werden wir uns mit einem Priester besprechen, daß er dich die Sutras lehren soll.“

O-Toyo stimmte mit Freuden zu und bat, daß ein ausgesucht kleines Nonnenkleid für sie angefertigt werde. Doch die gute Mutter sagte: „Eine gute Nonne darf alles klein haben, mit Ausnahme ihres Gewandes. Sie muß ein großes, weites Kleid haben, denn so gebietet der Meister Buddha.“

So verstand sie sich dazu, das gleiche Kleid zu tragen, wie die anderen Nonnen. □ □ □ □ □ □



In einem leeren Hof, wo früher ein großer Tempel Amida-ji gestanden hatte, erbauten sie eine kleine Andera, oder Nonnentempel, für sie und nannten ihn auch Amida-ji und weihten ihn Amida-Nyorai und anderen Buddhas. Man schmückte den Tempel mit einem sehr kleinen Altar und diminutiven Gerät-

schaften. Es war darin ein sehr niedliches Exemplar der Sutra auf einem Miniaturlesepult und winzige Wandschirme und Glocken und Kakemonos. Und dort lebte O-Toyo lange noch, nachdem ihre Eltern gestorben waren. Die Leute nannten sie Amida-ji-no Bikuni, was „die Nonne des Tempels von Amida" bedeutet.

Gerade vor dem Tor des Tempels stand eine Jizostatue. Aber dieser Jizo hatte eine besondere Aufgabe. Er war der Freund der kranken Kinder. Man sah fast immer kleine Reiskuchen vor ihm aufgestapelt. Dies bedeutete, daß man ihn für irgendein krankes Kind anflehte, und die Anzahl der Reiskuchen bedeutete die Anzahl der Jahre des kranken Kindes. Meistens lagen nur zwei oder drei Kuchen da, nur selten sieben bis zehn. Die Amida-ji Bikuni trug Sorge für die Statue, entzündete Weihrauch davor und schmückte sie mit Blumen aus dem Tempelgarten, denn hinter dem Tempel war ein kleines Gärtchen.

Nachdem sie ihre Morgenrunde mit ihrem kleinen Almosenschüsselchen gemacht hatte, pflegte sie sich gewöhnlich an einen winzigen Webstuhl zu setzen und Stoffe zu weben, die für den wirklichen Gebrauch viel zu schmal waren. Aber die Gewebe wurden immer von gewissen Ladenbesitzern aufgekauft, die O-Toyos Geschichte kannten. Sie schenkten ihr dafür kleine Täßchen, Blumenschälchen und drollige Zwergbäumchen für ihr Gärtchen.

Ihre größte Freude war die Gesellschaft von Kindern, und daran fehlte es ihr nie. Die japanischen Kinder bringen die meiste Zeit in den Tempelhöfen

zu. Und viele glückliche Kindheitsjahre wurden im Tempel der Amida-ji zugebracht. Alle Mütter der Straße sahen es gern, wenn ihre Kinder sich dort aufhielten und schärften ihnen ein, ja niemals die Bikuni-San auszulachen.... „Ihre Art ist manchmal wunderlich," pflegten sie zu sagen, „aber das kommt daher, weil sie einmal ein kleines Söhnchen hatte, das gestorben ist, und der Schmerz darüber war zu groß für ihr Mutterherz; darum müßt ihr sehr artig und ehrfurchtsvoll gegen sie sein."

Artig, das waren sie wohl, aber nicht ganz respektvoll im gewöhnlichen Sinne. Sie fühlten besser, worauf es hier ankomme. Sie nannten sie „Bikuni-San" und grüßten sie freundlich, aber im übrigen behandelten sie sie ganz wie ihresgleichen. Sie spielten Spiele mit ihr, und sie gab ihnen Tee in ganz winzigen Täßchen und bereitete für sie Reiskuchen, die nicht viel größer waren als Erbsen, und webte auf ihrem Webstuhl Baumwolle und Seidenzeug für Kleidchen für ihre Puppen.

So wurde sie für die Kleinen ganz wie eine Schwester.

Sie spielten täglich mit ihr, bis sie zu erwachsen wurden, um zu spielen, und den Tempelhof von Amida verließen, um die bittere Arbeit des Lebens zu beginnen und Väter und Mütter von Kindern zu werden, die sie an ihrer Statt in den Tempelhof spielen schickten. Diese Kinder gewannen die Bikuni-San lieb, ebenso wie ihre Eltern es getan.

Die Bikuni-San fuhr fort, mit den Kindeskindern derer zu spielen, die sich ihrer noch aus der Zeit erinnerten, als der Tempel gebaut worden war. ▢

□ Das Volk trug Sorge, daß sie keine Not litt. Man gab ihr mehr, als sie für sich selbst brauchte. So war sie imstande, gegen die Kinder so freigebig zu sein, als sie es nur wünschen konnte, und auch kleine Tiere verschwenderisch zu bedenken. Vögel nisteten in ihrem Tempel und fraßen aus ihrer Hand und verlernten es völlig, sich, wie früher, auf den Köpfen der Buddhas niederzulassen. □ □ □



Doch eines Tages starb die Bikuni-San. Nach ihrem Begräbnis kam eine Schar Kinder in mein Haus. Ein kleines Mädchen von neun Jahren hielt im Namen aller folgende Ansprache an mich: „Herr, wir bitten um eine Gabe für die Bikuni-San, die gestern gestorben ist. Es wurde ihr ein großer ‚haka' (Grabstein) gesetzt. Es ist ein schöner ‚haka', aber wir möchten ihr auch einen ganz kleinen ‚haka' setzen, weil sie zur Zeit, da sie mit uns war, oft gesagt hat, sie möchte einen ganz winzig kleinen ‚haka' haben. Und der Steinmetz hat uns versprochen, einen solchen für uns auszuhauen und ihn sehr schön zu machen, wenn wir ihm das Geld bringen können. Wollt Ihr vielleicht geruhen, etwas dazu beizutragen?"

„Gewiß," sagte ich, „aber jetzt habt ihr wohl keinen Spielplatz mehr?"

Die Kleine antwortete lächelnd: „Wir werden weiter im Tempel von Amida spielen. Sie ist ja da begraben, sie wird unseren Spielen zuhören und sich daran freuen." □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □


NACH DEM
KRIEGE


YOGO ist heute von einem zauberhaft durchsichtigen Lichtmeer umflossen, das unbeschreiblich ist, ein Frühlingslicht, das in seiner duftigen Körperlosigkeit den Dingen in der Ferne etwas Geisterhaftes, Überirdisches gibt. Die Formen, obgleich scharf umrissen, werden durch die zarten Farbentöne, die über ihnen schweben, gleichsam idealisiert; und die großen Hügel hinter der Stadt streben in ein wolkenlos leuchtendes Blau, das eher der Geist des Azurs zu sein scheint, als der Azur selbst.

Über den blaugrauen abfallenden Giebeldächern ist ein Schwirren und Wogen von merkwürdigen Gebilden, ein Schauspiel, das mir zwar nicht neu, aber immer gleich köstlich erscheint. Überall flattern, an großen Bambusstäben befestigt, ungeheure buntfarbige Papierfische, die genau das Aussehen und die Bewegungen von lebendigen Fischen haben. Die meisten sind zwischen fünf und fünfzehn Fuß lang, aber hie und da sehe ich ein Miniaturexemplar von kaum einem Fuß Länge an den Schweif eines größeren angeheftet. An einigen Stäben hängen vier oder fünf Fische in einer Höhe, die der Größe der Fische entspricht, die größten zu oberst. So wunderbar in Form und Farbe sind diese Gebilde, daß der erste Anblick den Fremden geradezu verblüfft. Die Leinen, an denen sie schweben, sind immer durch den Kopf durchgezogen, und der Wind, der in den geöffneten Mund freien Zutritt hat, schwellt nicht nur den Körper zu täuschender Lebenswahrheit der Form, sondern erhält ihn in steter Wellenbewegung. So steigen und sinken sie, schnellen

und drehen sich genau so wie lebendige Fische, während der Schwanz auf und ab zuckt und die Flossen tadellose Schwimmbewegungen ausführen.

In dem Garten meines Hausnachbars sind zwei wunderbare Exemplare; einer hat einen orangefarbenen Bauch und blaugrauen Rücken, der andere schillert ganz silbern, und beide haben große geisterhafte Augen. Das leise Rauschen, mit dem sie gegen den Himmel segeln, ist wie das Streichen des Windes über Schilfrohr. In einer kleinen Entfernung sehe ich einen anderen großen Fisch mit einem kleinen roten Knaben auf dem Rücken. Dieser rote Knabe stellt „Kintoki" vor, das kraftstrotzendste aller Kinder, die je in Japan geboren waren, das schon als Säugling mit Bären rang und Koboldvögeln Fallen stellte.

Jedermann weiß, daß diese Papierkarpfen oder „Kois" nur zur Zeit des großen Knabengeburtsfestes im fünften Monat des Jahres ausgehängt werden. Ihr Erscheinen über einem Hause kündigt die Geburt eines Sohnes an und symbolisiert die Hoffnung der Eltern, ihr Sohn werde einstmals imstande sein, sich allen Hindernissen zum Trotz seinen Weg durch das Leben zu bahnen, ebenso wie der wirkliche „Koi", der breite japanische Karpfen, große Flüsse gegen den Strom hinaufschwimmt. In vielen Teilen des südlichen und westlichen Japans finden sich diese „Kois" nur selten. An ihrer Statt sieht man lange schmale Baumwollflaggen, „Nobori" genannt, die wie Segel mit kleinen Klammern und Ringen senkrecht an Bambuspfählen befestigt sind und verschiedenfarbige Zeichnungen eines „Koi" in

einem Wasserwirbel, oder des Shōki, des Besiegers der Dämonen, oder solche von Fichten, oder Schildkröten, oder anderen Glückssymbolen tragen. ▢▢



Aber in diesen leuchtenden Frühlingstagen des Jahres 2555 der japanischen Zeitrechnung, wird der „Koi" zum Symbol von etwas Größerem als der Elternliebe: er wird zum Symbol der großen Zuversicht einer durch den Krieg regenerierten Nation. Die militärische Wiedergeburt des Reiches, das wahre Geburtsfest des „neuen Japan", beginnt mit dem Sieg über China. Der Krieg ist zu Ende, die Zukunft, obgleich bewölkt, scheint voll Verheißungen; und wie groß die Schwierigkeiten sein mögen, die weiteren Errungenschaften im Weg stehen, Japan hat weder Furcht noch Zweifel.

Vielleicht liegt sogar eine zukünftige Gefahr in eben diesem maßlosen Selbstvertrauen. Dies ist kein neues, durch den Sieg geschaffenes Gefühl, es ist ein Rassegefühl, das häufige Siege nur noch verstärkt haben. Von dem Tage der Kriegserklärung an herrschte niemals auch nur für einen Augenblick der geringste Zweifel an dem endgültigen Sieg. Allgemeiner und tiefer Enthusiasmus machte sich überall bemerkbar, wenn auch keinerlei äußere Kundgebungen von Erregung stattfanden.

Ernste Männer machten sich gleich ans Werk, Geschichten über die japanischen Triumphe zu schreiben. Diese Geschichten, in wöchentlichen oder monatlichen Publikationen veröffentlicht und mit

photolithographischen Zeichnungen oder Holzschnitten illustriert, fanden Verbreitung im ganzen Lande, lange, ehe fremde Beobachter es gewagt hatten, den endgültigen Ausgang des Kampfes vorherzusagen. Von allem Anfang an war sich die Nation ihrer Kraft und der Ohnmacht Chinas bewußt.

Die Spielsachenverkäufer brachten Legionen Dinge mit sinnreichem Mechanismus auf den Markt: chinesische Soldaten, die flüchteten, oder wieder solche, die von japanischen Reitern niedergestochen oder mit zusammengebundenen Zöpfen in Gefangenschaft fortgeführt wurden, oder vor berühmten Generalen, um Gnade flehend, den „Kotau" machten. An Stelle altmodischer Spielsachen, die Samurais in voller Rüstung vorstellten, erschienen Figuren aus Ton, Holz, Papier oder Seide, die japanische Kavallerie, Infanterie und Artillerie vorstellten, und Modelle von Festungen und Batterien, und Porträtfiguren von Kriegsberühmtheiten. Die Erstürmung der Schanzen von „Port Arthur" durch die Kumamoto-Brigade war der Gegenstand einer dieser sinnreichen mechanischen Spielsachen. Andere ebenso ingeniöse zeigten den Kampf des Matsushima-Kan mit chinesischen Panzerschiffen. Es wurden auch Myriaden von Miniaturgewehren verkauft, die durch Luftdruck mit lautem Knall Korke entluden, und Myriaden winziger Schwerter und zahllose kleine Hörner, deren unablässiges Blasen mir den Zinnhorntumult an einem längstvergangenen Neujahrsabend in New-orleans zurückrief.

Jede Siegesnachricht entfesselte eine ungeheure Produktion farbiger Abbildungen, roh hingeworfen

und billig ausgeführt, die, wenn sie auch zumeist nur der Phantasie des Künstlers entsprungen waren, sich dennoch trefflich dazu eigneten, die öffentliche Liebe zum Ruhme anzufeuern. Auch wunderbare Schachfiguren tauchten auf; jede Figur stellte einen chinesischen oder japanischen Offizier oder Soldaten vor[1].

Mittlerweile feierten die Theater den Krieg in einer noch anschaulicheren Weise. Es ist keine Übertreibung zu behaupten, daß beinahe jede Episode des Feldzugs auf der Bühne ihre Wiederholung fand. Ja, Schauspieler suchten sogar die Schlachtfelder auf, um dort Hintergründe und Szenen zu studieren und sich für ihre Darstellung nach der Natur zu bilden. Mit Zuhilfenahme von künstlichen Schneestürmen gelang es ihnen dann, eine wahrheitsgetreue Vorführung des Kriegsungemaches der Mandschurei-Armee zu geben. Jede tapfere Tat wurde allsogleich dramatisiert. So der Tod des Hornbläsers Shirakami Genjirō,[2] der Heldenmut Harada Jinkishis, der sein Leben aufs Spiel setzte, um seinen Kameraden ein Festungstor zu öffnen, der Heroismus der vierzehn Reiter, die sich gegen den Ansturm von dreihundert Mann Infanterie behaupteten, der erfolgreiche Überfall unbewaffneter Kulis gegen ein chinesisches Bataillon; alle diese und viele andere Vorkommnisse wurden auf Tausenden von Theatern dargestellt. Ungeheure Illuminationen, bei denen auf einer Unzahl von Papierlaternen Loyalitätskundgebungen und patriotische Sprüche prangten, verkündigten den Ruhm der kaiserlichen Armee und erfreuten das Herz und die Augen der

Soldaten, die mit der Eisenbahn ins Lager fuhren. In Kobé, wo unablässig Truppenzüge passierten, fanden solche Illuminationen wochenlang Abend für Abend statt, und die Bewohner auch der ärmsten Straße subskribierten immer wieder und wieder für Flaggen und Triumphbogen.

Aber die Triumphe des Krieges wurden auch durch die Industrie des Landes gefeiert. In Porzellan, Metall, kostbaren Geweben, ebenso wie in aktuellen Zeichnungen für Briefpapier und Umschläge wurden Siege und heroische Taten verewigt.

Man sah sie auf dem Seidenfutter der „Haori"[3] und auf Frauentüchern von Chirimen,[4] Gürtelstickereien, Mustern von Seidenhemden und Kinderfestkleidchen, von billigen Waren wie Kaliko und Drillstoffen ganz zu schweigen.

Man sah sie auf Lackarbeiten aller Arten und auf den Seitenwänden und Deckeln von geschnitzten Kästchen, auf Tabaksbeuteln, Ärmelknöpfen, auf Haarschmucknadeln, Frauenkämmen und selbst Eßstäbchen. Zahnstocherpäckchen wurden in kleinen Schächtelchen feilgeboten, und jeder einzelne Zahnstocher trug in Miniaturschrift irgend ein Kriegsgedicht.

Und bis zum Friedensschluß oder wenigstens bis zu dem unsinnigen Versuch eines „Soshi"[5] den chinesischen Bevollmächtigten während der Verhandlungen zu töten, war alles so eingetroffen, wie das Volk es wünschte und hoffte.

Aber kaum wurden die Friedensbedingungen bekannt, beeilte sich Rußland zu intervenieren, und

nahm Frankreichs und Deutschlands Hilfe in Anspruch, um Japan zu unterdrücken. Das Bündnis fand keinen Widerstand. Die Regierung spielte „Jiujutsu“ und täuschte die Erwartungen der Nation durch unvorhergesehene Nachgiebigkeit. Japan war nun schon lange darüber hinaus, an seiner militärischen Macht zu zweifeln. Die Kraft seiner Reserven ist wahrscheinlich weit größer, als man je zugegeben hat, und sein Unterrichtssystem mit seinen sechsundzwanzigtausend Schulen ist eine kolossale Drillmaschine. Auf seinem eigenen Boden konnte es Japan mit jeder Macht der Welt aufnehmen. Die Flotte war seine schwache Seite, und dieser Schwäche war es sich vollkommen bewußt. Es war eine kleine Flotte mit kleinen leichten Kreuzern, die jedoch wunderbar gehandhabt wurden. Wohl hatte ihr Admiral ohne Einbuße eines einzigen Schiffes die chinesische Flotte bei zwei Zusammenstößen vernichtet, aber sie war noch nicht stark genug, um der vereinigten Macht dreier europäischer Flotten Widerstand leisten zu können; und die Blüte der japanischen Armee war zu Lande in Anspruch genommen. Man hatte mit großem Scharfsinn den geeignetsten Moment für die Intervention gewählt, und wahrscheinlich hatte man mehr im Auge, als eine bloße Intervention. Die schweren russischen Schiffe wurden für den Kampf gerüstet, und schon diese allein hätten die japanische Flotte überwältigen können, obgleich der Sieg den Russen teuer zu stehen gekommen wäre. Aber plötzlich wurde die russische Aktion durch die englischen Sympathiekundgebungen für Japan unterbrochen.

England war in der Lage, innerhalb einiger Wochen eine Flotte in die asiatischen Gewässer zu bringen, die imstande war, die vereinigten Flotten der europäischen Mächte in einem einzigen Gefecht zu vernichten. Und ein einziger Schuß eines russischen Kreuzers konnte einen Weltkrieg entfachen.

Aber in der japanischen Flotte herrschte ein unbezähmbares Verlangen, mit allen drei Mächten zugleich den Kampf aufzunehmen. Es wäre ein furchtbarer Kampf gewesen, denn kein japanischer Admiral hätte sich dazu verstanden, zu weichen, kein japanisches Schiff wäre dazu zu bringen gewesen, seine Segel zu streichen. Auch die Landarmee war gleich begierig auf den Krieg. Es bedurfte wirklich der ganzen Staatsklugheit und Energie der Regierung, um die Nation zurückzuhalten. Man unterdrückte die freie Äußerung und brachte die Presse zum Schweigen; und durch die Rückgabe der Halbinsel Liao-Tung an China im Austausch für eine größere Kriegsentschädigung als die ursprünglich verlangte, wurde der Friede gesichert. Die Regierung ging wirklich mit tadelloser Klugheit und Voraussicht vor. Denn in diesem Stadium der japanischen Entwicklung hätte ein kostspieliger Krieg mit Rußland die verhängnisvollsten Folgen für die Industrie, den Handel und die Finanzen haben können. Aber der nationale Stolz war tief verwundet, und noch jetzt vermag das Land das Vorgehen der Regierung nicht zu billigen. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



□ Der Matsushima-Kan ist von China zurückgekommen und liegt vor dem Garten der Friedensfreunde verankert. Er ist kein eigentlicher Koloß, obgleich er Ungeheures geleistet hat; aber er sieht immerhin recht imposant aus, wie er so in dem klaren Licht daliegt, eine steingraue Festung aus Stahl, die aus der glatten blauen Flut emporragt. Die Besichtigung wurde der entzückten Bevölkerung freigegeben, die sich zu dieser Gelegenheit wie zu einer ganz großen Tempelfeier geschmückt hat. Auch mir wird gestattet, mich einigen von ihnen anzuschließen. Es sieht aus, als ob alle im Hafen vorhandenen Boote für die Besucher gemietet worden wären, so ungeheuer ist der Andrang der Fahrzeuge, die um das Panzerschiff wimmeln. Es ist unmöglich, die zahllosen Schaulustigen gleichzeitig an Bord zu lassen. Man bedeutet uns, zu warten, während Hunderte früherer Ankömmlinge hineingelassen werden und andere hinausströmen. Aber das Warten in der kühlen Seeluft ist nicht unwillkommen, und das Schauspiel der Volksfreude ist interessant zu beobachten. Welch eifriges frohes Heranstürmen, wenn die Reihe an sie kommt! Welch Drängen und Wogen! Zwei Frauen fallen ins Meer, flugs werden sie von Teerjacken herausgefischt; sie sagen, sie seien nicht böse, hineingeplumpst zu sein, weil sie sich nun rühmen können, ihr Leben der Bemannung des Matsushima-Kan zu verdanken.

In Wirklichkeit waren sie wohl gar nicht in Gefahr gewesen zu ertrinken, denn eine Legion gewöhnlicher Schiffer standen hilfsbereit da.

□ Aber den Männern des Matsushima-Kan schuldet

das Volk etwas weit Wichtigeres, als das Leben zweier junger Frauen, und das Volk ist redlich bemüht, ihnen mit Dank zu lohnen, denn Geschenke anzunehmen, wie sie Tausende gern darbieten möchten, ist ihnen durch ein Disziplinarverbot untersagt. Die Offiziere und die Mannschaft müssen schon sicherlich ermüdet sein, aber sie begegnen dem Andrang der Schaulustigen und ihren Fragen mit der entzückendsten Liebenswürdigkeit. Man zeigt ihnen alles bis ins Detail; die ungeheure Kanone mit ihrem Ladeapparat und dem Zielmechanismus, die Schnellfeuerbatterien, die elektrischen Scheinwerfer mit ihrem weitstrahlenden Leuchtmechanismus. Ich selbst, der ich als Fremder einer besonderen Erlaubnis bedarf, werde überall umhergeführt, hinauf und hinab, ja man gestattet mir sogar, einen flüchtigen Blick auf das Porträt der kaiserlichen Majestäten in der Kajüte des Admirals, und man erzählt mir den höchst aufregenden Verlauf der großen Schlacht am Yalu. Unterdessen führen an diesem goldenen Frühlingsmorgen die alten kahlen Männer, die Frauen mit ihren Babies das Kommando auf dem Schiffe. Offiziere, Kadetten, Blaujacken sparen keine Mühe, sich ihnen gefällig zu zeigen. Einige unterhalten sich mit den Großvätern, einige lassen die Kinder mit ihren Schwertgriffen spielen und lehren sie ihre kleinen Händchen hochzuheben und „Teikoku-Banzai“ zu rufen. Und für die müden Mütter werden Matten ausgebreitet, auf die sie sich in dem Schatten zwischen den Verdecken niederkauern können.

Diese Verdecke waren vor wenigen Monaten noch von dem Blute tapferer Männer gerötet, hie

und da sieht man noch schwarze Flecke, die dem Scheuerstein Trotz geboten haben, und das Volk blickt auf diese Male mit zärtlich frommer Andacht. Das Admiralschiff wurde zweimal von enormen Granaten getroffen und seine unbeschützten Teile durch einen Hagel von Projektilen durchbohrt. Es hielt den Ansturm aus, aber büßte die Hälfte seiner Besatzung ein. Sein Tonnengehalt ist bloß viertausendzweihundertachtzig, und seine Angreifer waren zwei chinesische Panzerschiffe, jedes siebentausendvierhundert Tonnen.

Von außen zeigt sein eherner Leib keine tiefen Risse, denn die geborstenen Platten wurden wieder ersetzt, aber mein Führer weist stolz auf die zahlreichen ausgebesserten Stellen der Verdecke, auf das stählerne Takelwerk, auf den Rauchfangfirst und auf gewisse schreckliche Vorsprünge mit den kleinen aus ihnen hervorragenden Spitzen in dem fußdicken Stahl der Geschützbänke. Er bezeichnet uns unten den Weg, den die Granate, die das Schiff durchbohrte, genommen hat.

„Als sie kam," sagt er, „warf die Erschütterung Männer so hoch in die Luft" (er hebt seine Hand zwei Fuß über Deck), „im selben Augenblick wurde alles pechschwarz, man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen. Dann fanden wir, daß eine der Backbordkanonen zersplittert worden war und die ganze dortige Mannschaft getötet hatte. Vierzig Mann waren auf der Stelle tot, weit mehr schwer verletzt, in diesem Teile des Schiffes konnte sich kein einziger retten. Das Deck geriet in Brand, weil der Munitionsvorrat explodiert war, und so mußten wir

zugleich kämpfen und uns bemühen, das Feuer zu löschen. Selbst Schwerverwundete, denen die Haut in Fetzen von Gesicht und Händen herunterhing, arbeiteten, als fühlten sie keinen Schmerz, und Sterbende beteiligten sich mit dem letzten Aufgebot ihrer Kräfte an der Arbeit des Wasserzureichens. Aber es gelang uns, den Ting-Yuen mit einer Salve aus unseren Haubitzen endlich zum Schweigen zu bringen. Den Chinesen standen europäische Kanoniere bei. Hätten wir es nicht mit Europäern zu tun gehabt, unser Sieg wäre allzu leicht gewesen!"

Er spricht die richtige Stimmung aus . . . Nichts hätte an diesem schönen Frühlingstag das Herz der Matsushima-Männer so erfreuen können als der Befehl, die Anker zu lichten, um zum Angriff der großen russischen Kreuzer an der fernen Küste zu schreiten.



Als ich vor einigen Jahren von Shimonoseki in die Hauptstadt fuhr, sah ich unterwegs viele Regimenter, die sich eben zum Kriegsschauplatz begaben. Sie hatten alle weiße Uniformen, denn die heiße Jahreszeit war noch nicht vorüber. Diese Soldaten sahen so völlig wie Studenten aus, die ich unterrichtet hatte (und wirklich waren Tausende unter ihnen eben erst aus der Schule entlassen worden), daß ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, es sei doch grausam, solche Jünglinge in die Schlacht zu schicken. Der Ausdruck der Knabengesichter war so offenherzig, so frohgemut, so völlig unbewußt des schweren Ernstes des Lebens! ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢

□ „Fürchten Sie nichts für sie," sagte ein mitreisender Engländer, der sein Leben in Feldlagern zugebracht hatte, „sie werden sich sicherlich trefflich bewähren."

„Das weiß ich," antwortete ich, „aber ich denke an Fieber, Frost und den Winter in der Mandschurei; all dies ist furchtbarer, als die Gewehrläufe der Chinesen."

Der Hornruf, der beim Anbruch der Dunkelheit die Mannschaft zum Appell zusammenrief oder die Ruhestunde verkündete, war seit Jahren eine meiner Sommerfreuden in den japanischen Garnisonstädten gewesen. Aber während der Kriegsmonate berührte mich dieser langgezogene klagende Ruf ganz anders. Ich glaube nicht, daß an der Melodie etwas Besonderes ist, aber mir war's manchmal, als ob sie mit einem besonderen Gefühl gespielt würde; und wenn sie von allen Hörnern einer Division zugleich in die sternenhelle Nacht hinausschallte, hatte dieser reiche Zusammenklang von Tönen eine melancholische Süßigkeit, die mir unvergeßlich bleiben wird. Und ich versank in einen traumhaften Zustand, in dem es mir war, als riefe ein Geisterhorn die Jugend und Kraft von Tausenden in das Schattenreich ewiger Ruhe. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



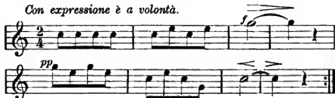
□ Heute nun ging ich, um die Rückkehr einiger Regimenter zu sehen. Auf der Straße, die sie passieren sollten und die von Kobé nach der Nanko-San-Station führt (dem größten Tempel, dem Geiste des Helden Kusunoki Masashigé geweiht), waren laubgeschmückte Triumphbogen errichtet worden. Die Bürger hatten sechstausend Yen subskribiert, um der Ehre teilhaftig zu werden, den rückkehrenden Soldaten das erste Mahl anzubieten; und viele Bataillone hatten diesen liebreichen Willkommensgruß schon empfangen. Die Zelte in dem großen Tempelhof, wo die Truppen aßen, waren mit Flaggen und Festons dekoriert; für alle Regimenter hatte man Geschenke vorbereitet, Süßigkeiten, Zigarrenpäckchen und Tücher, die mit Gedichten zum Preise der Tapferkeit bedruckt waren. Vor dem Tempeltore war ein wirklich sehr schöner Triumphbogen errichtet worden; er trug auf seinen beiden Fassaden Willkommensworte in chinesischen Goldbuchstaben, und auf seiner Spitze thronte ein Falke, der mit seinen ausgebreiteten Fittichen einen Erdglobus beschattete.

Zuerst wartete ich mit Manyemon[6] auf dem Bahnperron, der sehr nahe dem Tempel ist. Als der Zug einfuhr, bedeutete eine Schildwache den Zuschauern, die Plattform zu räumen; und draußen auf der Straße hielt die Polizei den Andrang zurück und ließ allen Verkehr einstellen. Einige Minuten später zog das Bataillon ein. In regelmäßigen Reihen marschierten sie durch den Triumphbogen, an ihrer Spitze ein ergrauter Offizier, der beim Gehen ein wenig hinkte und eine Zigarette rauchte. Die Menge verdichtete sich um uns, aber keinerlei Hochrufe wurden laut,

man hörte nicht einmal sprechen, einzig der dröhnende Schritt der Soldaten unterbrach die Stille.

Ich konnte gar nicht glauben, dies seien dieselben Männer, die ich in den Krieg hatte ziehen sehen. Nur die Nummern auf den Achselklappen machten mir klar, daß es sich doch so verhalte. Sonnverbrannt und finster waren die Gesichter; viele von ihnen trugen große Bärte. Die dunkelblauen Winteruniformen waren beschmutzt und zerrissen, die Schuhe zur Formlosigkeit vertreten, aber der taktfeste, rhythmische Schritt war der Schritt wetterfester Soldaten. Es waren keine Knaben mehr, sondern gestählte Männer, fähig, es mit jedem Kriegsheer der Welt aufzunehmen. Männer, die Blut vergossen, Bollwerke gestürmt hatten, Männer, die auch vieles erduldet, von dem die Geschichte nichts erzählen wird. Die Gesichtszüge zeigten weder Freude noch Stolz. Die scharf spähenden Augen hatten kaum einen Blick für die Willkommensgrüße, die Flaggen, die Dekorationen, den Triumphbogen mit dem den Erdball überschattenden Kriegsfalken. Vielleicht weil diese Augen oft Dinge gesehen hatten, die Menschen ernst stimmen. Ein einziger Mann nur lächelte beim Vorübergehen und rief mir die Erinnerung an ein Lächeln wach, das ich auf dem Antlitz eines Zuaven gesehen hatte, da ich als Knabe der Rückkehr eines Regiments aus Afrika beiwohnte: ein höhnisches Lächeln, das durchbohrte. Viele der Zuschauer waren sichtlich bewegt, denn sie fühlten intuitiv den Grund dieser Wandlung. Aber wie dem auch sei, jetzt waren die Soldaten bessere Soldaten, und jetzt harrten

ihrer Willkommensgrüße, Geschenke und die warme Liebe des Volkes und dann Ausruhen und Behagen in ihren heimatlichen Feldlagern. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Ich sagte zu Manyemon : „Heute werden sie in Osaka und Nagoya sein. Sie werden das Hornsignal vernehmen und beim Appell ihrer armen Kameraden gedenken, die niemals die Heimat wiedersehen werden.“

Der Greis antwortete mit schlichtem Ernst: „Die Leute im Okzident glauben vielleicht, daß die Toten niemals zurückkehren. Aber wir denken anders darüber: die japanischen Toten kehren alle zurück, sie kennen den Weg. Von China und von Chosen werden sie kommen, und die tief im Meeresgrunde ruhen, alle kehren sie zurück, alle. Alle sind sie jetzt mit uns — alle. Und wenn es dunkelt, scharen sie sich zusammen und harren des Signalrufs. Und sie werden ihn auch an jenem Tage hören, an dem die Truppen des Sohnes des Himmels gegen Rußland marschieren.“ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢




HARU

ARU war im Elternhause erzogen worden, nach jener altväterischen Weise, die den lieblichsten Frauentypus hervorbringt, den die Welt je gesehen hat. Diese häusliche Erziehung bildete besonders Schlichtheit des Herzens, natürliche Anmut des Benehmens, Gehorsam und Pflichtgefühl aus und entwickelte sie zu einem Grade wie er außerhalb Japans nirgends erreicht wird. Das moralische Resultat wäre für jede andere Gesellschaft als die alte japanische allzu fein und schön gewesen. Es war aber keine angemessene Vorbereitung für das härtere Leben der neuen Zeit. Das Mädchen aus guter Familie wurde dazu erzogen, sich von ihrem Manne vollständig abhängig zu fühlen. Man lehrte sie, niemals Eifersucht, Kummer oder Zorn zu zeigen, selbst nicht unter Verhältnissen, die diese Gefühle rechtfertigen konnten; man erwartete von ihr, daß sie die Fehler ihres Gatten und Herrn nur durch die Waffe der Sanftmut besiege. Kurz, man mutete ihr zu, fast übermenschlich zu sein und wenigstens äußerlich das Ideal der vollkommenen Selbstlosigkeit zu verkörpern. Dies konnte sie erfüllen in dem Zusammenleben mit einem Gatten, der ihr ebenbürtig war, von feiner Unterscheidungsgabe, zart in der Empfindung, fähig, ihre Gefühle zu erraten und sie nie zu verletzen.

Aber Haru entstammte einer weit vornehmeren Familie als ihr Gatte; und sie war ein wenig zu gut für ihn, weil er nicht das richtige Verständnis für sie haben konnte. Man hatte sie sehr jung verheiratet. Zuerst waren sie sehr arm gewesen, und

ihre Verhältnisse hatten sich allmählich zum besseren gewendet, da Harus Gatte ein tüchtiger Geschäftsmann war. Manchmal schien es ihr, daß er sie mehr geliebt hatte, als sie sich noch in bescheideneren Lebensumständen befanden; und in solchen Dingen irrt sich eine Frau selten.

Sie verfertigte noch all seine Kleidungsstücke, und er pries stets ihre Geschicklichkeit. Sie kam all seinen Wünschen zuvor, half ihm beim An- und Auskleiden; machte ihm in ihrem schönen Heim alles behaglich; sagte ihm in liebreizendster Weise Lebewohl, wenn er des Morgens an seine Geschäfte ging, und bewillkommnete ihn bei seiner Rückkehr; sie empfing seine Freunde in der tadellosesten Weise; führte seinen Haushalt mit bewunderungswürdiger Ökonomie und verlangte selten von ihm eine Aufmerksamkeit, die Geld kostete. Tatsächlich brauchte sie so etwas auch nicht zu verlangen; denn er war nie geizig und liebte es, sie zierlich gekleidet zu sehen, so daß sie einer schönen Silberlibelle glich, die sich in die Falten ihrer eigenen Flügel hüllt. Und er nahm sie gerne in Theater und andere Vergnügungslokale mit. Sie begleitete ihn zu Ausflugsorten, die berühmt wegen ihrer blühenden Kirschbäume im Frühling waren, wegen des schimmernden Glanzes ihrer Leuchtkäfer zur Sommerszeit oder wegen ihrer sich purpurn färbenden Ahornblätter im Herbste. Und manchmal brachten sie zusammen einen Tag in Maiko am Meere zu, wo die Fichten sich zu wiegen schienen, wie tanzende Mädchen; oder einen Nachmittag in Kiyomidzu, in dem uralten Lusthaus, wo alles wie ein Traum aus ferner

Zeit ist. Da ruhen große Wälder in tiefem Schatten, und ein murmelndes Bächlein entquillt kalt und klar dem Felsen, und man hört immer die Klage unsichtbarer Flöten, die lieblich in der alten Weise ertönen, ein liebkosender Laut, aus Friede und Wehmut gemischt, sowie das goldene Licht einer sterbenden Sonne im Blau verhaucht.

Abgesehen von diesen kleinen Vergnügungen und Ausflügen ging Haru selten aus. Ihre einzigen Verwandten und auch die ihres Mannes lebten weit weg in anderen Provinzen; und sie hatte nur wenig Besuche zu machen. Sie liebte es, zu Hause zu sein, Blumen für die Nischen der Götter zu ordnen, die Zimmer zu schmücken, und die zahmen Goldfische des Gartenweihers zu füttern, die schon die Köpfchen emporstreckten, wenn sie sie kommen sahen.

Noch hatte kein Kind neue Freude oder Trauer in ihr Leben gebracht. Sie sah ungeachtet ihres Frauenkopfputzes wie ein ganz junges Mädchen aus; und sie war noch so naiv wie ein Kind, trotz ihres praktischen Sinns in häuslichen Angelegenheiten, den ihr Mann so bewunderte, daß er sich oft dazu herbeiließ, sie in ernsten Dingen zu Rate zu ziehen. Vielleicht urteilte dann ihr Herz besser für ihn als ihr hübsches Köpfchen; aber ob nun intuitiv oder nicht, ihr Rat erwies sich immer als gut. Fünf Jahre lang lebte sie glücklich mit ihm, und in dieser Zeit benahm er sich so rücksichtsvoll gegen sie, wie nur ein junger japanischer Kaufmann gegen eine Frau von vornehmerer Abkunft als seine eigene sein konnte.

□ Dann aber begann er plötzlich zu erkalten, so

plötzlich, daß sie überzeugt war, daß der Grund seines veränderten Benehmens nicht derjenige war, den eine kinderlose Frau mit Recht befürchten konnte. Unfähig, die wahre Ursache herauszufinden, suchte sie sich zu überreden, daß sie es vielleicht in der Erfüllung ihrer Pflichten an irgend etwas hatte fehlen lassen; sie durchforschte vergebens ihr unschuldiges Gewissen und bemühte sich, ihm alle Wünsche von den Augen abzulesen. Aber er blieb ungerührt. Er sagte kein unfreundliches Wort, aber sie fühlte hinter seinem gezwungenen Schweigen die unterdrückte Lust zu verletzen. Ein Japaner der besseren Klasse wird nicht leicht in Worten gegen seine Frau unfreundlich sein. Es gilt als vulgär und brutal. Der gebildete Mann von normaler Charakteranlage wird selbst den Vorwürfen seiner Frau mit sanften Worten begegnen. Nach der japanischen Etikette verlangt die gewöhnlichste Höflichkeit diese Haltung von ihm; überdies ist sie auch die einzig ratsame. Eine verfeinerte und sensitive Frau wird sich nicht lange einer rohen Behandlung unterwerfen; eine temperamentvolle könnte sich wegen eines im Moment der Leidenschaft ausgestoßenen Wortes sogar töten, und ein solcher Selbstmord entehrt den Gatten für den Rest seines Lebens. Aber es gibt eine stillschweigende Grausamkeit, die schlimmer als Worte ist und sicherer trifft, beispielsweise eine so ausgesprochene Vernachlässigung und Gleichgültigkeit, daß sie Eifersucht erregen muß. Eine japanische Frau ist freilich dazu erzogen worden, niemals Eifersucht zu zeigen; aber das Gefühl ist älter als alle Erziehung, so alt wie die Liebe und wohl auch von

so langer Dauer wie diese. Unter ihrer leidenschaftslosen Maske fühlt die japanische Frau ebenso wie ihre abendländische Schwester, wenn sie, während sie eine fashionable Abendgesellschaft bezaubert, sich in ihrem innersten Herzen nach der Stunde der Befreiung sehnt, die ihr gestattet, in der Einsamkeit ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen.

Haru hatte Anlaß zur Eifersucht; aber sie war zu sehr Kind, um den wirklichen Grund sogleich zu erraten, und ihre Diener waren ihr zu sehr ergeben, um sie darüber aufzuklären. Ihr Gatte hatte die Gewohnheit gehabt, seine Abende in ihrer Gesellschaft entweder daheim oder auswärts zu verbringen. Aber nun ging er Abend für Abend allein fort. Zuerst hatte er Geschäfte vorgeschützt; später suchte er nach gar keinem Vorwand und sagte ihr nicht einmal, wann er zurückzukehren beabsichtigte. In letzter Zeit begegnete er ihr sogar mit stillschweigender Unhöflichkeit. Er war ein anderer geworden; „als ob ein böser Geist sein Herz behext hätte", sagten die Diener. Tatsächlich hatte er sich in einer geschickt gestellten Falle fangen lassen. Das Flüstern einer Geisha hatte seinen Willen gelähmt, ihr Lächeln seine Augen verblendet. Sie war weit weniger hübsch als seine Gattin; aber sie war sehr geschickt in der Kunst, Netze zu spinnen, die betörenden Netze der Sinnlichkeit, die schwache Männer umgarnen und sie immer enger und enger umstricken, bis schließlich die Stunde der Enttäuschung und des Zusammenbruchs naht. Haru wußte nichts. Sie argwöhnte nichts Böses, bis das seltsame Benehmen ihres Mannes zur Gewohnheit geworden war, und

auch dann nur, weil sie merkte, daß sein Geld in unbekannte Hände verschwand. Er hatte ihr nie gesagt, wo er seine Abende zubrachte. Und sie scheute sich, zu fragen, damit er sie nicht für eifersüchtig halte. Statt ihren Gefühlen in Worten Ausdruck zu geben, begegnete sie ihm mit so gewinnender Freundlichkeit, daß ein klügerer Gatte alles erraten haben würde. Aber außer in seinen Geschäften war er nicht scharfsichtig. Er fuhr fort, seine Abende auswärts zu verbringen; sein Gewissen regte sich immer weniger, und sein Fortbleiben dehnte sich immer länger aus. Man hatte Haru gelehrt, daß eine gute Gattin immer des Nachts aufbleiben müsse, bis ihr Gatte und Gebieter heimkäme. Und dadurch, daß sie dies tat, begann sie an Nervosität zu leiden, an den fieberhaften Zuständen, die durch Schlaflosigkeit hervorgerufen werden, und von den düsteren Gedanken der langen einsamen Wartestunden, nachdem sie die Diener zur gewohnten Zeit entlassen hatte.

Nur einmal, als ihr Gatte besonders spät zurückkam, sagte er zu ihr: „Es tut mir leid, daß du meinetwegen so lange aufgeblieben bist. Bitte, warte nicht wieder auf mich!“ In der Befürchtung, daß er sich wirklich um ihretwillen Sorgen gemacht habe, lächelte sie freundlich und sagte: „Ich war nicht schläfrig, und ich bin nicht müde; ich bitte, Hochgeehrter, nicht an mich zu denken!“ Und so hörte er auf, an sie zu denken, nur zu froh, sie beim Wort nehmen zu können; und kurze Zeit darauf blieb er eine ganze Nacht fort. Die nächste Nacht machte er es ebenso — und auch die dritte. Nach-

dem er die ganze dritte Nacht fortgewesen war, kam er nicht einmal zur Morgenmahlzeit nach Hause. Und nun wußte Haru, daß die Zeit gekommen war, wo ihre Pflicht als Gattin ihr zu sprechen gebot.

Sie wartete den ganzen Morgen, in Angst um ihn, in Angst um sich selbst; endlich sich des Unrechts bewußt, durch das das Herz einer Frau am tiefsten verwundet werden kann. Ihre treuen Diener hatten ihr einiges gesagt; das übrige konnte sie erraten. Sie war sehr krank, aber sie merkte es nicht. Sie wußte nur, daß sie sehr erzürnt war, selbstsüchtig erzürnt wegen des Schmerzes, den man ihr zugefügt hatte, ein grausamer, erstickender, vernichtender Schmerz. Die Mittagsstunde kam heran, und noch immer dachte sie darüber nach, wie sie das, was ihr jetzt die Pflicht zu sagen gebot, in der wenigst selbstsüchtigen Weise sagen könnte, die ersten Worte des Vorwurfs, die je über ihre Lippen kommen sollten. Mit einem Male erzitterte ihr Herz so plötzlich, daß alles vor ihren Augen schwarz wurde, denn sie hörte das Rollen von Kurumarädern und die Stimme eines Dieners, die rief: „Der Ehrenwerte ist heimgekommen."

Sie schleppte sich zum Eingang, um ihn zu empfangen, während ihr schlanker Körper in Fieber und Schmerz erbebte und in Angst, diesen Schmerz zu verraten. Und der Mann erschrak, als sie, anstatt ihn mit dem gewohnten Lächeln zu grüßen, mit ihrer zitternden kleinen Hand seinen Seidenmantel erfaßte und in sein Antlitz blickte mit Augen, die bis auf den Grund seiner Seele sehen wollten, und zu sprechen versuchte, aber nur das

einzige Wort „Anata?“ [„Du?“] hervorzubringen vermochte. Fast im selben Augenblick löste sich ihr sanfter Griff, ihre Augen schlossen sich mit einem seltsamen Lächeln; und ehe er noch die Arme ausstrecken konnte, um sie zu stützen, fiel sie zu Boden. Er versuchte, sie emporzuheben. Aber das Leben war aus dem zarten Körper entwichen. Sie war tot.

Natürlich herrschte große Bestürzung, man lief um Ärzte, man weinte, wehklagte und rief verzweifelt ihren Namen. Aber sie lag bleich, regungslos und schön da, aller Schmerz und Zorn war aus ihrem Antlitz gewichen, und sie lächelte wie an ihrem Hochzeitstage.

Zwei Ärzte kamen aus dem öffentlichen Krankenhaus; japanische Militärärzte. Sie stellten strenge kurze Fragen; Fragen, die den Mann bis ins tiefste Herz trafen. Dann sagten sie ihm die Wahrheit, die kalt und scharf wie geschliffener Stahl in seine schuldbewußte Seele drang, und ließen ihn mit der Toten allein.

Die Leute wunderten sich, daß er nicht Priester wurde, um seiner Reue Ausdruck zu geben. Nun sitzt er tagsüber zwischen seinen Ballen von Kyotoseide und seinen Osakagötterbildern, ernst und schweigsam. Seine Bediensteten halten ihn für einen gütigen Herrn; er spricht nie harte Worte zu ihnen. Oft arbeitet er bis tief in die Nacht. In das hübsche Haus, wo einst Haru lebte, sind Fremde eingezogen, und der Besitzer sucht es niemals auf. Vielleicht weil er fürchtet, dort einen schlanken Schatten zu erblicken, der Blumen ordnet oder sich mit der Anmut eines Irisstengels über die Goldfische in seinem

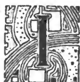
Weiher neigt. Aber wo er auch ruhen mag, so taucht doch in stillen Stunden dieselbe lautlose Gestalt an seinem Kopfkissen auf, nähend, glättend, liebreich bemüht, die schönen Kleider zu schmücken, die er einst anlegte, um sie zu verraten. Und zu anderen Zeiten — in den geschäftigsten Augenblicken seines geschäftigen Lebens — verstummt der Lärm seines großen Ladens; die Ideogramme an seinen Wänden verblassen und verschwinden; und eine klagende kleine Stimme, die die Götter nie verstummen lassen, ruft in sein vereinsamtes Herz gleich einer Frage das einzige Wort: „Anata?" [„Du?"]


ENTWICKLUNGS
TENDENZEN



N DEN den Ausländern erschlossenen japanischen Häfen steht die fremde Niederlassung in grellem Kontrast mit der japanischen Umgebung. In der wohlgeordneten Häßlichkeit ihrer Straßen findet man Erinnerungen an Orte, die nicht diesem Teil der Welt angehören, gerade so, als ob Fragmente des abendländischen Lebens wie durch Zauber übers Meer herübergeweht worden wären: ein Stückchen Liverpool, ein Stückchen Marseille, New-York, New-Orleans, und auch Anklänge an tropische Städte aus Kolonien, die zwölf- und fünfzehntausend Meilen entfernt sind. Die Geschäftsgebäude, kolossal im Vergleich mit den leichten, niedrigen japanischen Kaufläden, scheinen gleichsam Drohungen der finanziellen Macht. Alle nur erdenklichen Arten von Wohnstätten — von dem indischen „Bungalow“ bis zu dem englischen oder französischen Landsitz mit Türmchen und Bogenfenstern — sind von alltäglichen Gärten mit gestutzten Hecken umgeben; die weißen Fahrwege sind fest und eben wie eine Tischplatte und mit Bäumen besäumt. Beinahe alles in England und Amerika Hergebrachte ist in diese Gebiete verpflanzt worden. Man sieht Kirchtürme und Fabrikschlote, Telegraphenstangen und Straßenkandelaber. Man sieht Warenhäuser aus importierten Ziegeln mit Rollläden versehen und Auslagen mit Spiegelfenstern und gußeisernen Geländern. Es gibt Morgen- und Abendzeitungen, Wochenschriften, Klubs, Lesezimmer und Kegelbahnen; Billardsalons, Barrooms, Schulen und Kapellen. Es gibt Elektrizitäts- und Telephongesell-

schaften, Spitäler, Gerichtshöfe, Gefängnisse und eine Fremdenpolizei. Es gibt fremde Rechtsanwälte, Ärzte und Apotheker, fremde Krämer, Konfektionäre, Zuckerbäcker, Milchhändler, fremde Schneider, fremde Schullehrer und Musikprofessoren. Es gibt ein Rathaus für Gemeindeangelegenheiten und öffentliche Meetings aller Arten, das auch für Dilettantentheateraufführungen, Vorträge und Konzerte verwendet wird; und manchmal macht eine auf einer Tournee begriffene Schauspielergesellschaft dort Halt, um die Männer zum Lachen und die Frauen zum Weinen zu bringen, wie sie es daheim zu tun pflegt. Es gibt Kricketplätze, Rennbahnen, öffentliche Parks — oder wie man sie in England nennen würde, — „Squares", — Yachtklubs, athletische Vereine und Schwimmschulen. Zu den täglichen vertrauten Geräuschen gehört das Geklimper der Klavierübenden, das Getöse der Musikkapellen und ein zeitweiliges Quieken einer Ziehharmonika. In der Tat, es fehlt nur der Leierkasten.

Die Bevölkerung besteht aus Engländern, Franzosen, Deutschen, Amerikanern, Dänen, Schweden, Schweizern, Russen, mit einem geringen Einschlag von Italienern und Levantinern. Fast hätte ich die Chinesen vergessen. Sie sind in großer Anzahl vorhanden, und haben einen kleinen Winkel des Distrikts für sich allein. Aber das dominierende Element ist England und Amerika, wobei die Engländer überwiegen. Alle Fehler und auch die edleren Seiten der herrschenden Rassen können hier besser studiert werden, als jenseits des Meeres, weil in einem so kleinen Gemeinwesen in diesen Oasen

des abendländischen Lebens in dem großen, unbekannten, fernen Osten, naturgemäß jeder jeden kennt und über ihn Bescheid weiß. Man kann häßliche Geschichten hören, über die zu schreiben nicht der Mühe wert ist; auch Geschichten über edelmütige und hochherzige Taten von Männern, die sich für selbstsüchtig ausgeben und konventionelle Masken tragen, um das Beste, was in ihnen ist, vor der Öffentlichkeit zu verbergen.

Aber das Territorium der Fremden ist nicht größer, als daß nicht ein kleiner Spaziergang genügte, um es zu durchmessen, und es kann vielleicht, ehe noch viele Jahre ins Land gegangen sein werden, wieder zu nichts zusammenschrumpfen, aus Gründen, die ich gleich auseinandersetzen werde. Diese Niederlassungen entwickeln sich gar plötzlich. Sie schossen pilzartig wie die Städte des amerikanischen Westens in die Höhe und erreichten bald nach ihrer Konsolidierung die wahrscheinliche Grenze ihrer Entwicklung.

Rings um die Fremdenniederlassung und über sie hinaus erstreckt sich die Stadt der Eingeborenen, — die eigentliche japanische Stadt, bis in unbekannte Regionen. Dem Durchschnittsansiedler bleibt diese eine Welt des Geheimnisses; er hält es nicht der Mühe wert, sie auch nur einmal in zehn Jahren zu betreten. Sie hat kein Interesse für ihn, denn er ist kein Erforscher nationaler Sitten, sondern einfach ein Geschäftsmann, und er hat keine Zeit, darüber nachzudenken, wie merkwürdig das alles ist. Die Ansiedlungslinie zu überschreiten, bedeutet für ihn gerade soviel, wie die Überfahrt über den Stillen

Ozean zu machen, welche lange nicht so weit ist, wie die Kluft zwischen den verschiedenen Rassen. Wagt man sich allein in das endlose Gewirr japanischer Straßen, wird man von den Hunden angebellt und von den Kindern angestarrt, als wäre man der einzige Fremde, den sie jemals gesehen haben. Vielleicht rufen sie einem auch noch „Jin“, „Tojin“, oder „Kotojin“ nach, welch letztere Bezeichnung „haariger Fremder“ bedeutet und keineswegs ein Kompliment sein soll. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Lange Zeit wahrten die Kaufleute der Niederlassung in allem und jedem ihre eigene Art und Weise, und oktroyierten den einheimischen Firmen Geschäftsgepflogenheiten auf, denen sich kein abendländischer Kaufmann unterworfen hätte, Gepflogenheiten, die klar zeigten, daß die Fremden alle Japaner für Betrüger ansahen. Kein Fremder wollte dazumal irgend etwas kaufen, ehe er den betreffenden Gegenstand nicht wieder und wieder der eingehendsten Prüfung unterzogen hatte, und weigerte sich, irgendeine Ordre für Import entgegenzunehmen, wenn sie nicht von einer beträchtlichen Anzahlung begleitet war. Japanische Käufer und Verkäufer protestierten vergebens; sie waren genötigt, sich dareinzufügen. Aber sie warteten nur, daß die Reihe an sie komme, und fügten sich nur mit dem Vorsatz, später Revanche zu nehmen. Die schnelle Entwicklung der Fremdenstadt und das dort so erfolgreich investierte Kapital bewies ihnen, wieviel sie

noch lernen mußten, bis sie imstande sein würden, sich selbst zu helfen. Sie staunten, ohne zu bewundern, handelten mit den Fremden, oder arbeiteten für sie, und verabscheuten sie in ihrem Herzen. Im alten Japan rangierte der Kaufmann unter dem gewöhnlichen Bauer; aber jene fremden Eindringlinge maßten sich den Ton von Prinzen an und die Frechheit von Siegern. Als Arbeitsgeber waren sie gewöhnlich barsch, ja manchmal brutal. Aber bei alledem erschienen sie ihnen außerordentlich klug im Geldverdienen; sie lebten wie Könige und zahlten große Gehälter. Es war wünschenswert, daß junge Leute die Leidenszeit in ihrem Dienst durchmachten, um die Dinge zu lernen, die notwendig waren, das Land vor der Fremdherrschaft zu bewahren. Eines Tages würde Japan seine eigene Handelsflotte haben, und seine Bankagenturen in der Fremde und ausländischen Kredit, und wohl imstande sein, diese hochmütigen Fremden abzuschütteln; mittlerweile mußten sie als Lehrmeister geduldet werden.

So blieb der Import- und Exporthandel gänzlich in fremden Händen, und er wuchs aus einem Nichts zu einem Wert von Hunderten von Millionen; und Japan wurde gut exploitiert. Aber es war sich wohl bewußt, daß es nur zahlte, um zu lernen; und seine Geduld war von jener Langmut, die den Schein erweckt, daß erlittene Unbill vergessen sei. Nach der natürlichen Entwicklung der Dinge kam nun auch die Reihe an die Japaner. Der große Zustrom von Glücksuchern brachte ihnen den ersten Vorteil. Durch die Unterbietung der japanischen Preise konnten die alten Geschäftsgepflogenheiten nicht mehr aufrecht

erhalten werden; und da neue Firmen froh waren, Ordres mit allem Risiko auch ohne Angeld entgegenzunehmen, konnten große Anzahlungen nicht wohl gefordert werden. Gleichzeitig besserten sich die Beziehungen zwischen Fremden und Einheimischen, da die letzteren eine gefährliche Fähigkeit zeigten, sich vereint gegen schlechte Behandlung zu wehren und sich nicht durch Revolver einschüchtern ließen, Mißbrauch keiner Art dulden wollten, und sich der ärgsten Provokateure kurzer Hand zu entledigen wußten. Schon war der rohere Teil der japanischen Hafenbevölkerung, die Hefe des Volkes, geneigt, wenn sie im geringsten gereizt wurde, agressiv zu werden.

Erst nachdem zwei Dezennien seit der Gründung der Ansiedlung verstrichen waren, begannen jene Fremden, die es anfangs nur als eine Frage der Zeit angesehen hatten, daß das ganze Land ihnen gehören würde, zu verstehen, wie sehr sie die Rasse unterschätzt hatten. Die Japaner hatten wunderbar gelernt, „beinahe so gut wie die Chinesen“. Sie verdrängten die fremden kleinen Ladenbesitzer, und verschiedene Etablissements waren genötigt, wegen der japanischen Konkurrenz zu schließen. Selbst für die großen Firmen war die Zeit der leichten Gewinne vorbei, und die Periode der harten Arbeit begann. In früherer Zeit waren die persönlichen Bedürfnisse der Fremden naturgemäß nur durch Fremde befriedigt worden, so daß sich ein großer Detailhandel unter dem Schutze des Engroshandels entwickelt hatte. Der Detailhandel der Niederlassungen war offenbar dem Untergange geweiht, einige seiner Branchen waren verschwunden; die

übrigen verminderten sich sichtlich. Heutzutage kann der sparsame fremde Schreiber oder Geschäftsgehilfe es sich nicht leisten, in den Hotels des Ortes zu leben. Er kann eine japanische Köchin zu einem sehr geringfügigen Monatslohn engagieren, oder kann sich seine Mahlzeiten von einem japanischen Restaurant, die Platte zu fünf bis sieben Sen, schicken lassen. Er wohnt in einem Hause, das in einem „halb fremden" Stil erbaut ist, und einem Japaner gehört. Die Teppiche und Matten auf seinem Boden sind japanische Erzeugnisse, seine Möbel wurden von einem japanischen Kunsttischler geliefert. Seine Kleider, seine Hemden, seine Schuhe, sein Spazierstock, sein Regenschirm, sind „japanische Arbeit", selbst die Seife auf seinem Waschtisch ist mit japanischen Ideogrammen gestempelt. Ist er ein Raucher, so kauft er seine Manila in einem japanischen Zigarrenladen, um einen halben Dollar billiger die Kiste, als irgend eine fremde Firma für dieselbe Qualität verlangen würde. Will er Bücher haben, kann er sie zu einem weit billigeren Preise von einem japanischen als von einem fremden Buchhändler beziehen, und kann seine Wahl aus einem weit größeren und besser assortierten Lager treffen. Will er sich photographieren lassen, geht er in ein japanisches Atelier; kein fremder Photograph könnte in Japan reüssieren. Steht sein Sinn nach Kuriositäten, wendet er sich an ein japanisches Haus, der fremde Händler würde ihm hundert Prozent mehr anrechnen.

Hat er Familie und lebt er in einem Hausstande, so wird sein täglicher Lebensbedarf von japanischen Fleischern, Fischverkäufern, Milchhändlern, Obst-

und Gemüsehändlern ins Haus gebracht. Vielleicht, daß er eine Zeitlang fortfährt, englischen oder amerikanischen Schinken, Speck und Konserven von irgendeinem fremden Lieferanten zu beziehen, aber er macht bald die Wahrnehmung, daß japanische Läden jetzt dieselben Waren zu einem weit geringeren Preise liefern. Wenn er gutes Bier trinkt, dann kommt es wahrscheinlich aus einer japanischen Brauerei, und wünscht er eine gute Wein- oder Likörsorte, kann ihm dieselbe ein japanischer Kaufmann zu weit billigeren Bedingungen liefern, als der fremde Importhändler. In der Tat, die einzigen Dinge, die er nicht bei den einheimischen Firmen kaufen könnte, sind die, deren Anschaffung er sich ohnehin nicht gestatten kann — kostspielige Dinge, die nur von reichen Leuten gekauft werden können. Und endlich, bei Erkrankungen in der Familie wird er einen japanischen Arzt zu Rate ziehen, der ihm ein Honorar anrechnet, das vielleicht nur den zehnten Teil von dem beträgt, was er einem fremden Arzt hätte zahlen müssen. Fremde Ärzte finden es sehr schwer, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, wenn sie bloß auf ihre Praxis angewiesen sind. Selbst, wenn der fremde Arzt seine Besuche nur mit einem Dollar bewertet, kann der angesehene, japanische Arzt zwei verlangen und doch in der Konkurrenz den Sieg davontragen; denn er liefert die Medikamente selbst, zu Preisen, die einen fremden Apotheker zu Grunde richten würden. Natürlich ist ein Unterschied zwischen Arzt und Arzt, wie in allen Ländern; aber der deutsch sprechende japanische Arzt, der befähigt ist, ein öffentliches Militärhospital zu leiten, kann

selten in seinem Beruf übertroffen werden; und der fremde Durchschnittsarzt kann unmöglich mit ihm konkurrieren. Er verschreibt keine Rezepte, die vom Apotheker ausgeführt werden müssen; sein Arzneivorrat ist entweder zu Hause, oder in dem Hospital, das er leitet.

Diese wenigen, aus einer Menge aufs Geratewohl herausgegriffenen Beispiele zeigen, daß die fremden Verkaufsläden bald aufhören werden, zu existieren. Das Fortbestehen einiger derselben wurde nur durch nutzlose, törichte Geschäftstricks von seiten einiger japanischen Händler verlängert. Dies geschah durch Versuche, abscheuliche Mixturen unter fremder Etikette in versiegelten Flaschen in Umlauf zu bringen, um importierte Waren zu diskreditieren. Aber der gesunde Sinn der japanischen Händler im großen und ganzen widerstrebt solch einem unfairen Geschäftsgebahren, und dem Übel wird bald gesteuert werden. Der eingeborene Kaufmann kann in anständiger Weise den fremden Händler unterbieten, weil er nicht nur imstande ist, billiger zu leben, sondern sich dabei auch noch Ersparnisse zu machen.

Darüber war man sich wohl schon einige Zeit lang in den Niederlassungen ganz klar. Aber der Irrtum bestand fort, daß die großen Export- und Importfirmen unüberwindlich seien und den Handel mit dem Westen in seinem ganzen Umfang beherrschen könnten; und daß keine japanische Gesellschaft die Mittel aufbringen könnte, sich der Macht des fremden Kapitals zu widersetzen, oder sich die Geschäftsmethoden anzueignen, nach denen

es verwendet wurde. Freilich, der Detailhandel würde ihnen entwunden werden. Aber das hätte wenig zu bedeuten. Die großen Firmen würden fortbestehen und sich vermehren und ihre Leistungsfähigkeit steigern. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Während dieser ganzen Zeit äußerer Umwandlungen hatte sich das wahre Gefühl zwischen den Rassen — die gegenseitige Abneigung zwischen Orientalen und Okzidentalen — immer mehr gesteigert. Von den neun oder zehn in den offenen Häfen erscheinenden englischen Blättern gab die Mehrzahl Tag für Tag ihrer Antipathie in ironisierender und herabsetzender Weise Ausdruck; und die einheimische Presse erwiderte in gleicher Münze und schlug einen immer schärferen Ton an. Vertraten die antijapanischen Zeitungen auch nicht tatsächlich (wie ich es glaube) die absolute Majorität in ihrer Gesinnung, so verkörperten sie doch immerhin das Gewicht des fremden Kapitals und die vorherrschenden Einflüsse der Fremdenniederlassung. Die englischen projapanischen Blätter konnten, obwohl sie von scharfsinnigen Männern geleitet wurden, die sich durch ungewöhnliche journalistische Befähigung auszeichneten, nicht die mächtige Empörung beschwichtigen, die die Sprache der Gegner Japans hervorgerufen hatte. Der Vorwurf der Barbarei oder der Unsittlichkeit, der in englischen Zeitungen erhoben wurde, wurde sofort in den japanischen Tagesblättern mit Berichten über die skandalösen Vorkommnisse

in den offenen Häfen beantwortet, die sich alsbald unter all den Millionen Einwohnern des Kaiserreiches verbreiteten. Die Rassefrage wurde durch eine mächtige Anti-Fremdenliga in die japanische Politik getragen; die Fremdenniederlassungen wurden unverhohlen als Treibhäuser des Lasters bezeichnet; und die nationale Empörung erreichte einen so hohen Grad, daß nur die entschlossenste Haltung der Regierung verhängnisvolle Ereignisse verhüten konnte. Nichtsdestoweniger wurde noch Öl in das verglimmende Feuer gegossen durch fremde Zeitungsherausgeber, die beim Ausbruch des Krieges mit China offen für China Partei nahmen. Diese Politik beobachtete man während der ganzen Dauer des Kriegs. Berichte über erfundene Niederlagen wurden skrupellos veröffentlicht; unleugbare Siege wurden ungerecht verkleinert; und nachdem der Krieg entschieden war, erhob sich der Warnungsruf, daß man die Japaner allzu gefährlich hatte werden lassen. Zu einem späteren Zeitpunkte wurde die Intervention Rußlands akklamiert und die Sympathiekundgebung Englands von Engländern verurteilt. Die Wirkung solcher Äußerungen zu solch einer Zeit war die einer Insulte, die ein Volk, das niemals vergibt, auch nicht vergeben konnte. Es waren Äußerungen des Hasses, aber auch Äußerungen der Beunruhigung — Beunruhigung über die Unterzeichnung jener neuen Verträge, die alle Fremden unter japanische Jurisdiktion stellten — und Furcht, eine nicht unbegründete Furcht vor einer neuerlichen Antifremdenagitation, verstärkt durch das neuerwachte Bewußtsein der nationalen Macht. Warnende Symptome einer solchen

Agitation zeigten sich in der allgemeinen Tendenz, die Fremden zu insultieren und zu verhöhnen, und in einigen wenigen, aber exemplarischen Gewalttaten. Die Regierung sah sich genötigt, Proklamationen und Warnungen gegen solche Demonstrationen des Nationalhasses zu erlassen; und sie hörten auch ebenso rasch auf, als sie begonnen hatten. Aber es ist kein Zweifel, daß diese Einstellung der Feindseligkeiten hauptsächlich der freundlichen Haltung Englands als Seemacht zuzuschreiben war, und dem Werte seiner Politik für Japan in dem Moment, wo der Weltfriede bedroht war. England hatte auch zuerst die Revision der Verträge ermöglicht, ungeachtet der leidenschaftlichen Proteste seiner eigenen Bürger im fernen Osten; und die Führer des Volkes waren dankbar. Sonst wäre der Haß zwischen Ansiedlern und Japanern gewiß so verhängnisvoll geworden, als man gefürchtet hatte.

Im Anfange war dieser Antagonismus ein Rassegefühl und als solches natürlich; und die unvernünftige Heftigkeit der Vorurteile und der Feindseligkeit, die sich später entwickelte, war bei dem sich immer zuspitzenden Interessenkonflikt unvermeidlich. Kein Fremder, der mit den Verhältnissen vertraut war, konnte sich Hoffnungen auf eine wirkliche Annäherung machen. Die Schranken des Rasseempfindens, der Verschiedenheit des Gefühls, der Sprache, des Wesens und des Glaubens, werden voraussichtlich noch auf Jahrhunderte hinaus unübersteiglich bleiben. Obwohl man auch Beispiele warmer Freundschaft, beruhend auf der gegenseitigen Anziehung exzeptioneller Naturen, die einander intuitiv erraten

können, zitieren könnte, versteht doch der Fremde im allgemeinen den Japaner ebensowenig, wie der Japaner den Fremden versteht. Was für den Fremden schlimmer ist als das Unverständnis, ist die einfache Tatsache, daß seine Position die des Eindringlings ist. Er darf unter keinen Verhältnissen darauf rechnen, wie ein Japaner behandelt zu werden; und dies nicht nur, weil er mehr Geld zu seiner Verfügung hat, sondern seiner Rasse wegen. Ein Preis für den Fremden, ein anderer für den Einheimischen, das ist die allgemeine Regel, ausgenommen in jenen japanischen Warenhäusern, die fast ausschließlich vom fremden Handel abhängen. Wenn du ein japanisches Theater, ein Wachsfigurenkabinett, irgend ein Vergnügungsetablissement, ja sogar ein Gasthaus betreten willst, mußt du tatsächlich eine Taxe für deine Nationalität entrichten. Japanische Handwerker, Arbeiter oder Schreiber werden für dich nicht nach japanischem Tarif arbeiten, es sei denn, daß sie irgend einen andern Zweck im Auge haben, als die Entlohnung. Japanische Hoteliers — ausgenommen in jenen Hotels, die eigens für europäische und amerikanische Reisende gebaut und eingerichtet sind — werden deine Rechnung nicht nach den üblichen Preisen machen. Es haben sich große Hotelgesellschaften gebildet, die diese Regel aufrechterhalten — Gesellschaften, die eine Unzahl Etablissements im ganzen Lande kontrollieren und in der Lage sind, den Ladenbesitzern und den kleineren Hotels ihre Bedingungen zu diktieren. Man hat unverhohlen zugestanden, daß die Fremden höhere Preise als die Japaner für ihre Ver-

pflegung bezahlen müssen, weil sie mehr Mühe machen; und dies ist auch wahr. Aber selbst diesen Tatsachen liegt unverkennbar das Rassegefühl zu Grunde. Jene Hotelbesitzer, welche in den großen Zentren ihre Etablissements für japanische Gäste errichtet haben, legen gar keinen Wert auf den Besuch der Fremden, vielmehr verlieren sie öfters daran; teilweise weil gutzahlende, japanische Gäste Hotels, die von Fremden begünstigt werden, nicht lieben, und teilweise, weil der abendländische Gast das Zimmer für sich allein haben will, das vorteilhafter an eine japanische Gesellschaft von fünf bis acht Personen vermietet werden kann. Eine weitere Tatsache, die im Zusammenhang damit nicht genügend gewürdigt wird, ist, daß im alten Japan die Entlohnung für geleistete Dienste dem Ehrgefühl des einzelnen überlassen blieb. Der japanische Gastwirt lieferte (und liefert auf dem Lande oft noch heute) die Speisen zum Kostenpreise; und sein wirklicher Profit hing von der Feinfühligkeit des Gastes ab. Daher die Bedeutung des „Chadai" oder des Geschenks des Teegelds für das Hotel. Von dem Armen wurde eine sehr geringfügige, von dem Reichen eine größere Summe erwartet, je nach den geleisteten Diensten. In gleicher Weise erwartete der gemietete Diener, mehr nach der Zahlungsfähigkeit seines Herrn, als nach dem Werte seiner geleisteten Arbeit, entlohnt zu werden. Der Künstler zog es, wenn er für einen wohlhabenden Auftraggeber arbeitete, vor, nie einen Preis zu nennen; nur der Kaufmann suchte durch Feilschen möglichst viel aus seinen Kunden herauszuschlagen — ein un-

moralisches Privilegium seiner Klasse. Man kann sich denken, daß die Gepflogenheit, die Bezahlung dem Ehrgefühl anheimzustellen, im Verkehr mit den Abendländern keine günstigen Resultate erzielte. Wir betrachten alles Kaufen und Verkaufen als „Geschäft"; und das Geschäft wird im Abendlande nicht von rein abstrakten Ideen der Moralität geleitet, sondern im besten Falle von relativen und partiellen moralischen Ideen. Einem generösen Manne ist es überaus peinlich, wenn man den Preis des Gegenstandes, den er kaufen will, seinem Gewissen überläßt. Denn wenn er nicht den Wert der Arbeit und des Materials genau kennt, ist er genötigt, eine so große Überzahlung zu leisten, damit er die Gewißheit hat, das möglichste getan zu haben; während der knickerige Mann aus der Situation den Vorteil zieht, so wenig als nur irgend möglich zu bezahlen. Deshalb müssen die Japaner im Verkehr mit den Fremden spezielle Tarife aufstellen. Aber der Verkehr selbst gestaltet sich infolge des Rasseantagonismus immer mehr oder weniger feindselig. Der Fremde muß nicht nur höhere Preise für jede Art qualifizierter Arbeit bezahlen, sondern auch einen höheren Pachtschilling und höheren Zinsfuß entrichten. Selbst zu hohen Löhnen kann man nur die niederste Klasse japanischer Dienstleute für einen abendländischen Haushalt bekommen; und ihres Bleibens ist gewöhnlich nicht lange, da sie die von ihnen verlangten Dienstleistungen nur ungerne verrichten. Selbst der anscheinende Eifer der gebildeten Japaner, eine Anstellung bei Fremden anzunehmen, wird gewöhnlich falsch aufgefaßt, da ihre wahre Absicht in den

meisten Fällen nur die ist, sich für ihre Tätigkeit in japanischen Geschäften, Warenhäusern und Hotels vorzubilden. Der Durchschnittsjapaner würde es vorziehen, für einen seiner eigenen Landsleute fünfzehn Stunden im Tage zu arbeiten, anstatt bei einem Fremden, der ihm noch dazu einen höheren Lohn zahlt, nur acht. Ich habe Graduierte der Universität in dienender Stellung arbeiten sehen, aber sie arbeiteten nur, um ganz spezielle Dinge zu erlernen.



Fürwahr, der oberflächlichste Fremde könnte nicht annehmen, daß ein Volk von vierzig Millionen, welches alle seine Kräfte auf die Ausgestaltung seiner absoluten Unabhängigkeit konzentriert, sich damit zufrieden geben würde, den Import- und Exporthandel seines Landes den Fremden zu überlassen, besonders angesichts der Stimmung in den offenen Häfen. Das Bestehen fremder Niederlassungen in Japan unter Konsulargerichtsbarkeit war an sich dem nationalen Stolz ein ewiger Dorn im Auge — ein Symptom nationaler Schwäche. So wurde es in den Zeitungen dargestellt — in den Reden der Mitglieder der Antifremdenliga — in Parlamentsreden. Aber die Kenntnis des Volkswunsches, den ganzen japanischen Handel zu beherrschen, und die zeitweiligen Feindseligkeiten gegen die fremden Ansiedler riefen nur vorübergehende Beunruhigung hervor. Man behauptete selbstbewußt, daß die Japaner durch jeden Versuch, sich der fremden Kaufleute zu entledigen, sich nur selbst schaden würden. Obgleich beunruhigt

durch die Aussicht, unter japanisches Gesetz zu kommen, hielten doch die Kaufleute der Niederlassungen eine wirkliche Gefährdung ihrer vitalen Interessen nicht für möglich, es sei denn durch eine Gesetzesverletzung. Es hatte wenig zu bedeuten, daß die „Nippon Yusen Kwaisha" während des Krieges eine der größten Dampfschiffahrtsgesellschaften der Welt geworden war; daß Japan in direktem Handelsverkehr mit Indien und China stand; daß in den großen Industriezentren des Abendlandes japanische Bankagenturen errichtet wurden; daß japanische Kaufleute ihre Söhne nach Europa und Amerika schickten, um sich dort eine gründliche kommerzielle Ausbildung anzueignen. Weil japanische Rechtsanwälte sich eine große fremde Klientele erwarben; weil japanische Schiffsbauer, Architekten und Ingenieure die Fremden aus den Regierungsanstellungen verdrängt hatten, daraus folgerte durchaus nicht, daß die fremden Agenten, die den Import- und Exporthandel mit Europa und Amerika vermittelten, entbehrlich waren. Die ganze Handelsmaschinerie war in den Händen der Japaner unbrauchbar; und Befähigung für andere Berufe ließ noch keineswegs auf schlummernde kommerzielle Fähigkeiten schließen. Das in Japan investierte fremde Kapital konnte durch keinerlei gegen dasselbe gerichtete Assoziationen ernstlich gefährdet werden. Einige japanische Häuser mochten immerhin ein kleines Importgeschäft fortführen; aber der Exporthandel erforderte eine genaue Kenntnis der Geschäftsbedingungen in den anderen Weltteilen, und Konnexionen und Kredit, wie er den Japanern

nicht zu Gebote stand. Aber das Selbstvertrauen der fremden Importeure und Exporteure erhielt im Juli 1895 einen harten Stoß, als ein englisches Haus, das gegen eine japanische Gesellschaft vor einem japanischen Gerichtshof Prozeß wegen Verweigerung der Annahme bestellter Waren geführt und einen Schadenersatzanspruch von dreißigtausend Dollars zugesprochen bekommen hatte, sich plötzlich einer es bedrohenden Assoziation gegenüber sah, deren Macht es nicht geahnt hatte. Die japanische Firma appellierte nicht gegen den Urteilsspruch des Gerichtshofs: sie erklärte sich bereit, die ganze Summe auf einmal zu bezahlen, wenn dies verlangt wurde. Aber die Assoziation, der sie angehörte, teilte den siegreichen Klägern mit, daß ein Kompromiß nur zu ihrem eigenen Vorteil sein würde. Da erkannte das englische Haus, daß es von einem Boykott bedroht war, der seinen vollständigen Ruin herbeiführen mußte — ein Boykott, an dem sich alle Industriezentren des Reiches beteiligen würden. Der Kompromiß kam mit einem bedeutenden Verlust für die fremde Firma rasch zustande; und der Fremdenkolonie bemächtigte sich große Niedergeschlagenheit. Man entrüstete sich sehr über das Unmoralische des Vorgehens. Aber es war ein Vorgehen, gegen das das Gesetz nichts tun konnte; denn dem Boykott kann das Gesetz nichts anhaben, und es zeigte deutlich, daß die Japaner imstande waren, fremde Firmen zu zwingen, sich ihrem Machtgebot zu fügen — durch schlechte Mittel, wenn gute nicht verfingen. Ungeheure Assoziationen waren von den verschiedenen großen Industrie-

zweigen gegründet worden — Organisationen, deren Maßregeln, durch den Telegraph tadellos reguliert, die Konkurrenz zu Grunde richten und selbst den Urteilen des Gerichtes Trotz bieten konnten. Die Japaner hatten in früheren Jahren den Boykott mit so geringem Erfolg versucht, daß man sie unfähig zur Assoziation glaubte. Aber die neue Lage zeigte, wie viel sie aus dem Mißerfolg gelernt hatten und daß sie bei weiterer Ausgestaltung der Organisationen mit Recht erwarten durften, den fremden Handel unter ihre Kontrolle, — wenn nicht geradezu ausschließlich in ihre Hände zu bekommen. Es würde der nächste große Schritt zur Verwirklichung des Volkswunsches sein: Japan nur für die Japaner! Wenn auch das Land weiter den Fremden offen stand, würden doch die fremden Kapitalsanlagen nur von dem Gutdünken der japanischen Assoziationen abhängig sein. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Diese kurze Darlegung der Sachlage wird genügen, um die Evolution eines bedeutenden, sozialen Phänomens in Japan zu beweisen. Natürlich wird die bevorstehende Erschließung des Landes unter neuen Verträgen, die rasche Entwicklung seiner Industrie und die große jährliche zunehmende Ausdehnung des Handels mit Amerika und Europa wahrscheinlich einen Zufluß an fremden Ansiedlern herbeiführen; und dieses zeitweilige Resultat kann viele über den unausweichlichen Gang der Ereignisse täuschen. Aber alte erfahrene Kaufleute sind selbst

jetzt der Meinung, daß die voraussichtliche Ausdehnung der Häfen in Wirklichkeit den Aufschwung des nationalen Handels bedeuten wird, der naturgemäß die fremden Kaufleute verdrängen muß. Die fremden Niederlassungen werden als Gemeinwesen verschwinden: bleiben werden nur einige wenige große Agenturen, wie sie in allen Haupthäfen der zivilisierten Welt bestehen; und die verlassenen Straßen der Fremdenkolonie und die kostspieligen Häuser auf den Anhöhen werden von Japanern bevölkert und bewohnt werden. Große fremde Kapitalien werden im Inneren des Landes nicht investiert werden. Und selbst die christliche Missionsarbeit muß eingeborenen Missionären überlassen werden; denn ebenso wie der Buddhismus nicht früher in Japan definitive Gestalt annahm, ehe nicht die Lehre seiner Doktrinen völlig japanischen Priestern überantwortet war, so wird das Christentum nicht dauernde Form annehmen, bis es nicht so umgestaltet worden ist, daß es mit dem Gefühls- und sozialen Leben der japanischen Rasse übereinstimmt. Selbst so umgestaltet, kann es nicht hoffen, anders als in der Form von einigen wenigen kleinen Sekten zu bestehen.

Das eben dargelegte soziale Phänomen läßt sich am besten durch ein Gleichnis veranschaulichen. In vieler Hinsicht kann die menschliche Gesellschaft mit einem individuellen Organismus verglichen werden. Fremde, gewaltsam in das System eingeführte Elemente, die sich unmöglich assimilieren lassen, führen zu Reizzuständen und teilweiser Zersetzung, bis sie natürlich ausgeschieden oder künstlich entfernt wer-

den. Japan erstarkt durch Ausscheidung störender Elemente; und dieser natürliche Prozeß spiegelt sich in dem Entschluß, wieder Besitz von allen Niederlassungen zu ergreifen, die Abschaffung der Konsulargerichtsbarkeit herbeizuführen, und nichts im Reiche unter fremder Kontrolle zu belassen. Dies zeigt sich auch in der Verabschiedung fremder Beamten, in dem Widerstand, den japanische Kongregationen der Autorität der fremden Missionäre entgegenstellen, und in der resoluten Boykottierung der fremden Kaufleute. Und dieser ganzen Rassebewegung liegt mehr als das Rassegefühl allein zu Grunde: die feste Überzeugung, daß die Inanspruchnahme fremder Hilfe ein Beweis nationaler Schwäche ist und daß das Kaiserreich in den Augen der Handelswelt herabgesetzt bleibt, solange sein Export- und Importhandel sich in den Händen der Fremden befindet. Mehrere große japanische Firmen haben sich ganz von der Herrschaft der fremden Mittelspersonen emanzipiert; ein ausgedehnter Handel mit Indien und China wird von japanischen Dampfschiffahrtsgesellschaften betrieben, eine Verbindung mit den Südstaaten von Amerika durch die „Nippon Yusen Kwaisha" für die direkte Baumwolleinfuhr ist in Bälde zu erwarten. Aber die fremden Niederlassungen bleiben stets Herde der Unruhe; und ihre kommerzielle Eroberung durch unermüdliche nationale Bemühungen kann allein das Land zufriedenstellen und wird besser noch als der Krieg mit China Japans wahre Stellung unter den Nationen zeigen. Diese Eroberung wird sich meiner Überzeugung nach sicherlich vollziehen. □ □ □ □ □

□ Wie wird sich die Zukunft Japans gestalten? Niemand kann eine positive Voraussagung auf der Grundlage wagen, daß die jetzt vorhandenen Tendenzen auch in Zukunft wirksam sein müssen. Ohne bei den grausamen Wahrscheinlichkeiten des Krieges zu verweilen, oder bei der Möglichkeit innerer Wirrnisse, die zu einer zeitweiligen Aufhebung der Konstitution und zu einer Militärdiktatur führen könnten — ein wiedererstandenes Shogunat in modernem Gewande — so werden sich doch zweifellos große Veränderungen vollziehen, sowohl zum Guten, wie zum Bösen. Vorausgesetzt, daß diese Veränderungen normal verlaufen werden, darf man schon einige Prophezeiungen wagen, begründet auf der berechtigten Annahme, daß die Nation durch rasch wechselnde Perioden des Fortschritts und der Reaktion fortfahren wird, die neu errungenen Erkenntnisse mit dem bestmöglichen Erfolge zu assimilieren.

In ihrer physischen Entwicklung werden, glaube ich, die Japaner am Ende unseres Jahrhunderts den Japanern von heute weit überlegen sein. Für diese Annahme sprechen drei gute Gründe. Der erste ist, daß das systematische militärische und gymnastische Training der körperlich gesunden Jugend in Japan in wenigen Generationen voraussichtlich ebenso gute Resultate erzielen wird, wie das militärische System in Deutschland: Zunahme der Körpergröße, des Brustumfangs und Entwicklung der Muskulatur. Ein weiterer Grund ist, daß die japanischen Städter sich jetzt einer reichlicheren Ernährung zuwenden, einer Fleischnahrung, und daß eine nahrhaftere Kost physiologische Resultate haben muß, die das Wachstum

befördern. Unzählige kleine Restaurants, in denen „abendländische Küche“ fast zu so billigen Preisen geliefert wird, wie japanische Speisen, schießen überall in die Höhe. Drittens muß die durch die Erziehung und den Militärdienst notwendig gewordene Hinausschiebung der Eheschließung zu einer immer besseren Qualität der Nachkommenschaft führen. Da verfrühte Heiraten jetzt eher zu den Ausnahmen als zur Regel gehören, wird die Zahl der schwächlichen Kinder dementsprechend immer mehr und mehr abnehmen. Die außerordentliche Verschiedenheit der Statur, die man jetzt in jeder japanischen Menschenmenge bemerken kann, scheint zu beweisen, daß die japanische Rasse bei strengerer sozialer Disziplin einer großen physischen Entwicklung fähig ist.

Ein moralischer Aufschwung ist kaum zu erwarten, eher das Gegenteil. Die alten ethischen Ideale Japans waren zum mindesten so hochstehend, wie unsere eigenen; und in den ruhigen Zeiten der wohlwollenden patriarchalischen Regierung konnten die Menschen ihnen wirklich nachleben. Unwahrheit, Unredlichkeit und brutale Verbrechen waren seltener als jetzt, wie die offizielle Statistik zeigt; der Prozentsatz der Verbrecher ist seit einigen Jahren beständig im Steigen begriffen, was natürlich unter anderem auch beweist, daß der Kampf ums Dasein sich verschärft hat. Der alte Kanon der Keuschheit, wie er in der öffentlichen Meinung zum Ausdruck kam, war der einer weniger entwickelten Gesellschaft als unserer eigenen; dennoch glaube ich nicht, daß man mit Recht behaupten kann, daß die moralischen Verhältnisse schlechter gewesen wären als bei uns.

In einer Hinsicht waren sie sicherlich besser. Denn die Tugend der japanischen Ehefrauen war allgemein zu allen Zeiten über jeden Verdacht erhaben. Wenn die Moral der Männer eine weniger tadellose war, so braucht man nicht erst Lecky zu zitieren, um zu beweisen, daß die Dinge im Abendlande auch nicht viel anders standen.

Frühes Heiraten wurde ermöglicht, um die jungen Männer vor den Versuchungen eines leichtfertigen Lebens zu behüten; und man darf wohl annehmen, daß dieses Resultat in einer großen Anzahl von Fällen erzielt wurde. Das Konkubinat, das Privilegium der Reichen, hatte seine Schattenseiten; aber es hatte auch die Wirkung, die Gattin von der physischen Anstrengung zu befreien, viele Kinder in rascher Aufeinanderfolge aufziehen zu müssen. Die sozialen Verhältnisse waren so verschieden von jenen, die die abendländische Religion als die besten annimmt, daß man eine unparteiische Beurteilung derselben nicht von der Geistlichkeit erwarten darf. Eine Tatsache ist unbestreitbar — daß sie dem professionellen Laster nicht günstig waren. Und in vielen der größeren, befestigten Städte — den Wohnsitzen der Prinzen — wurden Freudenhäuser überhaupt nicht geduldet. Bei vorurteilsloser Betrachtung aller Faktoren wird man finden, daß das alte Japan trotz seines patriarchalischen Systems den Anspruch erheben darf, selbst in Hinsicht der sexuellen Moral, weniger Angriffspunkte zu bieten, als so manches abendländische Land. Die Menschen waren besser, als ihre Gesetze es von ihnen verlangten. Und nun, da die Beziehungen der Geschlechter durch neue

Gesetze geregelt werden sollen — zu einer Zeit, wo neue Gesetze wirklich not tun, — können die gewünschten Veränderungen nicht sofort zum Guten ausschlagen. Plötzliche Reformen werden nicht auf legislativem Wege erzielt. Gesetze können nicht unmittelbar Gefühle hervorrufen. Und wahrer sozialer Fortschritt kann nur durch eine durch langandauernde Disziplin und Betätigung entwickelte Umwandlung des ethischen Fühlens hervorgerufen werden. Mittlerweile muß die Bevölkerungszunahme und die sich verschärfende Konkurrenz, während sie den Verstand anregt, den Charakter verhärten und die Selbstsucht steigern.

Intellektuell wird sich zweifellos ein großer Fortschritt vollziehen, aber kein so schneller Fortschritt, wie diejenigen, die meinen, daß Japan sich in den letzten dreißig Jahren völlig umgewandelt hat, uns glauben machen möchten. Wie sehr die wissenschaftliche Erziehung auch in die Massen gedrungen sein mag, so kann sie doch nicht sofort den Standard der praktischen Intelligenz zu dem abendländischen Niveau erheben. Die Durchschnittsfähigkeiten müssen noch auf Generationen hinaus niedriger bleiben. Natürlich wird es eine Menge bemerkenswerter Ausnahmen geben; und eine neue Aristokratie der Intelligenz tritt in Erscheinung. Aber die wirkliche Zukunft der Nation beruht mehr auf den allgemeinen Fähigkeiten der vielen, als auf der Ausnahmebefähigung der wenigen. Vielleicht hängt sie hauptsächlich von der Entwicklung der mathematischen Fähigkeit ab, die überall eifrig gepflegt wird. Gegenwärtig ist dies der schwache Punkt; eine Unzahl von Stu-

denten wird jährlich von den wichtigeren Klassen des höheren Studiums ausgeschlossen, wegen ihrer Unfähigkeit, in Mathematik zu bestehen. In den kaiserlichen Marine- und Militärakademien jedoch sind Erfolge erzielt worden, aus denen zur Genüge erhellt, daß diese Schwäche in Zukunft behoben werden kann. Die schwierigsten Zweige des wissenschaftlichen Studiums werden für die Kinder derjenigen, die sich schon auf diesen Gebieten ausgezeichnet haben, weniger unüberwindlich sein.

In anderer Hinsicht muß man sich wohl auf einen zeitweiligen Rückschritt gefaßt machen. Gerade so gewiß, als Japan das angestrebt hat, was über die normale Grenze seiner Kräfte hinausgeht, ebenso sicher muß es zu dieser Grenze zurücksinken — oder eigentlich sogar unter dieselbe. Ein solcher Rückschlag wird ebenso natürlich wie notwendig sein: er wird einfach eine innere Kräftigung und eine Vorbereitung für größere und erhabenere Aspirationen bedeuten. Zeichen dafür zeigen sich schon jetzt in dem Wirken einiger staatlicher Departements, namentlich in dem des Erziehungswesens. Die Idee, orientalischen Studenten einen Studiengang, der die Durchschnittsfähigkeit abendländischer Studenten übersteigt, aufzuzwingen; die Idee, das Englische zur Landessprache oder wenigstens zu einer der Landessprachen zu machen; und die Idee, ancestrale Gefühls- und Denkweisen durch eine solche Erziehung zum Besseren zu ändern, grenzten an Wahnsinn. Japan muß seine eigene Seele entwickeln: es kann sich keine fremde zu eigen machen. Ein guter Freund, der sein Leben der Philologie widmete, sagte

einmal zu mir, als wir über den Verfall der guten Manieren bei den japanischen Studenten sprachen: „Bedenken Sie doch, die englische Sprache ist schon an sich ein demoralisierender Einfluß gewesen!“ Diese Beobachtung war eine sehr tiefsinnige. Der auf die ganze japanische Nation ausgeübte Zwang, englisch zu lernen (die Sprache eines Volkes, dem immer nur von seinen Rechten und nie von seinen Pflichten gepredigt wird), war beinahe eine Unvorsichtigkeit. Diese Politik war ebenso zu summarisch, wie sie zu plötzlich war. Sie involvierte eine große Vergeudung an Geld und Zeit, und sie trug dazu bei, das ethische Gefühl zu untergraben. In Zukunft wird Japan so englisch lernen, wie England deutsch lernt. Aber wenn dieses Studium in vieler Richtung unfruchtbar war, so ist es in anderer Hinsicht nicht vergeudet gewesen. Der Einfluß des Englischen hat in der einheimischen Sprache Modifikationen herbeigeführt, die sie reicher, biegsamer und fähiger machten, die neuen Formen des Denkens auszudrücken, welche die Entdeckungen der modernen Wissenschaft geschaffen haben. Dieser Einfluß muß noch lange fortdauern. Das Japanische wird eine große Anzahl englischer — vielleicht auch deutscher und französischer Worte in sich absorbieren: tatsächlich macht sich diese Absorbierung schon in der veränderten Sprache der gebildeten Klassen geltend, ebenso in den Redensarten der Hafenbevölkerung, die mit kuriosen Verballhornungen fremder kommerzieller Ausdrücke gemischt sind. Ferner wird die grammatische Struktur des Japanischen beeinflußt; und obgleich ich nicht mit jenem Geistlichen übereinstimmen kann,

der kürzlich erklärte, daß der Gebrauch des Passivums bei Tokioer Straßenjungen, die den Fall Port Arthurs ausriefen — („Ryojunko ga senryo sarareta!“) — das Wirken der göttlichen Vorsehung zeige, so glaube ich doch, daß es den Beweis erbracht hat, daß die japanische Sprache (assimilationsfähig wie der Geist der Rasse überhaupt), die Fähigkeit zeigt, allen Anforderungen, die die neuen Verhältnisse an sie stellen, zu entsprechen.

Vielleicht wird Japan seiner fremden Lehrmeister im Lauf der nächsten Jahrzehnte freundlicher gedenken. Aber es wird dem Abendlande gegenüber nie das fühlen, was es vor der Meijiperiode für China empfand, die ehrfurchtsvolle Achtung, die nach altem Brauch dem geliebten Lehrer gebührte. Denn die Weisheit Chinas wurde freiwillig gesucht, während die des Abendlandes ihnen mit Gewalt aufgezwungen wurde. Vielleicht werden einige christliche Sekten in Japan entstehen; aber das Land wird unserer englischen und amerikanischen Missionäre nicht in der Weise eingedenk sein, wie es selbst noch jetzt jener großen chinesischen Priester sich erinnert, die einstmals die Erzieher ihrer Jugend waren. Und es wird keine Reliquien unseres Aufenthalts im Lande bewahren, sorgsam siebenfach in Seide gewickelt und in zierliche Kästchen aus weißem Holz verpackt, weil wir ihnen keine neue Schönheitslehre zu offenbaren hatten, gar nichts was zu ihrem Gefühlsleben sprechen konnte. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □


DIE MACHT
DES KARMA

IE Wissenschaft versichert uns, daß die Leidenschaft der ersten Liebe ihrer Entstehung nach vollkommen unabhängig von der Erfahrung des Individuums ist. Mit anderen Worten, das Gefühl, das uns das persönlichste von allen scheint, wäre überhaupt nicht individuell.

Die Philosophie entdeckte dasselbe Faktum schon lange vorher und hat nie anziehendere Theorien aufgestellt, als wenn sie versuchte, das Mysterium der Leidenschaft zu erklären. Die Naturwissenschaft hat sich hingegen auf einige wenige Vermutungen über dieses Thema beschränkt. Dies ist bedauerlich, denn die Metaphysiker konnten zu keiner Zeit befriedigende Aufklärung darüber geben, sei es, daß sie lehrten, der Anblick des geliebten Wesens rufe in der Seele des Liebenden eine bis dahin schlummernde angeborene Vorahnung eines göttlichen Ideals wach, sei es, daß sie annahmen, daß die Illusion durch ungeborene Geister bewirkt werde, die eine Inkarnation suchen. Aber sowohl die Naturwissenschaft wie die Metaphysik stimmen in dem wichtigsten Punkte überein, nämlich daß die Liebenden selbst keine Wahl haben, daß sie beide willenlos von demselben Einfluß regiert werden. Die Naturwissenschaft ist sogar in dieser Behauptung noch bestimmter — sie gibt ganz klar zu, daß die Toten, nicht die Lebenden alle Verantwortung trifft. Die erste Liebe, sagt sie, wird von irgendeiner Art geisterhafter Erinnerungen hervorgerufen.

Es ist wahr, daß die Naturwissenschaft im Gegensatz zum Buddhismus nicht anerkennt, daß wir uns

unter besonders günstigen Bedingungen an Erfahrungen aus unseren früheren Existenzen erinnern und sie wiedererkennen können. Die Seelenwissenschaft, die sich auf die Physiologie stützt, leugnet sogar die Möglichkeit der ererbten Erinnerung im individuellen Sinne. Aber sie gibt zu, daß etwas viel Mächtigeres, wenn auch Undefinierbares, sich vererben kann: die Summe unzähliger ancestraler Erinnerungen, die Summe zahlloser Millionen von Erfahrungen. Auf diese Weise vermag sie unsere rätselhaftesten Empfindungen, unsere widerstreitendsten Impulse, unsere seltsamsten Intuitionen zu erklären: all das scheinbar Unvernünftige der Anziehung und Abstoßung, all die vagen Stimmungen der Freude und Trauer, für die in der individuellen Erfahrung keine Erklärung zu finden ist. Aber sie hat es noch nicht mit ihrer Würde vereinbar gefunden, sich eingehender mit dem Thema der ersten Liebe zu beschäftigen, obgleich die erste Liebe in ihrer Beziehung zu der unsichtbaren Welt das geheimnisvollste aller menschlichen Gefühle ist.

Bei den abendländischen Völkern stellt sich das Problem so: Jeder heranwachsende gesunde und kräftige Jüngling gelangt in seiner Entwicklung zu einer atavistischen Periode, in der er jene primitive Verachtung für das schwächere Geschlecht empfindet, die durch das bloße Gefühl physischer Überlegenheit hervorgerufen wird. Aber gerade in dieser Zeit, wo die Gesellschaft der Mädchen für ihn so uninteressant geworden ist, verliert er plötzlich sein Gleichgewicht. Sein Lebensweg wird von einem Mädchen gekreuzt, er hat sie früher nie gesehen, in Wahr-

heit unterscheidet sie sich nur wenig von den übrigen Töchtern der Menschen, den Augen anderer erscheint sie durchaus nicht wunderbar. In demselben Augenblick fühlt er, wie sein Blut in einer einzigen mächtigen Welle zu seinem Herzen strömt, und alle seine Sinne sind berückt. Von da an, bis sein Liebeswahnsinn endigt, gehört sein Leben diesem neu entdeckten Wesen, von dem er nichts weiß, als daß selbst die Sonnenstrahlen ihm schöner dünken, wenn sie auf „sie" fallen. Von diesem Zauberbann kann keine irdische Macht ihn lösen. Aber woher kommt diese Zaubermacht? Ist es irgend eine Kraft in dem lebenden Abgott? Nein, die Psychologie sagt uns, daß der Einfluß der Toten in dem „Götzenanbeter" wirksam ist. Die Toten haben ihn betört. Von ihnen kommt die Erschütterung in dem Herzen des Liebenden, das elektrische Beben, das seine Adern bei der ersten Berührung einer Mädchenhand durchzuckt.

Aber warum die Toten gerade durch dieses Mädchen zu ihm sprechen, das ist der tiefere Teil des Rätsels. Die Lösung, die der größte deutsche Pessimist gegeben hat, befindet sich nicht in Übereinstimmung mit der wissenschaftlichen Psychologie. Die Wahl der Toten, vom Standpunkt der Evolutionslehre betrachtet, dürfte eher auf Erinnerung als auf Voraussicht basieren. Und des Rätsels Sinn ist nicht erfreulich.

Es ist allerdings die romantische Möglichkeit vorhanden, daß dieses Mädchen vor allen anderen von ihnen auserkoren wurde, weil in ihr wie in einer Kombinationsphotographie eine schattenhafte

Andeutung all der Frauen fortlebt, die sie in vergangenen Zeiten beglückt haben. Aber es ist auch ebenso wahrscheinlich, daß sie in ihr etwas von dem Zauber der zahllosen Frauen wiedergefunden haben, die sie einst vergebens liebten.

Schließt man sich der düstereren Erklärung an, so müßte man glauben, daß die Leidenschaft, obgleich oft und oft begraben, weder sterben noch ruhen könne. Diejenigen, die vergebens um Liebe geworben haben, scheinen nur zu sterben; tatsächlich leben sie in den Herzen von Generationen fort, damit ihre Sehnsucht einmal Erfüllung finde. Sie warten vielleicht jahrhundertelang auf die Reinkarnation der Züge des geliebten Wesens, ihre nebelhaften Erinnerungsbilder ewig in die Träume der Jugend verwebend. Daher die unerreichten Ideale, daher die gejagte Unruhe der Seelen, die von dem Weibe träumen, das hienieden nicht zu finden ist.

Im fernen Osten denkt man anders, und was ich nun erzählen will, bezieht sich auf die buddhistische Deutung des Problems. □ □ □ □ □ □ □



Dieser Tage starb ein Priester unter sehr seltsamen Umständen.

Er war der Priester eines altbuddhistischen Tempels in einem Dorfe nahe von Osaka. (Man kann den Tempel von der Kwan-Setsubahn sehen, wenn man nach Kyôto fährt.)

□ Er war jung, ernst und außerordentlich schön.

Allzuschön für einen Priester, sagten die Frauen. Er sah wie eine jener schönen Amidastatuen aus, die die großen buddhistischen Bildhauer der Vergangenheit geformt haben.

Die Männer seiner Gemeinde hielten ihn für einen reinen und gelehrten Priester, und darin hatten sie recht. Die Frauen dachten nicht bloß an seine Tugend und seine Gelehrsamkeit: denn er besaß die verhängnisvolle Macht, sie wider seinen Willen anzuziehen, in seiner bloßen Eigenschaft als Mann. Sie, sowie auch Frauen anderer Gemeinden bewunderten ihn in keineswegs heiliger Weise, und ihre Huldigungen störten seine Studien und andächtigen Betrachtungen. Sie ersannen Vorwände, ihn zu allen Stunden des Tages im Tempel aufzusuchen, nur um ihn einen Augenblick zu sehen und zu ihm sprechen zu können. Sie richteten Fragen an ihn, die zu beantworten seine Pflicht war und brachten fromme Gaben, die er nicht gut abweisen konnte. Manche stellten Fragen unkeuscher Art, die ihn erröten machten. Er war von Natur zu weich, um sich mit harter Abweisung zu schützen. Die vorlauten Stadtmädchen erlaubten sich daher, ihm Dinge zu sagen, wie sie ein Landmädchen nie über die Lippen gebracht hätte: Dinge, die ihn zwangen, sie aufzufordern, seinen Tempel zu verlassen. Aber je mehr er vor der Bewunderung der Schüchternen und der Zudringlichkeit der Kecken zurückscheute, desto mehr nahmen die Anfechtungen zu, bis sie zur Qual seines Lebens wurden.[1]

Seine Eltern waren schon lange tot; keine irdischen Bande knüpften ihn an das Leben: er liebte

nur seinen Beruf, und die Studien, die damit zusammenhingen. Er wollte nicht an eitle und verbotene Dinge denken. Seine außerordentliche Schönheit — die Schönheit eines lebendigen Gottes — dünkte ihm nur ein Unglück. Reichtum wurde ihm unter Bedingungen angeboten, deren bloße Andeutung ihn schon verletzte. Mädchen warfen sich ihm zu Füßen und flehten vergebens um seine Liebe. Er erhielt fortwährend Liebesbriefe, die er niemals beantwortete. Einige derselben waren in jenem alten bilderreichen Stil abgefaßt, der von „dem felsenfesten Ruhekissen der Liebesbegegnung", oder von den „Wellen, die die Schatten des Angesichtes beleben" und von „Strömen, die sich nur trennen, um sich wieder zu vereinigen", spricht. Andere wieder waren kunstlos, überströmend zärtlich, voll von dem Pathos des ersten Liebesgeständnisses eines Mädchenherzens. Lange Zeit ließen solche Briefe den jungen Priester so ungerührt wie jene Statue des Buddha, dessen Abbild er zu sein schien. Aber in Wahrheit war er kein Buddha, sondern nur ein schwacher Mensch, und seine Lage wurde immer unerträglicher.

Eines Abends kam ein kleiner Knabe in den Tempel und händigte ihm einen Brief ein, flüsterte den Namen der Absenderin und verschwand in der Dunkelheit. Nach der späteren Zeugenaussage eines Tempeldieners las der Priester den Brief, schob ihn in den Umschlag zurück und legte ihn dann auf die Matte neben sein Kniekissen. Nachdem er lange in Sinnen versunken dagesessen hatte, holte er sein Schreibzeug, schrieb selbst einen Brief,

adressierte ihn an seinen geistlichen Vorgesetzten und ließ das Schreiben auf seinem Pult liegen. Dann warf er einen Blick auf die Uhr und zog eine japanische Eisenbahntabelle zu Rate. Es war sehr spät, die Nacht dunkel und stürmisch. Er warf sich vor dem Altar zu einem kurzen Gebet auf die Kniee und eilte dann aus dem Hause. Er erreichte die Bahnstation gerade in dem Augenblicke, als der Expreßzug aus Kobé brausend einfuhr. Blitzschnell warf er sich auf das Geleise vor dem schnaubenden Ungetüm nieder. Und im nächsten Augenblick hätten diejenigen, die seine seltsame Schönheit angebetet hatten, vor Entsetzen aufgeschrien beim Anblick dessen, was von seinem armen vergänglichen Körper auf den Schienen klebte. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Der Brief, den er an seinen Vorgesetzten gerichtet hatte, wurde gefunden. Er enthielt die kurze Mitteilung, daß er in dem Gefühl seiner erschöpften Widerstandskraft, beschlossen habe, zu sterben, um nicht der Sünde zu erliegen. Der andere Brief lag noch auf dem Boden, wo er ihn gelassen hatte, ein Brief in jener Frauensprache geschrieben, in der jede Silbe eine demütige Liebkosung ist. Wie alle solche Briefe (sie werden nie durch die Post geschickt), enthielt er kein Datum, keinen Namen, keine Initialen, und der Umschlag trug keine Adresse. In unsere weit sprödere Sprache übertragen, könnte er annähernd so lauten:

▢ „Sich solche Freiheit zu nehmen, heißt allzuviel

Nachsicht verlangen. Gleichwohl fühle ich, daß ich zu Euch sprechen muß, und darum sende ich diesen Brief. Was mein geringes Selbst betrifft, so sei mir nur vergönnt, zu sagen, daß erst von dem Tage, an dem ich Euch an dem ‚Feste der Fernen Küste‘ zum ersten Male sah, meine Gedanken erwachten, und seither konnte ich nicht mehr vergessen. Mit jedem Tage versinke ich mehr und mehr in diesen Gedanken an Euch; er umschwebt mich im Traume, und wenn ich erwachend Euch nicht sehe und es mir bewußt wird, das Traumgesicht sei keine Wahrheit gewesen, fließen meine Tränen. Vergebt mir, daß ich, die in diese Welt als Weib geboren ward, den Wunsch auszusprechen wage, einem so Erhabenen nicht verabscheuungswert zu sein. Es mag Euch töricht und unzart erscheinen, daß ich meinem Herzen gestatte, solche Qual zu erdulden um jemandes willen, der so himmelhoch über mir steht. Aber nur weil ich weiß, daß ich außer stande bin, mein Herz zu bezwingen, aus dessen Tiefe ich diesen armseligen Worten gestattet habe emporzuquellen, um von meinem ungelenken Pinsel niedergeschrieben und Euch gesandt zu werden, bitte ich Euch, daß Ihr mich Eures Mitleids wert halten möget; beschwöre ich Euch, mir nicht mit grausamen Worten zu begegnen. Habt Erbarmen mit mir, begreift, daß dies nur ein Übermaß meiner demutsvollen Gefühle ist. Geruht, dieses Herz, das sich in seinem tiefsten Elend an Euch zu wenden wagt, zu begreifen und gerecht zu beurteilen. Jeden Augenblick des Tages harre und hoffe ich auf eine beglückende Antwort. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ Alle guten und glückspendenden Dinge auf Euer Haupt herabflehend □
□ am heutigen Tage □
□ von einer in aller ihrer Geringheit □
□ von dem Erhabenen Gekannten. □
□ An den Ersehnten, Geliebten, □
□ Verehrungswürdigsten □
□ geht dieser Brief.“ □



Ich begab mich zu einem japanischen Freunde, einem buddhistischen Gelehrten, um ihm einige Fragen über die religiöse Auffassung dieses Vorfalls zu stellen. Selbst als Zeichen menschlicher Schwäche angesehen, erschien mir dieser Selbstmord heroisch.

Nicht so meinem Freunde. Er sprach Worte der Verurteilung, er wies darauf hin, daß der, welcher annahm, durch den Selbstmord der Sünde entgehen zu können, in den Augen des Meisters ein im geistigen Sinne Verlorener sei — unwürdig der Gemeinschaft mit heiligen Männern. Was nun den Priester betrifft, hatte er zu jenen gehört, die der Meister Toren nannte.

Nur ein Tor könne glauben, durch Zerstörung des eigenen Körpers auch zugleich die Quelle der Sünde in seiner Seele zu vernichten.

„Aber,“ wendete ich ein, „das Leben dieses Mannes war rein. Nehmen Sie an, daß er den Tod bloß suchte, damit er nicht unwissentlich andere zur Sünde veranlasse?“ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

□ Mein Freund lächelte ironisch, dann sagte er: „Es war einmal eine vornehme japanische Dame von erlesener Schönheit, die Nonne werden wollte. Sie begab sich in einen Tempel und trug ihren Wunsch vor. Aber der Oberpriester sagte: ‚Sie sind noch sehr jung, Sie haben das Leben am Hofe gelebt. In den Augen weltlicher Männer sind Sie sehr schön, und Ihr schönes Antlitz wird eine stete Versuchung für Sie sein, zu den Freuden der Welt zurückzukehren. Überdies kann Ihr Wunsch vielleicht nur einem augenblicklichen Kummer entspringen. Ich kann Sie deshalb jetzt noch nicht in den Orden aufnehmen.‘

Aber sie fuhr fort so beharrlich in den Priester zu dringen, daß dieser es für das Beste hielt, sich ihren Bitten zu entziehen, indem er sich rasch entfernte.

In dem Raume, wo sie nun allein war, stand ein großes ‚Hibashi‘ (ein Feuerbecken mit glühenden Kohlen), sie ergriff die Zange, hielt sie ins Feuer, bis sie glühend rot war, und damit verwundete und zerriß sie erbarmungslos ihr Antlitz und zerstörte so seine Schönheit auf ewig.

Der durch den Brandgeruch erschreckte Priester eilte herbei und sah voll Betrübnis das Geschehene. Aber sie erneuerte allsogleich ihre Bitten ohne das geringste Zittern in ihrer Stimme.

‚Meine Schönheit war das Hindernis für meinen Eintritt in den Orden,‘ sagte sie, ‚wollen Sie mich nun aufnehmen?‘

Der Priester willfahrte nun ihrer Bitte. Sie wurde in den Orden aufgenommen und lebte als heilige

Nonne. Nun, wer war weiser, die Frau, oder der junge Priester, den Sie preisen wollten?“

„Aber war es denn die Pflicht des Priesters, sein Gesicht zu verunstalten?“ fragte ich.

„Sicherlich nicht! Selbst die Handlungsweise der Frau wäre nicht verdienstvoll gewesen, hätte sie sich damit nur gegen die Versuchung schützen wollen. Selbstverstümmelung irgendwelcher Art, ist durch das Gesetz Buddhas verboten; darin hat sie sich einer Übertretung schuldig gemacht. Aber da sie sich das Gesicht einzig aus dem Grunde verbrannte, um allsogleich in den heiligen Verband aufgenommen zu werden, und nicht, weil sie sich unfähig fühlte, der Sünde durch eigene Willenskraft zu widerstehen, war ihr Vergehen verzeihlich, wohingegen der Priester, der sein Leben vernichtete, sich einer großen Sünde schuldig machte. Er hätte versuchen müssen, all die, die ihn verlocken wollten, zu bekehren. Dazu war er zu schwach. Fühlte er, daß er keine Kraft habe, der Sünde als Priester zu widerstehen, so wäre es weit besser für ihn gewesen, in das weltliche Leben zurückzukehren und dort nach dem Gesetz derjenigen zu leben, die nicht den Geboten der heiligen Ordensregeln unterworfen sind.“

„Der buddhistischen Auffassung nach, hat er sich demnach kein Verdienst erworben?“ fragte ich.

„Es ist schwer anzunehmen, daß dies der Fall sein könnte. Seine Tat kann nur in den Augen derer, die das Gesetz nicht kennen, verdienstlich erscheinen.“

□ „Und was denken diejenigen, die das Gesetz

kennen, über die Folgen, über das Karma seiner Handlung?"

Nach kurzem Sinnen sagte mein Freund nachdenklich:

„Die ganze Wahrheit dieses Selbstmordes entzieht sich unserem Wissen — vielleicht war es nicht das erstemal."

„Meinen Sie damit, er könnte schon in irgend einem früheren Leben versucht haben, der Sünde durch die Vernichtung seines Körpers zu entgehen?"

„Ja, oder in vielen früheren Leben."

„Wie verhält es sich mit seinem zukünftigen Leben?"

„Nur ein Buddha vermöchte über diese Fragen bestimmten Aufschluß zu geben."

„Aber was sagt Ihre Religion darüber?"

„Sie vergessen, daß es für uns nicht möglich ist, zu wissen, was in der Seele dieses Mannes vorging."

„Nehmen wir an, er suchte den Tod nur um der Sünde zu entgehen."

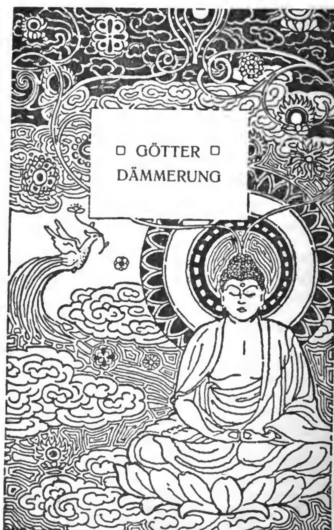
„In diesem Falle wird er der Versuchung mit all ihren Schmerzen und all ihren Qualen tausend und tausende Male wieder und wieder begegnen müssen, bis er gelernt hat, sich selbst zu überwinden. Im Tode ist kein Entrinnen vor der ewigen Notwendigkeit der Selbstüberwindung."

Als ich meinen Freund verließ, verfolgten mich seine Worte, und sie verfolgen mich noch immer. Meine eigenen Anschauungen erschienen mir nun in einem neuen Lichte. Ich war noch nicht fähig, mir darüber klar zu werden, ob diese geheimnis-

volle Interpretation des Liebesmysteriums der Beachtung weniger würdig sei, als unsere abendländische Auffassung. Ich habe darüber nachgesonnen, ob die Liebe, die in den Tod führt, nicht weit mehr bedeuten könnte, als die Wiedergeburt begrabener Leidenschaften. Könnte sie nicht auch die unentrinnbare Strafe bedeuten für längst vergessene Sünde?...




GÖTTER
DÄMMERUNG

ISSEN Sie etwas über ‚Josses'?" fragte mich ein mir bekannter Kuriositätenhändler. — „Josses?" — „Ja, Götzenbilder, japanische Götzenbilder — Josses." — „Einiges", antwortete ich, „aber eigentlich sehr wenig." — „Nun, kommen Sie mit mir und sehen Sie sich meine Sammlung an. Ich sammle nun schon zwanzig Jahre Josses und habe einige, die es wohl verdienen, betrachtet zu werden — sie sind aber nicht verkäuflich — außer natürlich für das Britische Museum."

Ich folgte ihm durch das Bric-a-brac seines Ladens über einen gepflasterten Hof in ein ungewöhnlich ausgedehntes Go-down.[1] Wie alle Godowns, war es finster: nur mit Mühe konnte ich einen Stiegenaufgang unterscheiden, der in die Dunkelheit hinaufragte. Beim Treppenabsatz blieb er stehen und sagte: „Geben Sie acht, Sie werden gleich besser sehen, ich habe diese Räume eigens für die Josses gebaut, aber nun reichen sie gar nicht mehr aus, sie sind alle im zweiten Stock. Steigen Sie behutsam hinauf, die Treppe ist schlecht."

Ich stieg empor, erreichte eine halbdunkle Halle unter einem sehr hohen Dach und fand mich von Angesicht zu Angesicht den Göttern gegenüber.

In dieser Dämmerung des großen Go-down war das Schauspiel mehr als phantastisch: es war gespenstisch. Arhats, Buddhas und Bodhisatwas, und Bilder und Gestalten aus einer noch älteren Götterwelt füllten den ganzen schattenhaften düstern Raum. Nicht nach Hierarchien geordnet, wie in einem Tempel, sondern wahllos zusammengewürfelt, wie

in einer plötzlichen Panik. In dem Gewirr zahlloser Köpfe, zerbrochener Aureolen und drohend emporgehobener Finger oder im Gebet gefalteter Hände, einem gleißenden Durcheinander von verstaubtem Gold, auf das durch die spinnwebbedeckten Luftluken ein trübes Licht fiel, konnte ich anfänglich nichts unterscheiden. Aber als ich mich an das Dunkel ein wenig gewöhnt hatte, begann ich allmählich die verschiedenen Persönlichkeiten zu erkennen. Ich sah Kwannons in verschiedenen Gestalten; Jizos mit vielen verschiedenen Namen; Shakas Jakushis, die Buddhas und ihre Schüler. Sie waren sehr alt und nicht von ausgesprochen japanischem Gepräge, auch trugen sie keine Zeichen eines bestimmten Ortes oder einer bestimmten Zeit. Es waren Exemplare aus Korea, China, Indien, Schätze, die aus der Zeit der Blüte der buddhistischen Missionäre herübergebracht worden waren. Manche ruhten auf Lotosblumen — der Lotosblume der „irdischen Geburt" —, andere ritten auf Leoparden, Tigern, Löwen oder mystischen Ungeheuern, die den Blitz und den Tod versinnbildlichten. Eines, dreiköpfig und vielarmig, düster und imposant, schien sich förmlich durch das Dämmer zu bewegen, wie es auf seinem Thron von einer Phalanx von Elefanten getragen wurde. Ich sah einen von Flammen umloderten Fudo und eine Maya-Fujin auf ihrem himmlischen Pfau. In seltsam anachronistischer Mischung mit diesen buddhistischen Visionen sah man bewaffnete Daymios und chinesische Schriftgelehrte. Da waren kolossale, bis an die Decke reichende Gestalten des Zorns, die Donnerkeile schwangen: die Devakönige,

wie Personifikationen der Kraft des Orkans; die Ni-Os, die Hüter der längst verschwundenen Tempeltore. Da waren auch üppige Formen von Frauengestalten: die leichte Anmut ihrer Glieder umschlossen Lotoskelche, und die Biegsamkeit ihrer Finger, die die Zahl der Guten Gesetze aufzählten, war nach Idealen geformt, die wahrscheinlich in irgendeiner verklungenen Zeit von dem Reiz einer indischen Tänzerin inspiriert worden waren. An der nackten Ziegelwand darüber konnte ich Gestalten untergeordneter Art wahrnehmen: Dämonen, mit Augen, die durch die Nacht funkelten wie die Augen einer schwarzen Katze, und Gestalten halb Vogel, halb Mensch, mit Flügeln und Schnäbeln wie Adler — die Tengus der japanischen Volksphantasie.

„Nun?" sagte der Kuriositätenhändler mit einem Schmunzeln der Befriedigung über mein unverhohlenes Erstaunen.

„Es ist eine ausgezeichnete Sammlung," erwiderte ich.

Da legte er die Hand auf meine Schulter und schrie mir triumphierend ins Ohr: „Kostet mich fünfzigtausend Dollars!"

Aber die Bilder selbst sagten mir, um wieviel mehr für sie in längst vergessenen frommen Mühen entrichtet worden war — trotz der Wohlfeilheit der künstlerischen Arbeit im Orient. Auch erzählten sie mir von den Millionen Pilgern, deren Füße die Treppen gehöhlt hatten, die zu ihren Schreinen hinaufführten, von den nun toten Müttern, die kleine Kinderkleidchen vor ihren Altären aufzuhängen pflegten, von den Generationen von Kindern, die man

lehrte Gebete an sie zu richten, von den zahllosen Kümmernissen und Hoffnungen, die man ihnen anvertraute. Die Erinnerung jahrhundertelanger Anbetung war ihnen ins Exil gefolgt; ein dünner süßer Weihrauchduft durchschwebte den öden, verlassenen Raum . . .

„Wie würden Sie diese Gestalt nennen?“ fragte die Stimme des Kuriositätenhändlers; „man sagt mir, es ist das beste Stück der Sammlung.“ Er wies auf eine Figur, die auf einem dreifachen goldenen Lotos ruhte — Avalokiteswara: sie, „die auf den Klang der Gebete herniederblickt . . . bei ihrem Namen glätten sich die Wogen von Sturm und Haß, vor ihrem Namen erstickt das Feuer, beim Klang ihres Namens entschwinden Dämonen, kraft ihres Namens kann man im Raume aufrechtstehen, gleich der Sonne . . .“ Die Anmut ihrer Glieder, die Zärtlichkeit ihres Lächelns stammen aus den Träumen des indischen Paradieses.

„Es ist eine Kwannon,“ sagte ich, „und zwar eine sehr schöne.“

„Ich werde auch einen sehr schönen Preis für sie verlangen,“ sagte er mit schlauem Augenzwinkern. „Sie kostet mich genug, obgleich ich im allgemeinen die Sachen wohlfeil erstehe. Es gibt nur wenig Käufer dafür, und sie müssen heimlich gekauft werden; nun, das ist ja eben der Vorteil.“

„Sehen Sie doch jenen Joß drüben in der Ecke, den großen, schwarzen Mann; wer, glauben Sie, ist das?“

„Emmei Jizō,“ antwortete ich, „Jizō, der den Menschen langes Leben schenkt. Er muß sehr alt sein.“

□ „Nun?", sagte er, mich wieder auf die Schulter klopfend, „der Mann, von dem ich dieses Stück erstand, kam ins Gefängnis, weil er es mir verkauft hatte." Er brach in ein herzhaftes Lachen aus; ob in der Erinnerung an seine eigene Schlauheit bei der Transaktion oder über die klägliche Einfalt des Verkäufers, war mir nicht klar.

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Sie wollten es dann wieder haben und boten mir mehr dafür, als ich gezahlt hatte, aber ich ließ nicht locker. Ich weiß nicht genau Bescheid über Josses, aber so viel weiß ich, daß sie sehr viel wert sind. Im ganzen Lande gibt es kein solches Exemplar wie dieses. Das Britische Museum wird sicherlich froh sein, es zu bekommen."

„Wann beabsichtigen Sie es dem Britischen Museum anzubieten?" fragte ich.

„Nun," sagte er, „ich möchte zuerst eine Ausstellung arrangieren, in London kann man durch eine solche Ausstellung eine schöne Summe zusammenbringen — denn so etwas haben die Londoner wahrhaftig noch nie zu sehen bekommen. Faßt man die Sache vernünftig an, so kann man bei einem derartigen Unternehmen von der Geistlichkeit sehr gefördert werden: „Heidnische Götzen aus Japan!" Es unterstützt die Missionsarbeiten ... Wie gefällt Ihnen das Baby?"

Ich blickte auf das goldfarbene Bild eines nackten Kindes — ein Händchen wies hinauf, das andere hinab — es stellte den neugebornen Buddha dar. „Lichtstrahlend entstieg er dem Schoße, gleich der Sonne, wenn sie im Osten aufgeht... Aufrecht

stehend machte er sieben bedächtige Schritte, und die Spuren seiner Füße auf dem Boden blieben leuchtend wie sieben Sterne. Und er sprach mit vernehmlicher Stimme die Worte: „Meine Geburt ist eine Buddha-Geburt, für mich gibt es keine Wiedergeburt, nur dieses letzte Mal werde ich geboren, zum Segen und Heil aller auf Erden und im Himmel."

„Das ist, was man einen Tanjo-Shaka nennt," sagte ich, „es sieht wie Bronze aus."

„Es ist auch Bronze," sagte er, mit dem Finger daran pochend, um das Metall tönen zu lassen. „Die Bronze allein ist mehr wert, als ich dafür gezahlt habe."

Ich betrachtete die vier Devas, deren Köpfe beinahe das Dach berührten und dachte an die Geschichte ihres Erscheinens, wie sie die Mahavagga berichtet: „In einer schönen Nacht betraten die vier großen Könige den heiligen Hain, indem sie den ganzen Raum mit Licht erfüllten; und nachdem sie sich ehrfürchtig vor dem Gebenedeiten geneigt hatten, standen sie in den vier Richtungen wie vier Feuersäulen."

„Wie haben Sie es nur ermöglicht, die vier Figuren heraufzubringen?" fragte ich.

„O, sie sind eben hinaufgehißt worden — wir haben einen Aufzug. Die eigentliche Schwierigkeit war der Eisenbahntransport: es war ihre erste Eisenbahnfahrt ... aber sehen Sie sich mal die an, die werden der Clou der Ausstellung sein!"

Ich blickte in die angegebene Richtung und sah zwei Holzfiguren von ungefähr drei Fuß Höhe. ◻

□ „Warum glauben Sie, daß gerade diese Sensation machen werden?“ fragte ich unschuldig.

„Sehen Sie denn nicht, wer sie sind? Sie stammen aus der Zeit der Verfolgungen — es sind japanische Teufel, die auf das Kreuz treten.“

Es waren nur kleine Tempelhüter, aber ihre Füße ruhten auf kreuzförmigen Unterlagen.

„Hat Ihnen denn jemand gesagt, dies seien Teufel, die auf das Kreuz treten?“ wagte ich zu fragen.

„Was sollten sie sonst tun?“ antwortete er ausweichend. „Betrachten Sie doch die Kreuze unter ihren Füßen.“

„Aber sie sind doch keine Teufel,“ beharrte ich, „die Kreuze wurden unter ihre Füße gelegt, um sie im Gleichgewicht zu erhalten.“

Er schwieg, aber er sah enttäuscht aus; und er tat mir ein wenig leid. „Teufel, die auf das Kreuz treten“, als eine Ausstellungsnummer von „Josses aus Japan“ in irgendeiner Londoner Affiche angekündigt, das hätte Zugkraft gehabt!

„Dies hier ist weit wunderbarer,“ sagte ich, auf eine schöne Gruppe deutend, „Maya mit dem Kinde Buddha, das nach der Überlieferung aus ihrer Seite entsprossen ist. Schmerzlos war der Bodhisatwa aus ihrer rechten Seite geboren. Es war der achte Tag des vierten Monats.“

„Das ist auch aus Bronze,“ sagte er, und klopfte mit dem Finger darauf. „Bronze-Josses fangen an, selten zu werden. Wir pflegten sie zum Preise von altem Metall aufzukaufen und wieder loszuschlagen. Ich wünschte, ich hätte einige von ihnen behalten.

Sie hätten damals die Bronzen sehen sollen, die von den Tempeln herkamen. Glocken, Vasen, Josses! Das war die Zeit, wo wir versuchten, den Daibutsu in Kamakura zu kaufen."

„Als alte Bronze?" fragte ich.

„Ja, wir berechneten das Gewicht des Metalls und bildeten ein Syndikat. Das erste Angebot war dreißigtausend, wir hätten einen großen Profit erzielen können, denn das Ding enthält einen beträchtlichen Wert an Gold und Silber. Die Priester wollten es verkaufen, aber das Volk gab es nicht zu."

„Es ist eines der Wunder der Welt," sagte ich; „hätten Sie es wirklich übers Herz gebracht, es zu zerstückeln und einzuschmelzen?"

„Gewiß, warum nicht? Was sollte sonst damit geschehen? Das drüben sieht genau so aus wie die Jungfrau Maria, nicht wahr?" Er deutete auf das vergoldete Bildnis einer weiblichen Gestalt, die ein Kind an ihre Brust drückte.

„Ja," sagte ich, „aber es ist eine Kishibōjin, die Göttin, die die kleinen Kinder liebt."

„Die Leute sprechen von Götzenanbetung," fuhr er sinnend fort; „in römisch-katholischen Kirchen habe ich viele Bilder gesehen, die diesen gleichen ... Mir scheint, die Religionen in der ganzen Welt sind so ziemlich gleich."

„Darin mögen Sie recht haben," sagte ich.

„Nun ja, die Geschichte von Buddha ist wie die Geschichte von Jesus, nicht wahr?"

„Gewissermaßen," stimmte ich zu.

„Nur wurde er nicht gekreuzigt."

□ Ich antwortete nicht, und meine Gedanken

schweiften zu dem Texte: „In der ganzen Welt ist nicht ein Fleckchen Erde von der Größe eines Senfkorns, wo er nicht seinen Leib dahingegeben hätte um der lebenden Wesen willen.“ Ich begriff plötzlich, daß dies vollkommen wahr sei. Denn der Gott des tieferen Buddhismus ist nicht Gautama noch irgendein Tathâgata, sondern ganz einfach das Göttliche im Menschen. Alle sind wir Schmetterlingspuppen, die die Unendlichkeit einschließen: jeder von uns birgt eine Buddhaseele, und die Millionen sind nur eins. In ihren ewigen Träumen der Illusion trägt die ganze Menschheit den latenten Keim eines Buddha in sich; und des Meisters Lächeln wird die Welt wieder schön machen, wenn die Selbstsucht einmal ausgestorben ist. Jedes edle Opfer bringt die Stunde seiner Wiederkunft näher; und wer vermag zu bezweifeln — bedenkt man die Myriaden von Zeitaltern der Menschheit —, daß selbst jetzt kein Fleckchen auf Erden vorhanden ist, wo nicht schon ein Leben um der Pflicht und Liebe willen freudig dahingegeben worden wäre?

Wieder fühlte ich die Hand des Kuriositätenhändlers auf meiner Schulter ruhen.

„Jedenfalls,“ rief er in munterem Tone, „wird man sie doch im Britischen Museum zu schätzen wissen — was?“

„Ja, ich hoffe. Verdienen würden sie es schon,“ bestätigte ich.

Dann stellte ich sie mir in irgendeinem Saale jener gewaltigen Nekropolis der toten Götter vor, von grüngelbem Nebel umwebt, den Raum mit vergessenen ägyptischen und babylonischen Gottheiten

teilend, in dem Getöse des Londoner Straßenlärmes leise erschauernd . . . Und all das zu welchem Ende? Vielleicht einen zweiten Alma Tadema anzuregen, die Schönheit einer entschwundenen Zivilisation im Bilde darzustellen; vielleicht um zur Illustration eines englischen buddhistischen Diktionärs beizutragen; vielleicht um einen zukünftigen Laureatus zu einer so überraschenden Metapher zu inspirieren wie Tennysons Bild von dem „gesalbten und gelockten assyrischen Stier" (oiled and curled Assyrian bull).

Sicherlich werden sie nicht vergebens dort bewahrt werden. Die Denker einer weniger konventionellen und selbstsüchtigen Zeit werden uns aufs neue Ehrfurcht vor ihnen lehren. Jedes vom menschlichen Glauben geschaffene Idol bleibt die Schale einer ewigen göttlichen Wahrheit, ja die Schale selbst kann geheimnisvolle Kraft haben. Die reine Klarheit, die leidenschaftslose Zärtlichkeit dieser Buddhagesichter vermag noch jetzt dem Abendland Seelenfrieden zu bringen, das in seinen zur Konvention herabgesunkenen Religionen keine Befriedigung mehr findet und des Kommens eines neuen Heilands entgegenharrt, der da verkünden wird:

„Ich habe dieselbe Liebe für Hoch wie für Nieder, für den Sittlichen wie für den Unsittlichen, für den Verderbten wie für den Tugendhaften, für jene, die Irrlehren anhängen, wie für jene, deren Glaube gut und wahr ist." □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



DIE IDEE DER PRÄEXISTENZ

MEINE Brüder, wenn ein Bikku wünscht, sich seine verschiedenen zeitlichen Inkarnationen in vergangenen Tagen — wie eine Geburt, zwei Geburten, drei, vier, fünf, zehn, zwanzig, fünfzig, hundert, tausend oder hunderttausend Geburten — in all ihren Formen und all ihren Einzelheiten zu vergegenwärtigen, dann laßt ihn in Beschaulichkeit seinem Herzen lauschen, laßt ihn durch die Dinge hindurchsehen, laßt ihn viel allein.“ (Akankheyya Sutta.) ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢

ENN man einen denkenden Abendländer, der einige Jahre in der wirklich lebendigen Atmosphäre des Buddhismus gelebt hat, fragen würde, welche fundamentale Idee die orientalische Denkweise von unserer eigenen unterscheidet, seine Antwort würde zweifellos lauten: „Die Idee der Präexistenz“. Diese Idee ist es, die mehr als irgendeine andere das ganze geistige Leben des fernen Ostens durchdringt. Sie ist allgegenwärtig wie die Luft, sie färbt jede Empfindung; sie beeinflußt direkt oder indirekt fast jede Handlung. Ihre Symbole treten uns auf Schritt und Tritt entgegen, selbst in Einzelheiten künstlerischer Dekoration, und fortwährend, bei Tag und bei Nacht schlägt ein Echo ihrer Sprache unversehens an unser Ohr. Die Ausdrucksformen des Volkes, seine Haussprüche, seine Sprichwörter, seine frommen oder profanen Ausrufe, die Äußerungen seines Schmerzes, seiner Hoffnung, seiner Freude, oder Verzweiflung, sind alle davon beseelt. Sie charakterisiert gleicherweise die Sprache der Liebe und den Ausdruck des Hasses; und der Ausdruck „Ingwa“ oder „Innen“,

der das Karma, als unentrinnbare Vergeltung bedeutet, drängt sich ungewollt jedem auf die Lippen als Erklärung, als Trost, oder als Vorwurf. Der Bauer, der einen steilen Weg hinaufklimmt und die Last seines Handkarrens in jeder angespannten Muskel empfindet, murmelt geduldig: „Da dies ‚Ingwa' ist, muß es ertragen werden." Zankende Diener fragen einander: „Durch welches ‚Ingwa' bin ich verurteilt, mit einem solchen wie du beisammen zu sein?" Dem Unfähigen oder Lasterhaften wird sein ‚Ingwa' vorgehalten, und das Ungemach des Weisen oder des Tugendreichen wird durch dasselbe buddhistische Wort erklärt. Der Gesetzesübertreter gesteht sein Verbrechen, indem er sagt: „Als ich meine Tat beging, wußte ich, daß sie schlecht war, aber mein Ingwa war stärker als mein Herz." Liebende, deren Verbindung sich Hindernisse entgegenstellen, suchen den Tod in dem Glauben, daß ihre Vereinigung in diesem Leben durch die Folgen ihrer Sünden in einem früheren unmöglich ist; und wer das Opfer einer Ungerechtigkeit geworden, bemüht sich, seine natürliche Entrüstung durch die Überzeugung zurückzudrängen, er büße für irgend ein vergessenes Vergehen, das nach der ewigen Ordnung der Dinge Sühne heischt.

Ebenso setzen die gewöhnlichsten Hinweise auf eine geistige Zukunft den allgemeinen Glauben an eine geistige Vergangenheit voraus. Die Mutter warnt die Kinder bei ihren Spielen vor den bösen Folgen des Übeltuns auf ihre nächsten Geburten als Kinder anderer Eltern. Der Pilger oder Straßenbettler nimmt das Almosen mit dem Wunsche ent-

gegen: „Deine zukünftige Geburt möge glücklich sein!“ Der hinfällige „Inkyo“, dessen Gehör und Gesicht zu versagen beginnt, spricht frohgemut von der bevorstehenden Veränderung, die ihn mit einem frischen, jungen Körper versehen wird. Und der Ausdruck „Yakusoku“, der die buddhistische Bezeichnung für „Notwendigkeit“ ist; „mae no yo“, das letzte Leben; „akirame“, die Resignation, werden so oft im gewöhnlichen japanischen Leben angewendet, wie die Worte „Recht“ und „Unrecht“ im abendländischen Alltagsleben.

Nachdem man lange in diesem psychologischen Milieu verweilt hat, gewahrt man, daß es das eigene Denken durchdrungen und darin verschiedene Umwälzungen bewirkt hat. Alle Anschauungen über das Leben, die auf der Idee der Präexistenz beruhen, alle diese Begriffe, die wie sympathisch immer man ihnen auch beim theoretischen Studium gegenüber gestanden sein mag, einem im wirklichen Leben mehr als seltsam erscheinen mußten, verlieren schließlich diesen seltsamen oder fantastischen Charakter, den ihnen das Fremdartige anfänglich gab, und erscheinen nun in einem ganz natürlichen Lichte. Sie erklären viele Dinge so gut, daß sie förmlich rationell erscheinen, und wahrlich, einige derselben sind auch ganz rationell, an dem wissenschaftlichen Denken des neunzehnten Jahrhunderts gemessen. Aber um sie ganz unbefangen zu beurteilen, muß man vorerst alle abendländischen Ideen über die Metempsychose aus seinem Geist ausmerzen. Denn zwischen der alten abendländischen Vorstellung der Seele — beispielsweise der pythagoräischen oder

platonischen — und der buddhistischen ist gar keine Ähnlichkeit vorhanden, und gerade wegen dieser Verschiedenheit erweisen sich die japanischen Glaubensformen als vernünftig. Die tiefe Verschiedenheit zwischen der althergebrachten abendländischen und der japanischen Auffassung in dieser Richtung besteht darin, daß für den Buddhisten der konventionelle Begriff von „Seele", der vibrierende, durchsichtige, körperlose, innere Mensch oder Geist nicht existiert. Das orientalische Ego ist nicht individuell. Es ist nicht einmal eine ziffernmäßig auszudrückende Vielheit, wie die gnostische Seele. Es ist ein Aggregat, oder eine Zusammensetzung unfaßlicher Vielfältigkeit, die konzentrierte Summe des schöpferischen Denkens vorhergegangener, zahlloser Leben.



Die interpretative Kraft des Buddhismus und die merkwürdige Übereinstimmung seiner Theorien mit den Ergebnissen der modernen Wissenschaft zeigt sich hauptsächlich auf jenem Gebiete der Psychologie, dessen größter Erforscher Herbert Spencer war. Ein nicht geringer Teil unseres psychologischen Lebens setzt sich aus Gefühlen zusammen, die die abendländische Theologie nicht zu erklären vermocht hat. In diese Kategorie fallen jene, die das der Sprache noch nicht mächtige Kind beim Anblick bestimmter Gesichter weinen, beim Anblick anderer lächeln machen. Dazu gehören auch die augenblickliche Sympathie oder Antipathie bei der Begegnung mit fremden Personen, jene Anziehung und Ab-

stoßung, die man „ersten Eindruck" nennt, und der intelligente Kinder geneigt sind unverhohlen Ausdruck zu geben, ungeachtet aller erziehlichen Lehren, daß man die Leute nicht nach dem äußeren Anschein beurteilen dürfe, eine Doktrin, der kein Kind in seinem Herzen Glauben schenkt. Diese Gefühle instinktiv oder intuitiv im theologischen Sinne von Instinkt und Intuition zu nennen, heißt nichts erklären, sondern nur die Frage abschneiden und in das Bereich des Lebensmysteriums verweisen, geradeso wie die besondere Schöpfungshypothese. Die Idee, ein persönlicher Impuls oder eine solche Empfindung könne mehr sein, als individuell — es sei denn zufolge dämonischer Besessenheit — erscheint der althergebrachten Orthodoxie noch immer als eine entsetzliche Ketzerei. Und doch ist es nun festgestellt daß unsere tieferen Gefühle superindividuell sind, sowohl die, die wir passionell, als die, die wir sublim nennen. Der individuelle Charakter der Liebesleidenschaft wird von der Wissenschaft absolut negiert; und was von der „Liebe auf den ersten Blick" gilt, gilt gleicherweise auch vom Haß. Beide sind superindividuell. Ebenso verhält es sich mit jenen vagen Impulsen des Wandertriebs, die mit dem Frühling kommen und gehen, und jenen vagen Depressionen, die einen im Herbst überkommen, vielleicht ein Überbleibsel jener Epoche, in der die menschlichen Wanderungen sich nach dem Wechsel der Jahreszeiten richteten, ja vielleicht sogar aus einer noch weiter zurückreichenden Epoche, die dem ersten Auftreten des Menschen vorangeht. Superindividuell sind auch die Gefühle desjenigen, der die größte Zeit

seines Lebens in Ebenen oder Prärien zugebracht hat und sich nun plötzlich einer Reihe schneebedeckter Gipfel gegenüber sieht, oder die Gefühle eines Menschen, der lange im Innern eines Landes gewohnt hat und zum ersten Male den Ozean erblickt und dessen ewiges Donnern hört. Das stets mit leisem Grauen gemischte Entzücken, das der Anblick einer grandiosen Landschaft hervorruft, oder die sprachlose, von unsagbarer Melancholie beschattete Bewunderung, die die Herrlichkeit eines tropischen Sonnenunterganges auslöst, kann durch die individuelle Erfahrung allein nie erklärt werden. Die psychologische Analyse hat in der Tat erwiesen, daß diese Gefühle wunderbar kompliziert und mit persönlichen Erfahrungen mannigfachster Art verwoben sind, aber in keinem Falle ist die tiefste Gefühlswelle jemals individuell; sie steigt aus jenem urzeitlichen Lebensmeer empor, aus dem wir alle kommen.

Zu derselben psychologischen Kategorie gehört auch möglicherweise ein rätselhaftes Gefühl, welches den Geist der Menschen lange vor der Zeit Ciceros beunruhigte, und ihm heute zeitweilig noch mehr zu denken gibt: das Gefühl, einen Ort schon gesehen zu haben, den man in Wahrheit zum erstenmal besucht. Dieser eigentümliche Schein von Vertrautheit, der die Straßen einer fremden Stadt oder die Linien einer fremden Landschaft umwebt, läßt das Herz in mystischem Schauer erzittern, und vergeblich grübelt man einer Erklärung nach. Freilich werden manchmal ähnliche Gefühle tatsächlich durch die Wiederbelebung oder Rekombination früherer Eindrücke ins Bewußtsein zurückgerufen; aber es bleibt

immerhin noch eine ganze Anzahl völlig mystisch, wenn wir sie bloß an der Hand der individuellen Erfahrung erklären wollen.

Selbst unsere alltäglichsten Sensationen bergen Rätsel, die diejenigen nie lösen können, die dem absurden Dogma anhängen, daß alles Gefühl und alle Erkenntnis der individuellen Erfahrung angehören, und daß der Geist eines neugeborenen Kindes eine „tabula rasa“ sei.

Das Lustgefühl, das von dem Duft der Blume hervorgerufen wird, von gewissen Farbennuancen, gewissen Tönen; der unwillkürliche Abscheu oder Schrecken beim ersten Anblick gefahrdrohender oder giftiger Lebewesen, — ja sogar das namenlose Grauen der Träume — sind durch die alte Seelenhypothese nicht zu erklären. Wie weit einige dieser Sensationen, wie die Lust an Duft und Farbe, in das Leben der Rasse zurückreichen, hat Grant Allen äußerst überzeugend in seiner „Physiologischen Ästhetik“ und in seiner entzückenden Abhandlung über den Farbensinn ausgeführt. Aber lange, ehe diese geschrieben waren, hat sein Lehrer, der größte aller Psychologen, klar bewiesen, daß die Erfahrungshypothese völlig unzureichend ist, um viele Kategorien psychologischer Phänomene zu erklären. „Wenn möglich,“ sagt Herbert Spencer, „ist sie sogar in bezug auf die Gefühle noch unzutreffender als in bezug auf die Erkenntnisse. Die Doktrin, daß alle Wünsche, alle Gefühle aus der individuellen Erfahrung entspringen, steht in so grellem Widerspruch mit den Tatsachen, daß ich es gar nicht fassen kann, wie irgend jemand eine solche Behauptung aufstellen konnte.“

□ Spencer war auch derjenige, der uns zeigte, daß Worte, wie „Instinkt", „Intuition" in der alten Bedeutung keinen richtigen Sinn haben. Sie müssen demnach künftighin in einer ganz anderen angewendet werden. Instinkt bedeutet in der Sprache der modernen Psychologie „organisch gewordenes Gedächtnis", und das Gedächtnis selbst „beginnender Instinkt", — die Summe der Eindrücke, die sich in der Kette des Lebens auf das nächstfolgende Individuum vererben soll. So erkennt die Wissenschaft das ererbte Gedächtnis: nicht in dem geheimnisvollen Sinne einer Erinnerung an Einzelheiten aus einem früheren Leben, sondern als einen winzigen Zuwachs zum psychologischen Leben, der von kaum wahrnehmbaren Veränderungen in der Struktur des ererbten Nervensystems begleitet ist. Das „menschliche Gehirn" ist eine systematisierte Tabelle unendlich zahlreicher, in der Evolution des Lebens empfangener Erfahrungen, oder eigentlich, während der Evolution jener Reihen von Organismen, aus dem sich der menschliche Organismus herausentwickelt hat. Die Resultate der gleichartigsten und häufigsten dieser Erfahrungen haben sich sukzessive als Kapital und Interessen vererbt, und sind allmählich zu jener hohen Intelligenz herangewachsen, die in dem Hirn des Säuglings latent liegt, — und die dieses Kind in seinem späteren Leben betätigt, und vielleicht verstärkt oder weiter kompliziert, und mit kleinen Hinzufügungen der nächsten Generation vererbt. So haben wir eine feste psychologische Grundlage für die Idee der Präexistenz und die Idee des vielfachen „Ego" gewonnen. Es ist unbestreitbar, daß in jedem

individuellen Gehirn die ererbte Erinnerung an die ganz unfaßliche Menge der Erfahrungen eingeschlossen ist, die die Gehirne früherer Generationen empfangen haben. Aber diese wissenschaftliche Überzeugung von der Existenz des „Selbst“ in der Vergangenheit, wird nicht im materialistischen Sinne ausgesprochen. Die Wissenschaft ist vielmehr die Zerstörerin des Materialismus: Sie hat die Materie als unerklärlich bewiesen, und sie gibt auch zu, daß das Geheimnis des Geistes unlösbar sei, wenn sie auch gleichzeitig genötigt ist, eine schließliche Einheit der Empfindung zu postulieren. Aus den Einheiten der einfachen Gefühle, die um Millionen Jahre älter sind als wir, haben sich zweifellos alle Gefühle und Fähigkeiten der Menschheit aufgebaut. Hier erkennt die Wissenschaft in Übereinstimmung mit dem Buddhismus das „Ego“ als ein Kompositum, und erklärt geradeso wie der Buddhismus die psychischen Rätsel der Gegenwart aus der psychischen Erfahrung der Vergangenheit. ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻ ◻



Viele glauben, daß die Vorstellung der Seele als einer unendlichen Vielheit jede religiöse Idee im abendländischen Sinne unmöglich machen würde; und diejenigen, die nicht imstande sind, alte theologische Auffassungen abzustreifen, glauben zweifellos, daß selbst in buddhistischen Ländern, trotz der Zeugenschaft der buddhistischen Texte, der Glaube der breiten Volksschichten tatsächlich auf der Idee der Seele als einer Entität basiere. Aber Japan bietet

bemerkenswerte Beweise des Gegenteils. Die unteren Volksschichten, die ärmste Landbevölkerung, die sich nie mit buddhistischer Metaphysik befaßt hat, glaubt an das vielfache Selbst. Aber was sogar noch schwerer ins Gewicht fällt, ist, daß in der ursprünglichen Religion, dem Shintoismus, eine verwandte Doktrin enthalten ist; und verschiedene Formen dieses Glaubens charakterisieren das Denken der Chinesen und der Koreaner. Alle diese Völker des fernen Ostens scheinen die Vielfältigkeit der Seele anzunehmen, sei's im buddhistischen Sinne oder in der primitiven, durch den Shintoismus repräsentierten Bedeutung, eine Art geisterhafter Vervielfältigung durch Teilung, oder in dem phantastischen, von der chinesischen Astrologie ausgestalteten Sinne. Ich habe mich unwiderleglich überzeugt, daß in Japan dieser Glaube allgemein verbreitet ist. Es ist nicht nötig, hier buddhistische Texte anzuführen, denn nur der gewöhnliche Volksglaube und nicht die Philosophie einer Religion kann den Beweis dafür erbringen, daß religiöse Gläubigkeit sich mit dem Begriff der zusammengesetzten Seele sehr wohl verträgt und damit vereinbar ist. Natürlich stellt sich der japanische Bauer das psychische Selbst nicht so kompliziert vor, wie die buddhistische Philosophie dasselbe denkt, oder wie die abendländische Wissenschaft es beweist. Aber er denkt von sich selbst als von einer Vielheit. Den Kampf in seinem Innern zwischen guten und bösen Impulsen erklärt er als einen Konflikt zwischen den verschiedenen geisterhaften Willen, die sein „Ego" bilden; und seine ideale Hoffnung ist, seine

bessere Seele oder seine besseren Seelen von den bösen Seelen loszulösen, — da Nirwana oder die höchste Glückseligkeit nur durch das Überleben des Besten in ihm erreicht werden kann. So scheint seine Religion auf einer natürlichen Erkenntnis der psychologischen Evolution aufgebaut zu sein, die kaum so weit von dem wissenschaftlichen Denken entfernt ist, wie jene konventionellen Begriffe der „Seele" unserer ungebildeten Bevölkerung daheim. Natürlich sind seine Ideen über diese abstrakten Fragen vage und unsystematisch, aber ihr allgemeiner Charakter und ihre Tendenzen sind unverkennbar; und der Ernst seines Glaubens und der Einfluß dieses Glaubens auf sein ethisches Leben kann sicherlich nicht angezweifelt werden.

Wo sich bei der gebildeten Klasse die Gläubigkeit erhält, werden dieselben Ideen vertieft und ausgestaltet. Ich will als Beispiel nur zwei Proben aus Aufsätzen zitieren, die von Studenten im Alter zwischen dreiundzwanzig und sechsundzwanzig Jahren geschrieben wurden. Ich könnte ihrer ebensowohl zwanzig anführen; aber die folgenden werden genügen, um zu illustrieren, was ich meine:

„Nichts ist törichter als die Unsterblichkeit der Seele zu verkünden. Die Seele ist eine Zusammensetzung, und obgleich ihre Elemente ewig sind, wissen wir, daß sie sich nie in genau derselben Weise verbinden können. Alle zusammengesetzten Dinge müssen ihren Charakter und ihre Bedingungen verändern."

„Das menschliche Leben ist zusammengesetzt. Eine Kombination von Energien bildet die Seele. Wenn ein Mensch stirbt, kann seine Seele unverändert bleiben, oder sie verändert sich je nach den Elementen, mit denen sie sich verbindet. Einige Philosophen sagen, die Seele sei

unsterblich, andere wieder, sie sei sterblich; beide haben recht. Die Seele ist sterblich und unsterblich, je nach dem Wechsel der Kombinationen, aus denen sie sich zusammensetzt. Die elementaren Energien, aus denen die Seele gebildet ist, sind ewig; — aber die Natur der Seele wird von dem Charakter der Kombinationen bestimmt, zu denen jene Energien sich verbinden."

Die in diesen Aufsätzen ausgesprochenen Ideen werden dem abendländischen Leser auf den ersten Blick ausgesprochen atheistisch erscheinen, aber sie sind tatsächlich mit der tiefsten, aufrichtigsten Gläubigkeit vereinbar. Die Anwendung des Wortes Seele, ganz anders aufgefaßt, als wir es auffassen, ruft den falschen Eindruck hervor. „Seele" in dem Sinne dieser jungen Studenten angewendet, bedeutet eine fast unendliche Kombination von sowohl guten, wie bösen Trieben, ein Vielfältiges, das nicht nur in seiner Eigenschaft als Zusammensetzung, sondern auch kraft des ewigen Gesetzes des geistigen Forschrittes der Disintegration naturnotwendig anheimfällt. ▢ ▢



Daß die Idee, die durch Jahrtausende ein so bedeutender Faktor im geistigen Leben des Orients war, im Abendlande erst in unseren Tagen sich entwickeln konnte, ist genügend aus der abendländischen Theologie zu erklären. Es wäre jedoch nicht richtig, zu behaupten, es sei der Theologie gelungen, dem abendländischen Geiste den Begriff der Präexistenz so abstoßend zu machen. Obgleich die christliche Doktrin, für die jede einzelne Seele etwas aus dem Nichts Erschaffenes war, das in jeden neuen

Körper eintrat, keinen offenen Glauben an die Präexistenz zuließ, fand doch der gesunde Sinn des Volkes einen Widerspruch mit dem Dogma in den Phänomenen der Vererbung. Ebenso entdeckte das Volk auch bei den Tieren Verstandeskräfte, während die Theologie die Tiere als bloße Automaten bezeichnete, von einer Art unbegreiflichem Mechanismus, Instinkt genannt, gelenkt. Die Theorien über Instinkt und Intuition, die noch vor einer Generation allgemeine Geltung hatten, erscheinen uns heute vollkommen barbarisch. Als Erklärung erkannte man sie allgemein als völlig nutzlos; aber als Dogma dienten sie dazu, die Wissenschaft zu hemmen und Ketzerei zu verhüten. Wordsworths „Fidelity“ und sein unbegreiflich überschätztes „Intimations of Immortality“ bezeigen die außerordentliche Ängstlichkeit und Unreife der abendländischen Anschauungen über diese Dinge, sogar im Anfang des letzten Jahrhunderts. Die Liebe des Hundes für seinen Herrn ist tatsächlich „groß über menschliche Vorstellung“, aber aus Gründen, die sich Wordsworth nie träumen ließ; und obgleich die unmittelbaren Sensationen der Kindheit sicherlich Offenbarungen von etwas weit Wunderbarerem sind, als Wordsworths Begriffsbestimmungen der Idee der Unsterblichkeit, wurde seine berühmte, darauf bezügliche Stanze von John Morley mit vollem Rechte als Unsinn bezeichnet. Ehe die Stellung der Theologie erschüttert war, hätten sich die rationellen Ideen über die psychologische Vererbung, über die wahre Natur des Instinkts, oder über die Einheit des Lebens nie ihren Weg zur allgemeinen Erkenntnis bahnen können.

◻ Aber mit der Annahme der Evolutionslehre stürzten die alten Denkformen zusammen; neue Ideen keimten überall empor und verdrängten die alten, überlebten Dogmen; und wir sehen jetzt das Schauspiel einer allgemeinen, intellektuellen Bewegung nach Richtungen, die merkwürdig parallel mit der orientalischen Philosophie gehen. Die überraschende Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit des wissenschaftlichen Fortschritts während der letzten fünfzig Jahre konnte nicht verfehlen, eine ebenso unvorhergesehene, intellektuelle Regsamkeit auch unter den nicht wissenschaftlich Gebildeten wachzurufen. Daß die höchsten und kompliziertesten Organismen sich aus den niedrigsten und einfachsten entwickelt haben; daß eine physische Grundlage die Substanz der ganzen lebenden Welt ist; daß keine trennende Scheidungslinie zwischen den Tieren und den Pflanzen gezogen werden kann; daß der Unterschied zwischen Belebtem und Unbelebtem nur ein Unterschied des Grades, nicht der Art ist; daß die Materie nicht minder unbegreiflich ist als der Geist, vielmehr beide nur variierende, wechselnde Manifestationen einer und derselben Realität, das ist alles schon zu Gemeinplätzen der neuen Philosophie geworden. Nach der ersten Erkenntnis der physischen Evolution, der sich sogar die Theologie nicht verschließen konnte, war es leicht vorauszusagen, daß die Erkenntnis der psychischen Evolution nicht ins Unendliche auf sich warten lassen konnte; denn die Schranke, die das alte Dogma aufgerichtet hatte, um die Menschen zu hindern, zurückzublicken, war zusammengebrochen. Und heute ist für jeden, der sich

mit dem Studium der wissenschaftlichen Psychologie befaßt, die Idee der Präexistenz aus dem Reiche der Theorie in das Reich der Tatsachen übergegangen, und erweist die buddhistische Erklärung des Weltmysteriums als gerade so einleuchtend, wie irgendeine andere.

„Nur sehr voreilige Denker," schrieb Professor Huxley, „werden sie auf Grund ihrer ‚inhärenten Absurdität' verwerfen. Gleich der Evolutionslehre selbst, hat die Lehre der Seelenwanderung ihre Wurzeln in der Welt der Realität, und sie darf jene Unterstützung für sich in Anspruch nehmen, die das große Argument der Analogie bieten kann."

Nun diese von Professor Huxley gebotene Stütze ist merkwürdig stark. Sie läßt das Wesen der Idee der Präexistenz beinahe vollkommen in der von Buddha verkündeten Form, obgleich sie uns nicht einen Schimmer der Einzelseele zeigt, wie sie vom Dunkel ins Licht, vom Tode zur Wiedergeburt, durch Myriaden Millionen Jahre flattert.

In der orientalischen Doktrin ist die psychische Persönlichkeit, ebenso wie der individuelle Körper, eine Zusammensetzung, die der Auflösung notwendig anheimfällt. Unter psychischer Persönlichkeit verstehe ich hier das, was Geist von Geist unterscheidet, — das „Ich" vom „Du": das, was wir „Selbst" nennen: dem Buddhismus ist dies eine zeitweilige Verbindung von Illusionen. Was es dazu macht, ist das Karma. Was sich reinkarniert, ist das Karma, — die Totalsumme der Handlungen und Gedanken zahlloser, vorangegangener Leben, — von denen jedes als ein Ganzes in irgendeinem großen,

spirituellen System der Addition und Subtraktion auf alle übrigen Einfluß nehmen kann. Wie ein Magnetismus wird das Karma von Form auf Form übertragen, von Phänomen auf Phänomen, durch die jeweilige Kombination die Beschaffenheit bestimmend. Das letzte Geheimnis der konzentrativen und schöpferischen Wirkungen des Karma erkennt der Buddhist als unerforschlich, aber den Zusammenhang der Wirkungen erklärt er als von „Tanha", dem Lebenswunsch, bewirkt, dem entsprechend, was Schopenhauer den „Lebenswillen" nannte. In Herbert Spencers Biologie findet sich nun ein seltsames Analogon zu dieser Idee. Er erklärt die Übertragbarkeit der Anlagen und ihrer Variationen, durch eine Theorie von Polaritäten — Polaritäten der physiologischen Einheit. Zwischen dieser Theorie der Polaritäten und der buddhistischen Theorie des Tanha ist die Verschiedenheit viel weniger hervorstechend als die Ähnlichkeit. Karma oder Vererbung, Tanha oder Polarität sind in ihrem letzten Grunde unerklärlich; Buddhismus und Wissenschaft sind hier einig. Das Bemerkenswerte ist, daß beide dasselbe Phänomen unter verschiedenen Namen erkennen. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Die außerordentliche Kompliziertheit der Methoden, durch die die Wissenschaft zu Konklusionen gelangt ist, die so merkwürdig mit den alten Vorstellungen des fernen Ostens übereinstimmen, muß den Zweifel erwecken, ob diese Konklusionen der

Masse des abendländischen Volkes jemals klar gemacht werden könnten. Sicherlich könnte es scheinen, daß, ebenso wie die wahre Doktrin des Buddhismus der Mehrheit der Gläubigen nur durch Formen veranschaulicht werden kann, so auch die Ergebnisse der philosophischen Forschung den Massen nur durch Suggestion mitgeteilt werden könne, — Suggestion jener Fakten, oder Zusammenstellung von Fakten, die jedem natürlichen Intellekt zugänglich sind. Aber die Geschichte des wissenschaftlichen Fortschritts verbürgt die Wirksamkeit dieser Methode; und kein stichhaltiger Grund spricht für die Annahme, daß, weil die Methoden der höheren Wissenschaft über das geistige Fassungsvermögen der nicht gebildeten Klassen hinausgehen, die Ergebnisse dieser Wissenschaft nicht allgemein Eingang finden könnten. Die Dimensionen und das Gewicht der Planeten; die Entfernung und Zusammensetzung der Sterne; die Bedeutung von Wärme, Licht und Farbe; die Natur des Schalls und eine Menge anderer wissenschaftlicher Entdeckungen sind Tausenden vertraut, die von den Methoden, durch die solche Kenntnisse erreicht wurden, keinen Begriff haben. Andererseits haben wir Beweise, daß jeder große wissenschaftliche Aufschwung des letzten Jahrhunderts beträchtliche Modifikationen im Volksglauben herbeigeführt hat. Schon haben die Kirchen, obgleich noch immer an der Idee der eigens erschaffenen Einzelseele festhaltend, die Hauptlehre der physischen Evolution angenommen; und weder Verknöcherung des Glaubens, noch eine intellektuelle Rückschrittsbewegung braucht in nächster Zukunft

befürchtet zu werden. Weitere Veränderungen der religiösen Ideen stehen bevor, und es ist sogar zu erwarten, daß sie sich eher schnell als langsam vollziehen werden. Freilich kann man ihre Natur nicht voraussehen, aber die gegenwärtigen intellektuellen Tendenzen lassen mit Bestimmtheit erwarten, daß die Lehre der psychologischen Evolution — wenn auch nicht auf einmal — allgemeine Geltung erhalten muß, so daß der ontologischen Spekulation keine Grenze gesetzt ist, und die ganze Auffassung des „Ego“ möglicherweise durch die konsequente Durchführung der Präexistenzidee transformiert werden wird.



Eine eingehendere Betrachtung dieser Wahrscheinlichkeiten darf gewagt werden. Sie werden vielleicht von jenen, in deren Augen die Wissenschaft mehr eine Zerstörerin als eine Umbildnerin ist, nicht als Wahrscheinlichkeiten anerkannt werden. Aber solche Denker vergessen, daß das religiöse Gefühl etwas unendlich Tieferes ist als das Dogma; daß es alle Götter und Glaubensformen überlebt und daß es sich durch die intellektuelle Expansion nur vertieft, verinnerlicht und erstarkt. Daß die Religion als bloße Doktrin schließlich vergehen wird, ist eine Schlußfolgerung, zu der uns das Studium der Entwicklung führt; aber daß die Religion als Gefühl, ja selbst als Glauben an die geheimnisvolle Kraft, die Gehirne ebenso wie Sternbilder schafft, jemals ganz sterben könne, vermögen wir uns heute nicht

vorzustellen. Die Wissenschaft bekämpft bloß irrige Erklärungen der Phänomene; sie verherrlicht nur das kosmische Mysterium und beweist, daß jedes Ding, so winzig es sein mag, unendlich wunderbar und unfaßbar ist. Und eben diese unverkennbare Tendenz der Wissenschaft, den Glauben zu vertiefen und zu erweitern, und das kosmische Gefühl zu erhöhen, rechtfertigt die Annahme, daß die zukünftigen Formen der abendländischen religiösen Ideen vollkommen von allen Modifikationen in der Vergangenheit abweichen werden; daß die abendländische Auffassung des „Selbst“ in ein etwas der orientalischen Auffassung des „Selbst“ Verwandtes münden wird; und daß alle gegenwärtigen kleinlichen metaphysischen Vorstellungen über „Persönlichkeit“ und „Individualität“ als Realitäten „an sich“ verschwinden werden. Schon weist das zunehmende allgemeine Verständnis für die Tatsachen der Vererbung, wie die Wissenschaft sie lehrt, auf den Weg hin, auf dem wenigstens einige dieser Umwandlungen sich vollziehen werden. In dem zukünftigen Kampfe um die großen Fragen der Evolution wird die Volksintelligenz der Wissenschaft auf der Linie des geringsten Widerstandes folgen; und diese Linie wird zweifellos das Studium der Vererbung sein, da die zu erforschenden Phänome, obgleich an sich unerklärlich, der allgemeinen Erfahrung vertraut sind und wenigstens teilweise Lösungen zahlloser alter Rätsel bieten. So kann man sich ganz wohl eine zukünftige abendländische Religionsform denken, die von der ganzen Macht der synthetischen Philosophie getragen ist; die sich vom Buddhismus hauptsächlich nur durch

die größere Exaktheit ihrer Konzeptionen unterscheidet; die Seele als Kompositum auffaßt und die ein neues spirituelles Gesetz lehrt, das der Lehre des Karma gleicht.

Viele werden jedoch sogleich gegen diese Idee einen Einwand bereit haben. Eine solche Modifikation des Glaubens, werden sie sagen, würde die plötzliche Unterwerfung und Transformation der Gefühle durch die Ideen bedeuten. „Die Welt," sagt Herbert Spencer, „wird nicht von Ideen beherrscht, sondern von Gefühlen, denen die Ideen bloß als Führer dienen." Wie soll der Begriff einer Veränderung, wie die vorausgesetzte, mit der allgemeinen Kenntnis der Existenz des religiösen Gefühls im Abendlande und mit der Kraft des religiösen Emotionalismus versöhnt werden?

Würden die Idee der Präexistenz und die Vorstellung der Seele als ein Vielfaches wirklich im Gegensatz zu dem religiösen Gefühl des Abendlandes stehen, könnte man keine befriedigende Antwort darauf geben. Aber sind sie wirklich in einem solchen Gegensatz? Die Idee der Präexistenz ist es sicherlich nicht; der abendländische Geist ist dafür schon vorbereitet. Wohl ist es wahr, daß die Auffassung des Selbst als einer Zusammensetzung, die der Auflösung anheimfällt, nur wenig besser erscheinen mag als die materialistische Idee der Vernichtung — wenigstens für diejenigen, die nicht imstande sind, sich von den alten Denkgewohnheiten loszusagen. Nichtsdestoweniger wird voraussetzungsloses Nachdenken zeigen, daß es keinen Gefühlsgrund gibt, die Auflösung des „Ego" zu

fürchten. Tatsächlich, obgleich unbewußt, beten Christen und Buddhisten unablässig eben um diese Auflösung. Wer hat nicht oft gewünscht, sich von den schlechten Elementen seiner Natur zu befreien, von Neigungen zum Leichtsinn oder zur Ungerechtigkeit, von Impulsen, ungütige Dinge zu sagen oder zu tun, — von all diesem niedrigen Erbteil, das noch dem höhern Menschen anhaftet und seine höchsten Aspirationen zu Boden zieht? Aber das, dessen Abtrennung, dessen Vernichtung, dessen Tod wir so inbrünstig wünschen, ist nicht weniger gewiß ein Teil des psychologischen Erbes, des wahren Selbsts, als jene neueren und umfassenderen Fähigkeiten, die uns in der Verwirklichung unserer edleren Ideale unterstützen. Weit davon entfernt ein Gegenstand der Furcht zu sein, ist vielmehr die Auflösung des Selbst das Ziel der Ziele, auf das sich unsere Bestrebungen richten sollten. Was keine neue Philosophie uns zu hoffen verwehren kann, ist, daß die besten Elemente des Selbst fortschwingen werden, immer erhabenere Affinitäten suchen, sich zu immer höheren und höheren Kombinationen verbinden, bis die höchste Offenbarung kommt, und wir durch unendliche Vision, durch die Auslöschung alles Selbst, die absolute Realität gewahren.

Denn während wir wissen, daß selbst die sogenannten Elemente sich entwickeln, haben wir keinen Beweis, daß irgend etwas völlig vergehen kann. Daß wir sind, ist der Beweis, daß wir waren und und daß wir sein werden. Wir haben zahllose Evolutionen, zahllose Universen überdauert. Wir wissen, daß alles im Kosmos Gesetz ist. Nicht der Zufall

bestimmt, welche Verbindung das Planetensystem bilden, oder was die Sonne fühlen wird; was im Granit und Basalt verschlossen sein, oder sich in Pflanzen und Tieren vervielfältigen wird. Soweit die Vernunft aus Analogien schließen darf, ist die kosmische Geschichte jeder endgültigen psychischen oder physischen Vereinigung gerade so genau und sicher bestimmt, wie in der buddhistischen Lehre vom Karma. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Der Einfluß der Wissenschaft wird bei der Umwandlung der abendländischen Glaubensformen nicht der einzige Faktor sein. Sicher wird die orientalische Philosophie noch einen weiteren bilden. Das Studium des Sanskrit, des Pali und des Chinesischen, und die unermüdlichen Forschungen der Philologen in allen Teilen des Ostens machen Europa und Amerika mit allen großen Formen des orientalischen Gedankenlebens schnell vertraut. Das Studium des Buddhismus wird im ganzen Abendlande mit Interesse betrieben; und die Resultate dieser Studien zeigen sich Jahr für Jahr immer deutlicher in den geistigen Schöpfungen der höchsten Kultur. Die philosophischen Schulen sind nicht weniger davon beeinflußt als die moderne Literatur. Ein Beweis, daß die Überprüfung des Problems des Ego sich auf allen Gebieten dem abendländischen Geist aufdrängt, kann nicht bloß in der gedankenreichen Prosa der Gegenwart gefunden werden, sondern auch in der Poesie. Ideen, die eine

Generation früher unmöglich gewesen wären, zerstören gangbare Auffassungen, verändern alte Geschmacksrichtungen und entwickeln höhere Gefühle. Die schöpferische Kunst, von höherer Inspiration erfüllt, offenbart uns, was für neue und auserlesene Sensationen, welches bisher unvorstellbare Pathos, welche wundersame Vertiefung emotioneller Kraft durch die Erkenntnis der Idee der Präexistenz in der Literatur gewonnen werden kann. Selbst aus der Belletristik erfahren wir, daß wir bis jetzt nur auf einer Hemisphäre gelebt haben; daß wir bloß halbe Gedanken gedacht haben, daß uns ein neuer Glaube not tut, um die Vergangenheit mit der Zukunft, über die große Parallele der Gegenwart zu verknüpfen, und so unsere emotionelle Welt zu einer vollkommenen Sphäre abzurunden. Die klare Überzeugung, daß das Selbst vielfach ist, ist, wie paradox die Behauptung auch scheint, der unvermeidliche Schritt zu der größeren Überzeugung, daß die vielen Eins sind, daß das Leben eine Einheit ist, daß es kein Endliches gibt, sondern nur ein Unendliches. Bis nicht mit dem blinden Stolz, der das Selbst für etwas Einziges hält, aufgeräumt und das Gefühl des Selbst und des Individualismus vollständig zersetzt ist, kann die Erkenntnis des Ego als eines Unendlichen — des wahren Kosmos — nie erreicht werden. Zweifellos wird die einfache, gefühlsmäßige Überzeugung, daß wir in der Vergangenheit dagewesen sind, sich viel früher entwickeln als die intellektuelle Überzeugung, daß die Vorstellung des Ego als Einheit eine Fiktion der Selbstsucht ist. Aber die zusammengesetzte Natur des „Selbst“ muß schließlich

anerkannt werden, obgleich ihr Mysterium bestehen bleibt. Die Wissenschaft postuliert sowohl eine hypothetische physiologische Einheit, wie auch eine hypothetische psychologische Einheit; aber beide postulierten Einheiten trotzen der äußersten Macht der mathematischen Schätzung und scheinen sich in reine Schemenhaftigkeit aufzulösen. Der Chemiker muß für seine Arbeitszwecke ein letztes Atom annehmen; aber die Tatsache, deren Symbol das angenommene Atom ist, kann vielleicht nur ein Kraftzentrum sein, ja eine Leere, ein Wirbel, wie in der buddhistischen Vorstellung.

„Form ist Leere, und Leere ist Form. Was Form ist, das ist Leere; was Leere ist, ist Form. Perzeption und Konzeption, Name und Wissen, — all dies ist Leere." Für die Wissenschaft und für den Buddhismus gleicherweise löst sich der Kosmos in eine ungeheure Phantasmagorie, — ein Spiel ungekannter und unermeßlicher Kräfte; der buddhistische Glaube jedoch beantwortet die Frage „Woher und Wohin" in seiner eigenen Weise — und prophezeit in jeder großen Evolutionsperiode eine Zeit spiritueller Expansion, in der die Erinnerung an frühere Leben zurückkehrt und gleichzeitig die ganze Zukunft unverschleiert dem visionären Blick sichtbar wird, — bis in den Himmel der Himmel.

Die Wissenschaft bleibt hier stumm. Aber ihr Schweigen ist das Schweigen der Gnostiker, — Sigé, die Tochter der Tiefe und die Mutter des Geistes.

Was wir uns mit der vollen Zustimmung der Wissenschaft gestatten können zu glauben, ist, daß uns wundersame Offenbarungen erwarten. In der

jüngsten Zeit haben sich neue Kräfte und Gefühle entwickelt, der Sinn für Musik, die immer wachsenden Fähigkeiten des Mathematikers. Und wir dürfen mit Recht erwarten, daß noch höhere, heute unvorstellbare Fähigkeiten sich in unseren Nachkommen entwickeln werden. Man weiß auch, daß gewisse geistige, zweifellos ererbte Fähigkeiten sich nur in späterer Zeit entwickeln — und das Durchschnittsalter der menschlichen Rasse wächst stetig. Mit gesteigerter Langlebigkeit können sicherlich durch die Ausgestaltung des größeren zukünftigen Gehirnes plötzlich Kräfte entstehen, die nicht weniger wunderbar sind als die Fähigkeit, sich an frühere Geburten zu erinneren. Die Träume des Buddhismus können kaum übertroffen werden, weil sie das Unendliche berühren; aber wer möchte sich vermessen, zu sagen, daß sie sich nie verwirklichen werden? ▢ ▢ ▢ ▢



ANHANG

Es ist vielleicht angezeigt, die Leser des Vorhergehenden daran zu erinnern, daß die Worte „Seele“, „Selbst“, „Ego“, „Seelenwanderung“, „Vererbung“, obgleich frei von mir angewendet, einen der buddhistischen Philosophie vollkommen fremden Sinn ausdrücken. „Seele“, in unserer Bedeutung des Wortes, existiert nicht für den Buddhisten. Das „Selbst“ ist eine Illusion, oder eigentlich ein Netzwerk von Illusionen. „Seelenwanderung“ in dem Sinne des Übergehens der Seele von einem Körper in den andern wird in buddhistischen Texten von zweifelloser Autorität ausdrücklich negiert. Es wird also offenbar sein, daß die wirkliche Analogie, die zwischen der

Lehre vom Karma und den wissenschaftlichen Fakten der Erblichkeit besteht, durchaus keine vollständige ist. Karma bedeutet das Fortleben nicht derselben zusammengesetzten Individualität, sondern ihrer Tendenzen, die sich rekombinieren, um eine neue, zusammengesetzte Individualität zu bilden. Das neue Wesen muß nicht notwendig eine menschliche Form annehmen. Das Karma vererbt sich nicht von Eltern auf Kinder; es ist von der Erblichkeitslinie unabhängig, obgleich die physische Beschaffenheit von dem Karma abzuhängen scheint. Das Karmawesen eines Bettlers kann in dem Körper eines Königs wiedererstehen; das eines Königs in dem Körper eines Bettlers; aber die Beschaffenheit jeder der beiden Inkarnationen ist durch den Einfluß des Karma vorherbestimmt gewesen.

Man wird fragen, was denn das geistige Element in jedem Wesen ist, das unverändert bleibt gleichsam der geistige Kern in der Schale des Karma — die Kraft, die das Gute wirkt. Wenn sowohl Seele als Leib gleicherweise zeitlich beschränkte Zusammensetzungen sind, und auch das ebenfalls zeitlich beschränkte Karma die einzige Quelle der Persönlichkeit, was ist dann der Wert oder die Bedeutung der buddhistischen Lehre? Was ist das, was durch das Karma leidet; was ist das, was in der Illusion liegt, — was ist das, was sich entwickelt, — was Nirvana erreicht? Ist es nicht ein „Selbst"? Nicht in unserem Sinne des Wortes. Die Realität dessen, was wir „Selbst" nennen, wird vom Buddhismus negiert. Das, was das Karma bildet und auflöst; das, was zum Guten hinstrebt; das, was Nirvana erreicht, ist nicht unser „Ego" im abendländischen Sinne des Wortes. Also was ist es denn? Es ist das Göttliche in jedem Wesen. Es wird im Japanischen Muga-no-taiga genannt — das Große-Selbst-ohne Selbstsucht. Es gibt kein anderes wirkliches Selbst. Das in Illusion eingehüllte Selbst heißt Nyorai-zo, (Tathâgatagharba,) der noch ungeborne Buddha. gleichsam im Mutter-

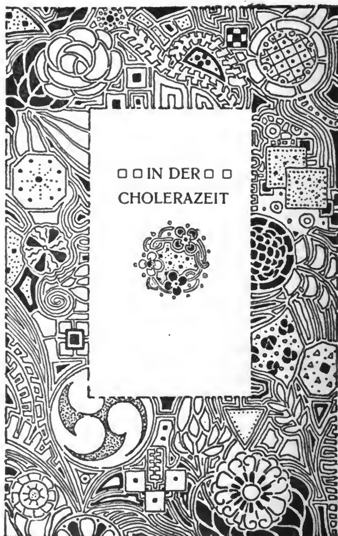
leibe. Das Unendliche ist in jedem Wesen latent vorhanden. Das ist die Realität. Das andere Selbst ist ein Irrtum, eine Lüge, eine Luftspiegelung. Die Lehre der Vernichtung bezieht sich nur auf die Vernichtung der Illusionen; und jene Sensationen und Gefühle und Gedanken, die bloß dem körperlichen Leben allein gehören, sind die Illusionen, die das zusammengesetzte illusorische Selbst bilden. Durch die völlige Auflösung dieses falschen Selbst offenbart sich, wie durch das Fortziehen von Schleiern, die unendliche Vision. Es gibt keine „Seele", die unendliche Allseele ist das einzige ewige Prinzip in jedem Wesen; alles übrige ist Traum.

Was bleibt im Nirvana? Nach einer Schule des Buddhismus potentielle Identität bis in die Unendlichkeit, so daß ein Buddha, nachdem er Nirvana erreicht hat, wieder auf die Erde zurückkehren kann. Nach einer anderen Schule eine mehr als potentielle Identität, aber nicht „persönlich" in unserem Sinne. Ein japanischer Freund sagt: „Ich nehme ein Stück Gold und sage, es ist Eins. Aber dies bedeutet den Eindruck, den es auf mein Sehorgan als eine Einheit macht. In Wirklichkeit ist jedes der Atome, aus denen es besteht, nichtsdestoweniger unterscheidbar, unabhängig von jedem anderen Atom. Im Buddhatum sind ebensolche zahllose psychische Atome vereinigt. Sie sind Eins nach ihrer äußeren Beschaffenheit, aber jedes hat sein eigenes unabhängiges Dasein."

Aber in Japan hat die primitive ursprüngliche Religion so den buddhistischen Volksglauben beeinflußt, daß es nicht unrichtig ist, von der „japanischen Idee des Selbst" zu sprechen. Es ist nur notwendig, die volkstümlichen shintoistischen Ideen gleichzeitig in Betracht zu ziehen. Der Shintoismus gibt uns das einleuchtendste Beispiel für die Vorstellung der Seele. Aber diese Seele ist ein Zusammengesetztes, kein bloßes Bündel von Sensationen, Wahrnehmungen und Willensäußerungen, wie das Karma

sondern eine Anzahl von Seelen, verbunden zu einer geisterhaften Persönlichkeit. Der Geist eines Toten kann in einfacher oder vielfacher Gestalt erscheinen. Er kann seine Elemente auseinanderlösen, von denen jedes einer speziellen, unabhängigen Betätigung fähig bleibt. Eine solche Trennung scheint jedoch nur zeitweilig zu sein, da die verschiedenen Seelen, die das Zusammengesetzte bilden, naturgemäß selbst nach dem Tode zueinander streben und sich nach jeder freiwilligen Trennung wieder vereinigen. Die breiten Massen des japanischen Volkes sind zugleich Buddhisten und Shintoisten; aber die primitiven Auffassungen des Selbst sind sicherlich die mächtigsten und bleiben nach Verschmelzung der beiden Religionen deutlich erkennbar. Wahrscheinlich haben sie dem allgemeinen Verständnis eine natürliche und leichte Erklärung für das Karmaproblem geboten, obgleich ich nicht sagen könnte, in welchem Ausmaß dies der Fall war. Es mag auch bemerkt werden, daß sowohl in der primitiven wie auch in der buddhistischen Glaubensform das Selbst kein von den Eltern auf den Sprößling übertragenes Prinzip ist, — kein Erbe, das immer von der physischen Abstammung abhängig ist.

Diese Tatsachen erweisen, wie groß der Unterschied zwischen den orientalischen und unseren eigenen Ideen über die Dinge sind, die in dem vorhergehenden Essay behandelt wurden. Sie werden auch zeigen, daß eine allgemeine Betrachtung der bestehenden seltsamen Analogien zwischen dem Glauben des fernen Ostens und den wissenschaftlichen Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts, durch Anwendung der strikten philosophischen Bezeichnungen, die sich auf die Idee des Selbst beziehen, kaum veranschaulicht werden können. Es gibt tatsächlich keine europäischen Worte, die imstande wären die genaue Bedeutung der buddhistischen Bezeichnungen der buddhistischen Ideenwelt wiederzugeben. □ □ □ □ □ □ □ □


□ □ IN DER □ □
CHOLERAZEIT

HINAS Hauptverbündeter in seinem letzten Kriege war blind und taub und wollte und will noch immer nichts von Verhandlungen und Frieden wissen. Er verfolgte die nach Japan zurückkehrenden Truppen, hielt seinen Einzug in das siegreiche Kaiserreich und tötete während der heißen Jahreszeit nahezu dreißigtausend Menschen. Er fährt noch in seinem Mordwerke fort, und unablässig lodern die Scheiterhaufen, auf denen die Leichen verbrannt werden. Manchmal trägt ein Windstoß von dem Hügel hinter der Stadt den Rauch und den Duft in meinen Garten, wie um mich zu mahnen, daß die Kosten der Verbrennung eines Erwachsenen von meiner Größe achtzig Sen betragen, ungefähr einen halben Dollar in amerikanischem Gelde.

Von dem oberen Balkon meines Hauses überblickt man die ganze Länge einer japanischen Straße mit ihrer Zeile kleiner Verkaufsläden bis zur Bucht hinab. Aus vielen Häusern dieser Straße sah ich, wie man Cholerakranke ins Spital transportierte, den letzten erst heute morgen; es war mein Nachbar, der mir gegenüber einen Porzellanladen inne hatte. Man führte ihn mit Gewalt fort, trotz der Tränen und der Wehrufe seiner Angehörigen. Die Sanitätsvorschriften verbieten es, Cholerafälle zu Hause behandeln zu lassen, aber die Leute suchen ihre Kranken zu verbergen, trotz daraufgesetzter Geldbußen und anderer Strafen, weil die öffentlichen Spitäler überfüllt sind und die Behandlung dort eine barsche ist und die Patienten von allen ihren Lieben gänzlich getrennt bleiben. Aber die Behörde läßt

sich nicht oft hintergehen; sie entdeckt bald die unangemeldeten Fälle und kommt mit Tragbahren und Kulis. Dies scheint hart, aber das Sanitätsgesetz muß hart sein. Die Frau meines Nachbars folgte der Bahre weinend und schreiend, bis der Beamte sie zwang, in ihren kleinen, verödeten Laden zurückzukehren. Er ist nun geschlossen und wird wohl nie wieder von seinen Eigentümern geöffnet werden.

Solche Tragödien enden so schnell, wie sie beginnen. Die Hinterbliebenen schaffen, sobald es die Behörden gestatten, ihre Habseligkeiten fort und verschwinden; und das gewohnte Leben der Straße haspelt weiter, bei Tag und bei Nacht, genau so, als ob nichts Besonderes geschehen wäre. Herumziehende Verkäufer mit ihren Bambusstäben und Körben, oder Eimern, oder Kästchen gehen mit ihren gewohnten Rufen an den leeren Häusern vorüber; religiöse Prozessionen, Fragmente von Sutras singend, ziehen vorbei; der blinde Badewärter läßt seinen melancholischen Pfiff ertönen; der Privatschutzmann stößt im Gehen seinen Stab schwer auf den Boden auf; der Junge, der Konfekt verkauft, schlägt auf seine Trommel und singt ein Liebesliedchen, mit einer klagenden, süßen Stimme, wie der eines Mädchens: —

„Du und ich, wir beide zusammen ... lange blieb ich; doch als ich schied, war mir's, als ob erst gekommen ich sei.“

„Du und ich, wir beide zusammen ... Immer noch denk' ich an den Tee; getrockneter oder frischer Tee von Uyi hätte er anderen geschienen; aber für

mich war er Gyokorotee, von dem schönen Gelb der Yamubukiblume."

„Du und ich, wir beide zusammen ... ich bin der Depeschenabsender, du harrst der Botschaft. Ich sende mein Herz, und du empfängst es. Was verschlägt es uns nun, wenn die Post stürzt und die Telegraphendrähte reißen?" ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Und die Kinder tummeln sich wie gewöhnlich. Sie haschen sich mit Lachen und Schreien; sie tanzen in Reigen, sie fangen Libellen, binden sie an lange Schnüre und lassen sie flattern; sie singen Refrains von Kriegsliedern, die schildern, wie Chinesen die Köpfe abgeschlagen werden: „Chan, chan bozu no, Kubi wo hane!"

Manchmal holt der Tod eines der Kinder, aber die Überlebenden setzen ihr Spiel fort, und dies ist Weisheit

Die Leiche eines Kindes verbrennen zu lassen, kostet nur vierundzwanzig Sen. Der Sohn eines meiner Nachbarn wurde vor einigen Tagen verbrannt. Die kleinen Steinchen, mit denen er zu spielen pflegte, liegen noch dort in der Sonne, so wie er sie verlassen hat. ... Wie seltsam ist diese Liebe der Kleinen für Steine! In einer bestimmten Kindheitsperiode sind Steine das Spielzeug aller Kinder, nicht bloß der Kinder der Armen: jedes japanische Kind ohne Unterschied, gleichviel wie reich es an anderen Spielsachen ist, will manchmal mit Steinen spielen. Dem Kin-

dersinn ist ein Stein etwas sehr Wunderbares, und sollte es auch sein, da selbst dem Verständnis eines Mathematikers nichts wunderbarer sein könnte als ein gewöhnlicher Stein. Der kleine Knirps ahnt, daß der Stein weit mehr ist, als er scheint, was eine sehr richtige Ahnung ist; und wenn dumme, erwachsene Leute ihm nicht weismachen würden, daß es töricht sei, sein Herz an ein solches Spielzeug zu hängen, würde er nie dessen überdrüssig werden und immer etwas Neues und Merkwürdiges daran entdecken. Nur ein sehr großer Geist könnte alle Fragen der Kinder über Steine beantworten.

Nach dem Volksglauben spielt jetzt meines Nachbars Söhnchen mit kleinen unirdischen Steinen in dem trockenen Bett des „Stromes der Seelen“ — und wundert sich vielleicht, daß sie keine Schatten werfen.

Die wahre Poesie in der Legende des Sai-no Kawara ist die absolute Natürlichkeit ihrer Grundidee, die geisterhafte Fortführung dieses Spiels, welches alle japanischen Kinder mit Steinen spielen.



Der Pfeifenrohrhändler pflegte mit zwei großen Kästchen, die von einem über seine Schulter gelegten Bambusstab herabbaumelten, seine Runde zu machen. Ein Kästchen enthielt Rohre von verschiedener Dicke, Länge und Farbe, ferner auch Werkzeuge, um dieselben in Metallpfeifen einzufügen. In dem anderen lag sein eigenes Kindchen. Manchmal sah ich es über den Rand des Kästchens lugen und die Vorübergehenden anlächeln; manchmal wieder sah ich

es sorgsam eingewickelt in der Tiefe des Kästchens schlummern, manchmal wieder mit Spielsachen tändeln. Viele Leute, sagte man mir, pflegten ihm Spielsachen zu schenken. Eine der Spielsachen hatte eine seltsame Ähnlichkeit mit einem Sterbetäfelchen (ihai); und dieses sah ich immer in dem Kästchen, ob nun das Kind schlief oder wachte.

Neulich bemerkte ich, daß der Pfeifenrohrverkäufer sich seines Bambusstabes mit den daranbaumelnden Kästchen entledigt hatte. Er kam die Straße hinauf mit einem kleinen Handwagen, der gerade groß genug war, seine Waren und das Kindchen zu beherbergen, und offenbar für diesen Zweck mit zwei Abteilungen gebaut worden war. Vielleicht war das Kindchen für die frühere primitive Beförderungsart nun zu schwer geworden. Vor dem Karren flatterte eine kleine weiße Fahne, die in Kursivschrift die Inschrift Kissru-rao kae (Pfeifenrohre werden gewechselt) und eine kurze Bitte um „werte Hilfe", Otasuké wo negaimasu, trug. Das Kind sah frisch und munter aus, und ich bemerkte wieder das tafelförmige Ding, das meine Aufmerksamkeit schon so oft früher auf sich gezogen hatte. Nun war es aufrecht an ein hohes Kästchen im Innern des Wagens, gegenüber dem Bette des Kindes, befestigt. Indem ich den nahenden Wagen beobachtete, überkam mich plötzlich die Überzeugung, daß das Täfelchen wirklich ein „ihai" war: die Sonne schien hell darauf, und der übliche buddhistische Text war unverkennbar. Dies erregte meine Neugier und ich bat Manyemon, dem Pfeifenverkäufer zu sagen, daß wir eine Anzahl von Pfeifen hätten, die neue Rohre brauchten, — was

sich auch wirklich so verhielt. Allsogleich fuhr das Wägelchen an unser Tor heran, und ich trat hinzu, um es anzusehen.

Das Kind war gar nicht scheu, selbst vor einem fremden Gesichte. Ein reizender Knabe. Er lallte und lachte und streckte seine Ärmchen aus, er war offenbar an Liebkosungen gewöhnt; und während ich mit ihm spielte, faßte ich das Täfelchen aufmerksam ins Auge. Es war ein Shinshu-ihai, der das „kaimyo" (posthumer Name) einer Frau trug; und Manyemon übersetzte mir die chinesischen Schriftzeichen: Hochgestellt und angesehen in den Gefilden der Vortrefflichkeit, am einunddreißigsten Tage des dritten Monats des achtundzwanzigsten Jahres der Mejiperiode.

Mittlerweile hatte ein Diener die schadhaften Pfeifen geholt, und ich betrachtete das Antlitz des Handwerkers, während er arbeitete. Es war das Gesicht eines Mannes, der das mittlere Alter überschritten hatte, mit jenen sympathischen, müden Linien um den Mund, den Furchen, die unzählige Lächeln eingegraben haben und die so vielen japanischen Gesichtern einen unsagbaren Ausdruck von resignierter Sanftmut geben. Nun begann Manyemon Fragen an ihn zu stellen, und wenn Manyemon Fragen stellt, vermöchte nur ein schlechter Mensch ihm nicht Rede zu stehen. Manchmal ist es mir, als sähe ich um das teure unschuldige Haupt des Greises den Schimmer einer Aureole, — die Aureole des Botsatsu.

Der Pfeifenrohrverkäufer antwortete mit der Erzählung seiner Geschichte. Zwei Monate nach der

Geburt ihres Knaben war seine Frau gestorben. In ihrer Todesstunde hatte sie gesagt: „Von dem Tage meines Todes, bis drei volle Jahre vergangen sind, bitte ich dich, das Kind mit meinem Schatten vereinigt zu lassen: laß es nie von meinem „ihai“ getrennt sein, so daß ich fortfahren kann, immer für ihn Sorge zu tragen und ihn zu nähren, da du weißt, daß er drei Jahre lang die Mutterbrust haben soll. Diese meine letzte Bitte, flehe ich dich an, nicht zu vergessen.“ Aber als die Mutter tot war, konnte der Vater nicht seiner Arbeit nachgehen, wie er es gewohnt war, und gleichzeitig für ein so kleines Kind Sorge tragen, das bei Tag und Nacht unaufhörlich Wartung erforderte; und er war zu arm, um eine Wärterin aufnehmen zu können. So verlegte er sich darauf, Pfeifenrohre feilzubieten, da er auf diese Weise ein wenig Geld verdienen konnte, ohne das Kind auch nur einen Augenblick allein lassen zu müssen. Er hatte nicht Geld genug, um Milch zu kaufen; aber er hatte den Knaben über ein Jahr mit Reisbrei und Ame-syrup aufgepäppelt.

Ich sagte, das Kind sähe sehr kräftig aus, trotzdem es keine Milchnahrung gehabt hätte.

„Das,“ sagte Manyemon in einem Tone der Überzeugung, der beinahe an einen Vorwurf grenzte, „kommt daher, weil ihn die tote Mutter säugt; wie sollte es ihm da an Milch fehlen?“

Und der Knabe lächelte sanft, als fühlte er eine geisterhafte Liebkosung. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □


GEDANKEN ÜBER
DEN AHNENKULT

IE Tatsache, daß der Ahnenkult, in verschiedenen, unauffälligen Formen in manchen der höchstzivilisierten Länder Europas noch fortbesteht, ist nicht so allgemein bekannt, um die Idee auszuschließen, daß irgend eine nichtarische Rasse, die tatsächlich einen so primitiven Kult übt, auch notwendig auf einer primitiven Stufe des religiösen Denkens verharren muß. Und doch haben Japanforscher dieses übereilte Urteil ausgesprochen, und sich für außerstande erklärt, die Tatsache des wissenschaftlichen Fortschritts und die Erfolge des vorgeschrittenen Erziehungssystems Japans mit dem Fortbestand des Ahnenkults in Einklang zu bringen. Wie können die Glaubenssätze des Shintoismus neben den Erkenntnissen der modernen Wissenschaft bestehen? Wie können Männer, die sich als wissenschaftliche Spezialisten auszeichnen, den Hausaltar anbeten, oder vor dem Shinto-Tempel ihrer Gemeinde ihre Andacht verrichten? Kann all dies mehr bedeuten, als die vorgeschriebene Beibehaltung konventioneller Formen, nachdem der Glaube erloschen ist? Ist es nicht gewiß, daß mit dem weiteren Fortschritt des Erziehungswesens der Shintoismus, selbst als Zeremoniell, aufhören muß?

Diejenigen, die solche Fragen aufwerfen, scheinen zu vergessen, daß man die gleichen Fragen über das Fortbestehen aller abendländischen Religionen stellen und die gleichen Zweifel über ihre Fortdauer im nächsten Jahrhundert aussprechen könnte. In Wirklichkeit sind die Lehren des Shintoismus nicht weniger mit der modernen Wissenschaft vereinbar

als es die Lehren des orthodoxen Christentums sind. Mit vollkommener Unparteilichkeit geprüft, möchte ich sogar zu behaupten wagen, daß sie in mehr als einer Hinsicht weniger unvereinbar damit sind. Sie kommen mit unseren humanen Ideen über Gerechtigkeit weniger in Konflikt; und gleich der buddhistischen Lehre vom Karma bieten sie einige sehr frappante Analogien mit den wissenschaftlich festgestellten Tatsachen der Vererbung — Analogien, welche beweisen, daß der Shintoismus ein Element der Wahrheit enthält, das so tief ist wie nur irgend welche Wahrheitselemente in den größten Religionen der Welt. In der möglichst einfachen Form aufgestellt, ist das dem Shintoismus eigentümliche Wahrheitselement der Glaube, daß die Welt der Lebenden direkt von der Welt der Toten beherrscht wird.

Daß jeder Impuls oder jede Tat eines Menschen das Werk eines Gottes ist, und daß alle Toten Götter werden, ist die Grundidee des Kults. Man muß jedoch festhalten, daß das Wort „Kami", obgleich mit dem Ausdruck Gottheit, Göttlichkeit oder Gott übersetzt, in Wahrheit nicht die Bedeutung oder den Sinn hat, den der Abendländer mit diesen Worten verbindet; es hat nicht einmal die Bedeutung, die wir aus den Religionen Griechenlands und Roms kennen. Es bedeutet das, was im nicht religiösen Sinn „Oben", „über uns", „erhaben" ist. Im religiösen Sinne bedeutet es einen menschlichen Geist, der nach seinem Tode zu übersinnlicher Kraft gelangt ist. Die Toten sind die „Kräfte über uns", die „Hohen", die Kamis. Wir haben hier eine Auffassung, die der modernen, spiritualistischen Vor-

stellung von den Geistern sehr gleicht, — nur daß die shintoistische Idee nicht im wahren Sinne demokratisch ist. Die Kamis sind Geister von sehr verschiedener Würde und Macht, die überirdischen Hierarchien angehören, den Hierarchien der alten japanischen Gesellschaft entsprechend. Obgleich den Lebenden in gewisser Hinsicht überlegen, haben die Lebenden doch die Macht, ihnen Freude oder Mißvergnügen zu verursachen, sie zu ergötzen oder sie zu beleidigen, ja manchmal ihre Lage im Geisterreiche zu verbessern. Weshalb posthume Ehrungen dem Japaner nie Hokuspokus, sondern etwas Wirkliches sind. In diesem Jahre z. B. wurden verschiedene Staatsmänner und Offiziere unmittelbar nach ihrem Tode zu einem höheren Range befördert; und ich las erst jüngst in der offiziellen Zeitung, Seine Majestät habe geruht, dem General-Major Baron Yamane, der kürzlich in Formosa gestorben sei, „posthum den Orden der aufgehenden Sonne zweiter Klasse zu verleihen". Solche kaiserliche Akte dürfen nicht als bloße Formalitäten angesehen werden, um das Andenken tapferer und patriotischer Männer zu ehren, noch darf man sie dahin auffassen, daß man die Familie des Toten dadurch auszeichnen will. Sie sind ausdrücklich dem Geiste des Shintoismus entsprungen und zeigen das tiefwurzelnde Gefühl des Zusammenhanges zwischen den sichtbaren und unsichtbaren Welten, welches das besondere religiöse Merkmal Japans unter allen zivilisierten Ländern ist. Für das japanische Empfinden sind die Toten nicht weniger wirklich als die Lebenden. Sie leben das tägliche Leben des Volkes mit und

teilen all seine kleinen Freuden und Leiden. Sie sind bei den Familienmahlzeiten zugegen, wachen über das Wohlergehen des Hausstandes, sind Zeuge des Glücks ihrer Nachkommen und freuen sich daran. Sie sind bei den öffentlichen Umzügen anwesend, bei allen heiligen Festen des Shintoglaubens, bei den militärischen Spielen und bei allen eigens für sie veranstalteten Feierlichkeiten. Und man glaubt allgemein, daß sie über die ihnen dargebrachten Gaben und die ihnen erwiesenen Ehren Freude empfinden.

Für den Zweck dieses kleinen Essays genügt es, die Kamis als die Geister der Toten zu betrachten, ohne den Versuch zu machen, diese Kamis von jenen primitiven Gottheiten zu unterscheiden, von denen man glaubt, daß sie das Land erschaffen haben. Mit dieser allgemeinen Erklärung des Begriffs Kami kehren wir zu der großen shintoistischen Idee zurück, daß alle Toten noch auf der Erde weilen und nicht nur die Gedanken und Taten der Menschen durch ihren Einfluß beherrschen, sondern auch die Bedingungen der Natur. „Sie bestimmen," schrieb Motowori, „den Wechsel der Jahreszeiten, des Windes und des Regens, das Glück und das Unglück der Staaten und der Individuen." Sie sind, mit einem Worte, die unsichtbaren Gewalten hinter allen Phänomenen. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Die interessanteste Subtheorie dieses alten Spiritualismus ist die, welche die Impulse und Taten der Menschen auf den Einfluß der Toten zurück-

führt. Diese Hypothese kann kein moderner Denker für irrationell erklären, da sie ihre Bestätigung in der wissenschaftlichen Doktrin der psychologischen Evolution findet, nach der jedes lebende Gehirn eine Struktur ist, die von zahllosen toten Leben aufgebaut wurde — jeder Charakter eine mehr oder weniger schwankende Summe zahlloser vergangener Erfahrungen von Gut und Böse. Wenn wir nicht die psychische Vererbung negieren, können wir auch nicht in Abrede stellen, daß unsere Impulse und Gefühle und die durch die Gefühle entwickelten höheren Fähigkeiten tatsächlich von den Toten gebildet und von den Toten auf uns übertragen worden sind; und daß sogar die allgemeine Richtung unserer geistigen Betätigungen durch die Macht der besonderen auf uns übergegangenen Tendenzen bestimmt worden ist. In diesem Sinne sind die Toten allerdings unsere Kamis; und alle unsere Handlungen sind wirklich von ihnen beeinflußt. Figürlich können wir sagen, daß jeder Intellekt eine Welt von Geistern ist — Geister, die unvergleichlich zahlreicher sind als die anerkannten Millionen der höheren Shinto-Kamis; und daß die geisterhafte Bevölkerung einer einzigen Gehirnzelle die wildesten Phantasien der mittelalterlichen Scholastiker von der Zahl der Engel, die auf einer Nadelspitze stehen können, noch übersteigt. Wissenschaftlich wissen wir, daß in einer einzigen, winzigen lebendigen Zelle das ganze Leben einer Rasse aufgespeichert sein kann, die Summe aller vergangenen Empfindungen während Millionen von Jahren; vielleicht sogar (wer weiß) von Millionen toter Planeten. □ □ □ □ □

□ Aber die Teufel werden wohl den Engeln in der bloßen Fähigkeit, sich auf einer Nadelspitze zu versammeln, nicht nachstehen? Was sagt uns diese shintoistische Theorie über böse Menschen und böse Taten? Motowori beantwortet diese Frage folgendermaßen: „wann immer irgend etwas in der Welt schlecht geht, muß man es dem Einfluß der bösen Götter, genannt die ‚Götter der Verkehrtheit' zuschreiben, deren Macht so groß ist, daß die Sonnen-Göttin und der Schöpfer-Gott manchmal unfähig sind, ihnen Einhalt zu tun; noch weniger sind menschliche Wesen imstande, ihrem Einfluß zu widerstehen. Das Glück des Bösen und das Ungemach des Guten, die mit der gewöhnlichen Gerechtigkeit im Widerspruch zu sein scheinen, werden dadurch erklärt." Alle bösen Handlungen kommen von dem Einfluß böser Gottheiten; und böse Menschen können böse Kamis werden. In diesem einfachsten aller Kulte sind keine Selbstwidersprüche[1], nichts Kompliziertes oder schwer Verständliches. Es ist nicht ausgemacht, daß alle Menschen, die sich böser Handlungen schuldig gemacht haben, notwendigerweise Götter der Verkehrtheit werden müssen, aus Gründen, die später erörtert werden sollen. Aber alle Menschen, gute und böse, werden Kamis oder Einflüsse. Und alle bösen Handlungen sind die Resultate böser Einflüsse.

Nun, diese Lehre stimmt mit gewissen Tatsachen der Vererbung überein. Unsere besten Fähigkeiten sind sicherlich ein Erbe der besten unserer Vorfahren; unsere bösen Eigenschaften sind auf uns von Naturen vererbt, in denen

das Böse, oder das, was wir heute böse nennen, vorherrschte. Das durch die Zivilisation in uns entwickelte ethische Gefühl verlangt, daß wir die uns durch die besten Erfahrungen der Toten hinterlassenen edlen Kräfte steigern und die Macht der ererbten niedrigeren Neigungen vermindern. Wir sind verpflichtet, unsere guten Kamis zu verehren und ihnen zu gehorchen und gegen unsere Götter der Verkehrtheit anzukämpfen. Die Kenntnis der Existenz beider ist so alt wie die menschliche Vernunft. In einer oder der anderen Form ist die Lehre von den guten und den bösen Geistern (als persönlich auf jede Seele einwirkend) den meisten der großen Religionen gemeinsam Unser eigener mittelalterlicher Glaube entwickelte diese Idee zu einem Grade, der unserer Sprache für alle Zeiten seinen Stempel aufgedrückt hat; und doch stellt der Glaube an Schutzengel und verführerische Dämonen, evolutionistisch angesehen, nur die Entwicklung eines Kults dar, der einst so einfach war wie die Religion der Kamis. Und diese Theorie des mittelalterlichen Glaubens ist ebenfalls voll fruchtbarer Wahrheit. Die weißbeschwingte Gestalt, die Gutes ins rechte Ohr flüsterte, der schwarze Versucher, der Böses in das linke raunte, schreiten freilich nicht neben dem modernen Menschen von heute einher, aber sie weilen in seinem Hirn; und er kennt ihre Stimmen ebensogut und hört ihr Drängen ebenso häufig wie seine Vorfahren im Mittelalter.

Der moderne ethische Einwand gegen den Shintoismus ist, daß sowohl die guten wie die bösen Kamis Verehrung genießen sollen. „Ebenso wie der

Mikado die Götter des Himmels und der Erde anbetete, so betete sein Volk zu den guten Göttern, um ihren Segen herabzuflehen, und vollzog Riten zu Ehren der bösen Götter, um ihr Mißfallen abzuwenden. . . . Da es ebensowohl böse wie gute Götter gibt, ist es notwendig, sie sich mit Opfern von wohlschmeckenden Speisen, mit Harfen- und Flötenspiel, mit Gesang und Tanz geneigt zu machen, und alles aufzubieten, um sie freundlich zu stimmen." Doch scheinen im modernen Japan die bösen Kamis wenig Gaben oder Ehren zu erhalten — ungeachtet dieser ausdrücklichen Erklärung, daß man sie sich geneigt machen müsse. Aber es wird nun klar sein, warum die ersten Missionäre diesen Kult als Teufelsanbetung darstellten, obgleich der Teufelsbegriff im abendländischen Sinne in der shintoistischen Phantasie niemals Gestalt angenommen hat. Die sichtliche Schwäche der Doktrin liegt in der Lehre, daß man die bösen Geister nicht bekämpfen solle, eine Lehre, die das römisch-katholische Gefühl im tiefsten abstoßen muß. Aber zwischen den bösen Geistern der christlichen Lehre und des Shintoglaubens ist ein gewaltiger Unterschied. Der böse Kami ist nur der Geist eines bösen Menschen und wird nicht als durchaus böse betrachtet, da es möglich ist, ihn günstig zu stimmen. Die Vorstellung des ungemischten, absoluten Bösen kommt im fernen Osten nicht vor. Das absolut Böse ist sicherlich der menschlichen Natur fremd und deshalb auch bei menschlichen Geistern unmöglich. Die bösen Kamis sind keine Teufel. Sie sind einfach Geister, die die Leidenschaften der Menschen beeinflussen;

und nur in diesem Sinne die Gottheiten der Leidenschaften. Der Shintoismus ist von allen Religionen die natürlichste und darum in vieler Hinsicht die rationellste. Er betrachtet die Leidenschaften nicht als unbedingt böse an sich, sondern nur als böse je nach der Ursache, den Bedingungen und dem Grade, in dem man sich ihnen hingibt. Da die Götter Geister sind, sind sie durchaus menschlich und besitzen die verschiedenen guten und bösen Eigenschaften der Menschen in verschiedenem Grade. Die meisten sind gut, und die Summe des Einflusses aller neigt sich mehr dem Guten als dem Bösen zu. Um das Rationelle dieser Anschauung zu würdigen, muß man eine ziemlich hohe Meinung von der Menschheit haben — eine Meinung, wie sie die Verhältnisse im alten Japan wohl gerechtfertigt hätten. Kein Pessimist könnte sich zum reinen Shintoismus bekennen. Die Lehre ist optimistisch; und wer eine hohe Meinung von der Menschheit hat, wird es nicht beklagen, daß die Idee des unversöhnlich Bösen darin nicht vorkommt.

Gerade in der Erkenntnis der Notwendigkeit, die bösen Geister zu beschwichtigen, zeigt sich der ethisch-rationelle Charakter des Shintoismus. Alte Erfahrung und moderne Erkenntnis vereinigen sich, uns vor dem verhängnisvollen Irrtum zu warnen, gewisse Triebe in der menschlichen Natur auszurotten oder lähmen zu wollen — die, wenn man ihnen krankhaft nachgibt oder sie von allen Fesseln befreit, zu Wahnsinn, Verbrechen und zahllosen sozialen Übeln führen. Die animalischen Leidenschaften, die Tiger- und Affen-Impulse sind älter als

die menschliche Gesellschaft und fast an jedem Verbrechen mitschuldig, das gegen sie begangen wird. Aber sie können nicht getötet und auch nicht ohne Gefahr ausgehungert werden. Jeder Versuch sie auszurotten, würde auch zugleich, einige der höchsten emotionellen Fähigkeiten zerstören, mit denen sie unzertrennlich verbunden bleiben. Die primitiven Impulse können nicht einmal abgeschwächt werden, es sei denn auf Kosten der intellektuellen und emotionellen Kräfte, die dem menschlichen Leben all seine Schönheit und Zärtlichkeit verleihen, die aber trotzdem in dem uralten Boden der Leidenschaft ihre tiefsten Wurzeln haben. Das höchste in uns hatte seinen Ursprung im niedersten. Die Askese hat durch die Unterdrückung der natürlichen Gefühle Monstrositäten geschaffen. Die irrationell gegen die menschlichen Schwächen gerichteten theologischen Vorschriften haben die sozialen Mißstände nur noch verschärft; und Gesetze gegen den Genuß haben nur Ausschweifungen zur Folge gehabt. Die Geschichte der Moral lehrt uns sehr deutlich, daß unsere bösen Kamis beschwichtigt werden wollen. Die Leidenschaften sind noch immer mächtiger im Menschen als die Vernunft, weil sie unvergleichlich älter sind — weil sie einstmals das einzig wesentliche für die Selbsterhaltung waren — weil sie jene Urschicht des Bewußtseins bildeten, aus dem die edleren Gefühle nach und nach erwachsen sind. Nie darf man dulden, daß sie herrschend werden; aber wehe dem, der sich vermessen wollte, ihre unvordenklichen Rechte zu leugnen!

□ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □

▢ Aus diesen primitiven, aber wie man jetzt einsehen wird, nicht irrationellen Vorstellungen über die Toten, haben sich moralische Gefühle entwickelt, die der abendländischen Zivilisation fremd sind. Diese sind wohl der Betrachtung wert, da es sich erweisen wird, daß sie sich mit den vorgeschrittensten Konzeptionen der Ethik im Einklang befinden, und namentlich mit jener ungeheueren, wenn auch noch nicht definierten Erweiterung des Pflichtgefühls, die aus dem Verständnis der Evolutionsidee hervorgegangen ist. Ich glaube nicht, daß wir Ursache haben, uns etwas darauf zugute zu tun, daß diese Gefühle in unserem Leben fehlen; ja, ich neige sogar zu der Meinung, daß wir es noch moralisch notwendig finden werden, Gefühle dieser Art bewußt auszubilden. Eine der Überraschungen unserer Zukunft wird sicherlich die Rückkehr zu Anschauungen und Religionen sein, die wir schon vor langer Zeit auf die bloße Annahme hin, daß sie keine Wahrheit enthalten, verworfen haben, Religionen, die noch von jenen, welche sie aus traditioneller Gewohnheit verdammen, barbarisch, heidnisch und mittelalterlich genannt werden. Jahr für Jahr bringen uns die Forschungen der Wissenschaft neue Beweise dafür, daß der Wilde, der Barbar, der Götzenanbeter, der Mönch, alle auf verschiedenen Wegen so nahe zu irgend einem Punkt der ewigen Wahrheit gelangt sind, als nur irgend ein Denker des neunzehnten Jahrhunderts. Wir erkennen jetzt auch, daß die Theorien der Astrologen und Alchymisten nur teilweise, nicht absolut irrig waren. Wir haben sogar Ursache anzunehmen, daß

kein Traum von der unsichtbaren Welt jemals geträumt wurde, daß keine Hypothese über das Unsichtbare sich je gebildet hat, von der die Wissenschaft der Zukunft nicht beweisen wird, daß sie einen Keim der Wahrheit enthalten habe.

Unter den moralischen Gefühlen des Shintoismus steht das der liebevollen Dankbarkeit gegen die Vergangenheit obenan, eine Empfindung, die in unserem Gefühlsleben eigentlich kein Gegenstück hat. Wir kennen unsere Vergangenheit besser als die Japaner die ihre. Wir haben Myriaden Bücher, wo alle Vorfälle und Verhältnisse festgehalten und betrachtet werden. Aber man kann in keiner Weise von uns sagen, daß wir für unsere Vergangenheit Liebe und Dankbarkeit empfinden. Kritische Darlegungen ihrer Vorzüge und Fehler; hier und da ein durch ihre Schönheit hervorgerufener, auflodernder Enthusiasmus; viele schonungslose Aufdeckungen ihrer Irrtümer: dies repräsentiert die Summe unserer Gefühle und Gedanken der Vergangenheit gegenüber. Die Haltung der Wissenschaft, die sie ihrer Betrachtung unterzieht, ist naturgemäß kalt; die unserer Kunst oft sehr begeistert; die unserer Religion in den meisten Fällen verdammend. Aber von welchem Standpunkt aus wir sie auch studieren mögen, so ist doch unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf das Werk der Toten gerichtet — entweder das sichtbare Werk, bei dessen Anblick unser Herz ein wenig höher schlägt, oder die Resultate ihrer Gedanken und Handlungen in Beziehung auf die Gesellschaft ihrer Zeit. An die vergangene Menschheit als Einheit — an die Millionen längst

Begrabener als uns wirklich Verwandte — denken wir entweder gar nicht oder nur mit derselben Neugier, die wir dem Studium erloschener Rassen entgegenbringen. Wir nehmen allerdings Interesse an der Schilderung eines individuellen Lebens, das in der Geschichte große Spuren hinterlassen hat; unsere Gefühle werden durch die Erinnerung an große Feldherren, Staatsmänner, Entdecker, Reformatoren bewegt — aber nur weil das Großartige, was sie vollbrachten, zu unserem eigenen Ehrgeiz, unseren Wünschen, unserem Egoismus spricht, und durchaus nicht zu unseren altruistischen Gefühlen. Über die namenlosen Toten, denen wir am meisten schulden, machen wir uns gar keine Gedanken, wir fühlen ihnen gegenüber keine Liebe, keine Dankbarkeit. Es fällt uns sogar schwer zu glauben, daß die Liebe zu den Ahnen in irgend einer menschlichen Gesellschaft wirklich ein mächtiges, tiefgehendes, lebengestaltendes, religiöses Gefühl sein könne, was es in Japan zweifellos ist. Die Idee an sich ist unserem Denken, Fühlen und Handeln absolut fremd. Zum Teil liegt der Grund natürlich darin, daß bei uns im allgemeinen nicht der Glaube an einen aktiven geistigen Zusammenhang zwischen unseren Vorfahren und uns selbst besteht. Wenn wir irreligiös sind, so glauben wir überhaupt nicht an Geister. Sind wir tief religiös, so denken wir uns die Toten als uns durch ewigen Ratschluß entrückt, als für die Dauer unseres Lebens absolut von uns getrennt. Es ist wahr, daß unter der bäuerlichen Bevölkerung der römisch-katholischen Länder noch der Glaube besteht, daß es den Toten gestattet ist, einmal im

Jahre zur Erde zurückzukehren — in der Nacht von Allerseelen. Aber selbst nach diesem Glauben stellt man sich nicht vor, daß sie mit den Lebenden durch ein stärkeres Band als das der Erinnerung verknüpft seien. Und man gedenkt ihrer — wie unsere folkloristischen Sammlungen zeigen — eher mit Furcht als mit Liebe.

In Japan ist das Gefühl, das man für die Toten hegt, von diesem grundverschieden. Es ist ein Gefühl der dankbaren und verehrenden Liebe. Es ist wahrscheinlich das tiefste und machtvollste Gefühl der Rasse, dasjenige, welches hauptsächlich das nationale Leben beherrscht und den Nationalcharakter entwickelt hat. Der Patriotismus gehört dazu. Die kindliche Pietät beruht darauf. Die Liebe zur Familie wurzelt darin. Die Loyalität basiert auf ihm. Der Soldat, der, um seinen Kameraden den Weg durch das Schlachtfeld zu bahnen, ohne Zaudern sein Leben mit dem Rufe: „Teikoku-Banzai!" hinopfert; der Sohn oder die Tochter, die, ohne zu murren, alles Lebensglück für vielleicht unwürdige oder sogar grausame Eltern opfern; der Vasall, der sich eher von Freunden, Familie und Glücksgütern lossagt, als daß er das Wort bricht, das er einst dem jetzt verarmten Herrn gegeben; die Gattin, die sich feierlich in weiße Gewänder hüllt, ein Gebet spricht und mit einem Schwert ihre Kehle durchbohrt, um ein Unrecht zu sühnen, das ihr Gatte Fremden zugefügt hat: all diese gehorchen dem Willen und vernehmen die Zustimmung unsichtbarer Zeugen. Selbst bei den skeptischen Studenten der neuen Generation überlebt dieses Gefühl so manchen gescheiterten

Glauben; und man leiht noch häufig den alten Empfindungen Worte wie diese: „Niemals dürfen wir unseren Ahnen Schande bereiten!" — „Es ist unsere Pflicht, unseren Ahnen Ehre zu machen!" In meiner früheren Stellung als Lehrer des Englischen, kam es mehr als einmal vor, daß meine Unkenntnis des wirklichen Sinnes dieser Aussprüche mich bestimmte, sie in den Aufsätzen meiner Schüler umzuändern. Ich legte ihnen zum Beispiel nahe, daß der Ausdruck „Dem Andenken unserer Ahnen Ehre zu machen", richtiger wäre als der von ihnen geschriebene Satz. Ich erinnere mich sogar, daß ich ihnen eines Tages erklärte, warum wir nicht von den Ahnen genau so sprechen sollten, als wenn es lebende Eltern wären. Vielleicht hatten meine Schüler damals den Argwohn, daß ich mich in ihre Glaubensangelegenheiten mischen wolle. Denn für die Japaner werden die Vorfahren nie zur „bloßen Erinnerung". Ihre Toten leben.

Wenn in unserem Inneren plötzlich die absolute Überzeugung erwachte, daß unsere Toten noch unter uns weilen, daß sie jede Handlung sehen, jeden unserer Gedanken kennen, jedes unserer Worte vernehmen, imstande Sympathie mit uns oder Unwillen gegen uns zu empfinden, fähig uns zu helfen und beglückt, unsere Hilfe zu empfangen, fähig uns zu lieben und unserer Liebe sehr bedürftig, so ist es ganz gewiß, daß alle unsere Vorstellungen vom Leben und von der Pflicht eine große Umwälzung erfahren würden. Wir müßten unsere Verpflichtung gegen die Vergangenheit feierlich anerkennen. Nun, bei den Menschen des fernen Ostens ist es seit

Tausenden von Jahren eine Sache der Überzeugung, daß die Toten stets gegenwärtig sind. Der Orientale spricht täglich zu ihnen; er bemüht sich, ihnen Freude zu machen; und wenn er nicht geradezu ein Berufsverbrecher ist, vergißt er niemals ganz seine Pflicht gegen sie. Niemand, sagt Hirata, der diese Pflicht immer erfüllt, wird jemals gegen die Götter oder gegen seine lebenden Eltern unehrerbietig sein. „Ein solcher Mann wird auch immer treu gegen seine Freunde, und gütig und sanft gegen seine Frau und seine Kinder sein; denn die Quintessenz dieses Kults ist in Wahrheit kindliche Pietät." Und in diesem Empfinden liegt der Schlüssel zu vielen seltsamen Seiten des japanischen Charakters. Unserer Gefühlswelt viel fremder als der großartige Mut, mit dem sie dem Tode begegnen, oder der Gleichmut, mit dem sie die schwersten Opfer bringen, ist die schlichte tiefe Empfindung des Knaben, der beim Anblick eines nie zuvor gesehenen Shintoaltars, plötzlich seine Augen von Tränen verdunkelt fühlt. In diesem Augenblick wird er sich dessen bewußt, was wir nie gefühlsmäßig fassen: der ungeheueren Schuld der Gegenwart an die Vergangenheit, und der Pflicht, die Toten zu lieben. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Denken wir über unsere Stellung als Schuldner und über die Art, uns in diese Stellung zu finden, ein wenig nach, so wird uns ein frappanter Unterschied zwischen abendländischem und morgenländischem moralischem Gefühl offenbar werden. □

□ Es gibt nichts Erschreckenderes als die bloße Tatsache des Lebensmysteriums, wenn man sich dieser Tatsache zum ersten Male voll bewußt wird. Aus unbekannter Dunkelheit steigen wir einen Augenblick zum Sonnenlicht empor, blicken um uns, freuen uns und leiden, übertragen die Vibration unseres Wesens auf andere Wesen und versinken wieder in Dunkelheit. So steigt eine Welle empor, fängt das Licht auf, gibt ihre Bewegung weiter und sinkt wieder ins Meer zurück. So steigt die Pflanze aus dem Staube empor, entfaltet ihre Blätter dem Lichte und der Luft, blüht, streut Samen aus und kehrt zur Erde zurück. Nur hat die Welle keine Empfindung, die Pflanze kein Bewußtsein. Alles menschliche Leben scheint nicht mehr als eine parabolische Bewegungskurve aus der Erde zurück zur Erde; aber in diesem kurzen Intervall der Umwandlung erkennt es das Universum. Das Erschreckende des Phänomens ist, daß niemand etwas darüber weiß. Kein Sterblicher vermag diese alltäglichste und doch unverständlichste aller Tatsachen — das Leben an sich — zu erklären; aber jeder denkende Sterbliche stand zuweilen unter dem Zwange, in Beziehung auf sein Selbst darüber nachzudenken.

Ich komme aus dem Mysterium; ich sehe Himmel, Land, Männer, Frauen und ihre Werke; und ich weiß, daß ich in das Mysterium zurückkehren muß; und was dies bedeutet, kann mir nicht einmal der größte Philosoph — selbst nicht Herbert Spencer — sagen. Wir sind alle Rätsel für einander, Rätsel für uns selbst; und Raum und Bewegung und Zeit sind Rätsel; und die Materie ist ein Rätsel.

Über das vorher und nachher hat weder das neugeborene Kind noch der Tote uns Kunde zu bringen: Das Kind ist stumm; der Totenschädel grinst nur. Die Natur hat keinen Trost für uns. Aus ihrer Gestaltlosigkeit gehen Gestalten hervor, die zur Gestaltlosigkeit zurückkehren. Das ist alles. Die Pflanze wird Erde; die Erde wird Pflanze. Wenn die Pflanze zur Erde wird, was wird dann aus der Vibration, die ihr Leben war? Lebt sie unsichtbar weiter, gleich den Mächten, die auf der gefrorenen Fensterscheibe Blumengeister erblühen lassen?

Innerhalb des Horizonts des unendlichen Rätsels harren zahllose geringere Rätsel, so alt wie die Welt, auf Kommen des Menschen. Ödipus hatte nur das Rätsel einer Sphinx zu lösen; die Menschheit die tausender und abertausender, die alle entlang des Pfades der Zeit zwischen moderndem Gebein kauern, und jede mit einem tieferen, schwereren Rätsel. Nicht alle Rätsel der Sphinxe sind gelöst; Myriaden besäumen den Weg der Zukunft, um noch ungeborene Leben zu verschlingen; aber Millionen fanden ihre Lösung. Wir sind jetzt imstande, ohne fortwährendes Grauen zu leben, durch das relative Wissen, das uns leitet, das Wissen, das wir dem Rachen der Zerstörung entrissen haben.

All unser Wissen ist ererbtes Wissen. Die Toten haben uns die Erinnerung an all das hinterlassen, was sie über sich selbst und die Welt lernen konnten; über die Gesetze des Todes und des Lebens; darüber, welche Dinge man sich aneignen, welche man vermeiden soll; über die Mittel, das Leben weniger schmerzlich zu machen, als es der Wille

der Natur war; über Recht und Unrecht, und Kummer und Glück; über den Irrtum der Selbstsucht, die Weisheit der Güte, die Verpflichtung zum Opfer. Sie hinterließen uns Aufklärung über alle ihre Erfahrungen in bezug auf Jahreszeiten, klimatische Verhältnisse, Orte, Sonne, Mond und Sterne, die Bewegungen und die Zusammensetzung des Universums. Sie vererbten uns auch ihre Irrtümer, die lange dem guten Zweck dienten, uns vor größeren zu bewahren. Sie hinterließen uns die Geschichte ihrer Täuschungen und Bestrebungen, ihrer Triumphe und Niederlagen, ihrer Schmerzen und Freuden, ihrer Liebe und ihres Hasses — als Warnung oder Beispiel. Sie rechneten auf unsere Sympathie, weil sie mit den freundlichsten Wünschen und Hoffnungen für uns arbeiteten und unsere Welt schufen. Sie machten das Land urbar; sie rotteten Ungeheuer aus; sie zähmten die Tiere, die uns am nützlichsten sind. „Die Mutter Kullervos erwachte in ihrem Grabe, und aus der Tiefe des Staubs rief sie ihm zu: Ich ließ dir den Hund, an einen Baum gebunden, auf daß du mit ihm auf die Jagd gehen mögest.“ (Kalevala, 36. Rune).

Sie veredelten ebenso die nützlichen Bäume und Pflanzen und entdeckten die Fundorte und Kräfte der Metalle. Später schufen sie all das, was wir Zivilisation nennen, und überließen es uns, die Irrtümer zu berichtigen, die sie nicht vermeiden konnten. Die Summe ihrer Arbeit ist unberechenbar; und alles, was sie uns gegeben, sollte uns sicherlich sehr heilig, sehr teuer sein, wenn schon aus keinem anderen Grunde, so wegen des ungeheueren Aufwandes an

Mühe und Gedankenarbeit, die sie daran gesetzt haben. Doch welchem Abendländer fällt es ein, täglich gleich den Shintogläubigen zu sagen: „Ihr Vorväter unserer Generationen, unserer Familien, unserer Anverwandten — euch, den Gründern unseres Heims bringen wir unseren freudigen Dank"?

Keinem. Nicht nur, weil wir glauben, daß die Toten uns nicht hören können, sondern weil wir nicht durch Generationen dazu erzogen worden sind, unsere sympathische geistige Vorstellungskraft über einen sehr engen Kreis — den Familienkreis — auszudehnen. Verglichen mit dem orientalischen Familienkreis ist der abendländische ein sehr enger. Heute ist die abendländische Familie beinahe völlig aufgelöst; — sie bedeutet tatsächlich kaum mehr als Mann, Frau und minderjährige Kinder. Die orientalische Familie umfaßt nicht nur Eltern und deren Blutsverwandte, sondern auch die Großeltern mit ihren Verwandten, die Urgroßeltern und alle Toten hinter ihnen. Diese Idee der Familie bildet die sympathische Vorstellungskraft zu einem so hohen Grade aus, daß die Ausdehnung der diesem Vorstellungskreise angehörigen Gefühle, sich wie in Japan auf viele Gruppen und Untergruppen lebender Familien erstrecken kann, und in Zeiten nationaler Gefahr sogar auf die ganze Nation als eine große Familie; ein weit tieferes Gefühl als das, welches wir Patriotismus nennen. Als religiöses Empfinden umfaßt dieses Gefühl die ganze Vergangenheit; das aus Liebe, Loyalität und Dankbarkeit zusammengesetzte Gefühl ist nicht weniger wirklich, wenn auch natürlich vager als das Gefühl für lebende Verwandte.

▢ Im Abendlande konnte sich nach der Zerstörung der antiken Gesellschaft kein derartiges Gefühl erhalten. Der Glaube, der die Alten zur Hölle verdammte und das Lob ihrer Werke verbot — die Lehre, die uns dazu erzog, dem Gott der Hebräer für alles zu danken — schuf Denkgewohnheiten und Gewohnheiten der Gedankenlosigkeit, die jedem Gefühl der Dankbarkeit gegen die Vergangenheit feindlich waren. Dann kam mit dem Verfall der Theologie und dem Aufdämmern höherer Erkenntnisse die Lehre, daß die Toten bei ihrem Tun keine Wahl gehabt hatten; sie hatten der Notwendigkeit gehorcht und wir hatten von ihnen notwendigerweise nur die Resultate der Notwendigkeit empfangen. Und heute noch verschließen wir uns der Erkenntnis, daß eben diese Notwendigkeit unsere Sympathien denen, die ihr gehorchten, zuwenden muß, und daß ihre uns hinterlassenen Resultate ebenso ergreifend wie wertvoll sind. Solche Gedanken kommen uns selbst bei den Werken der Lebenden, die uns dienen, nur selten. Wir beurteilen die Kosten einer Sache nur nach dem Wert, den sie für uns selbst hat — was der Produzent an Mühe darauf gewendet hat, daran denken wir nicht: ja, wir würden dem Spott verfallen, wenn wir irgend welche Gewissensskrupel darüber zeigten. Und unsere Gefühllosigkeit gegen die ergreifende Bedeutung des Werkes der Vergangenheit, und gegen die Arbeit der Gegenwart erklärt vollständig die Vergeudung unserer Zivilisation; die zügellose Art, mit der der Luxus die Arbeit von Jahren in dem Vergnügen einer Stunde verbraucht; die Unmenschlichkeit Tausender gedanken-

loser Reicher, von denen jeder jährlich zur Befriedigung vollkommen unnützer Bedürfnisse, das Arbeitsresultat von hundert menschlichen Leben vergeudet. Die Kannibalen der Zivilisation sind unbewußt viel grausamer als die der wilden Stämme und verbrauchen viel mehr Menschenfleisch. Die tiefere Menschlichkeit — die kosmische Empfindung für die Menschheit — ist wesentlich der Feind alles nutzlosen Luxus und der ausgesprochene Gegner jeder Form der Gesellschaft, die der Befriedigung der Sinne und den Vergnügungen des Egoismus keine Zügel anlegt.

Im fernen Osten hingegen ist seit uralten Zeiten die moralische Pflicht der schlichten Lebensführung gelehrt worden, weil der Ahnenkult jene kosmische Empfindung für die Menschheit entwickelt und ausgebildet hat, an der es uns gebricht, aber die wir uns in späteren Zeiten gewiß werden aneignen müssen, schon um uns selbst vor dem Aussterben zu bewahren. Zwei Aussprüche von Iyeyasu veranschaulichen das orientalische Empfinden. Als dieser größte der japanischen Krieger und Staatsmänner im Grunde der eigentliche Herr des Reiches war, sah man ihn eines Tages damit beschäftigt, ein altes verstaubtes Paar seidener Hakamas oder Beinkleider mit eigenen Händen zu reinigen und zu glätten. „Was ich da tue," sagte er zu einem Lehnsmann, „geschieht nicht, weil ich an den Wert des Kleidungsstücks an sich denke, sondern daran, welche Mühe notwendig war, um es herzustellen. Es ist das Resultat der Arbeit und Plage einer armen Frau; und darum schätze ich es. Wenn wir bei der Benützung von Dingen nicht an die Zeit

und die Mühe denken, die erforderlich waren, um sie hervorzubringen — dann stellt uns dieser Mangel an Rücksicht auf eine Stufe mit den Tieren.“ Und in den Tagen seines größten Wohlstandes hören wir von ihm, wie er seine Frau zurechtwies, weil sie ihn zu oft mit neuen Kleidern versehen wollte. „Wenn ich,“ wendete er ein, „an die Menge um mich und an die Generationen, die nach mir kommen sollen, denke, empfinde ich es als meine Pflicht, mit den in meinem Besitz befindlichen Gütern sehr sparsam umzugehen.“ Dieser Geist der Schlichtheit hat sich in Japan erhalten. Selbst der Kaiser und die Kaiserin fahren fort, in der Zurückgezogenheit ihrer Privatgemächer ebenso einfach zu leben wie ihre Untertanen und widmen den größten Teil ihrer Revenüen der Linderung des öffentlichen Elends. ▢ ▢ ▢ ▢



Durch die Evolutionslehre wird sich schließlich auch im Abendlande die moralische Erkenntnis der Pflicht gegen die Vergangenheit entwickeln, die im fernen Osten der Ahnenkult geschaffen hat. Denn schon heute kann der, der sich die Grundprinzipien der neuen Philosophie angeeignet hat, selbst das gewöhnlichste Produkt der menschlichen Handarbeit nicht betrachten, ohne darin etwas von seiner Evolutionsgeschichte zu erkennen. Das gewöhnlichste Gerät wird ihm nicht als das bloße Produkt der individuellen Geschicklichkeit eines Schreiners, Töpfers oder Schmiedes erscheinen, sondern als das

Produkt einer durch Jahrtausende fortgesetzten Erfahrung mit Methoden, Materialien und Formen. Ebensowenig wird es ihm möglich sein, den ungeheueren Aufwand an Zeit und Mühe, den die Entwicklung jedes mechanischen Werkzeugs erfordert hat, zu betrachten, ohne eine Aufwallung der Dankbarkeit zu empfinden. Kommende Generationen müssen der uns vererbten materiellen Errungenschaften der Vergangenheit im Zusammenhang mit der toten Menschheit gedenken.

Aber in der Entwicklung dieses „kosmischen Gefühls" für die Menschheit wird die Erkenntnis unserer psychischen Dankesschuld an die Vergangenheit ein viel mächtigerer Faktor sein als die Erkenntnis unserer materiellen Dankesschuld. Denn wir verdanken den Toten auch unsere immaterielle Welt — die Welt, die in uns lebt — die Welt alles dessen, was in Impulsen, Empfindungen und Gedanken liebenswert ist. Wer sich wissenschaftlich darüber klar geworden ist, was menschliche Güte ist, und um welchen furchtbaren Preis sie errungen wurde, kann in den gewöhnlichsten Phasen der bescheidensten Existenzen jene Schönheit finden, die göttlich ist, und kann fühlen, daß in einem Sinne unsere Toten wirklich Götter sind.

Solange wir die weibliche Seele als etwas Einzelnes ansahen — als ein etwas, das eigens für ein besonderes physisches Wesen geschaffen war — konnte sich uns die Schönheit und das Wunder der Mutterliebe nicht völlig enthüllen. Aber bei tieferer Erkenntnis muß es uns offenbar werden, daß der ererbte Liebesschatz von Myriaden Millionen

toter Mütter in einem Leben aufgespeichert ist; daß man nur so die unendliche Süßigkeit der Sprache, die das kleine Kind vernimmt, deuten kann; die unendliche Zärtlichkeit des Liebesblicks, der auf ihm ruht. Beklagenswert der Sterbliche, der dies nie gekannt — und doch, welcher Sterbliche vermöchte die richtigen Worte dafür zu finden! Fürwahr, göttlich ist die Mutterliebe; denn alles, was die menschliche Erkenntnis göttlich nannte, ist in dieser Liebe enthalten. Und jede Frau, die Trägerin und Mittlerin ihres höchsten Ausdrucks ist, ist mehr als die Mutter des Menschen, sie ist die „Mater Dei".

Es ist hier nicht am Platze, von der Geisterhaftigkeit der ersten Liebe, der Geschlechtsliebe zu sprechen, die Illusion ist — weil die Leidenschaft und die Schönheit der Toten in ihr wieder auferstehen, um zu betören, zu blenden und zu bezaubern. Sie ist sehr, sehr wunderbar; aber sie ist nicht völlig gut, weil sie nicht völlig wahr ist. Der wahre eigenste Zauber der Frau offenbart sich erst später, wenn alle Illusionen schwinden, um eine Wirklichkeit zu enthüllen, die lieblicher ist, als alle Illusionen und die sich hinter ihrem Zauberschleier entfaltet hat. Was ist nun der göttliche Zauber der Frau, die sich uns nun offenbart hat? Nur die Liebe, die Sanftmut, die Treue, die Selbstlosigkeit, die Intuitionen von Millionen begrabener Herzen. Alle erstehen wieder auf; alle pochen wieder in dem frischen warmen Schlage ihres eigenen Herzens.

Gewisse erstaunliche Fähigkeiten, die in dem höchst entwickelten sozialen Leben zutage treten, erzählen uns in anderer Weise die Geschichte der

Seelenstruktur, wie sie sich aus toten Leben aufgebaut hat. Wunderbar ist der Mann, der wirklich „allen alles sein kann", oder die Frau, der es gegeben ist, aus sich zwanzig, fünfzig, hundert verschiedene Frauen zu machen — alles verstehend, alles durchdringend, unbeirrbar in ihrem Urteil über alle anderen; scheinbar keine eigene Individualität habend, sondern nur unzählige Individualitäten; imstande, jeder neuen Persönlichkeit mit einer Seele entgegenzutreten, die genau auf den Ton der fremden Seele gestimmt ist. Solche Charaktere sind selten, aber nicht so selten, daß der Reisende nicht leicht ein oder zwei Verkörperungen derselben in jeder hoch kultivierten Gesellschaft treffen kann, die er zu studieren Gelegenheit hat. Sie sind ausgesprochen „vielfache" Wesen — so offensichtlich vielfach, daß sogar die, welche sich das Ego als Einheit denken, sie als höchst „kompliziert" bezeichnen müssen. Diese Manifestation von vierzig oder fünfzig verschiedenen Charakteren in ein- und derselben Person ist ein so merkwürdiges Phänomen (besonders merkwürdig, weil es gewöhnlich schon in der Jugend hervortritt, lange bevor die Erfahrung es teilweise erklären könnte), daß ich mich nur darüber wundern kann, wie wenige Menschen sich über seine Bedeutung klar werden.

So verhält es sich auch mit einigen Formen des Genies, die man „Intuitionen" benannt hat; hauptsächlich denjenigen, die sich auf die Darstellung der Empfindungen beziehen. Nach der alten Seelentheorie würde ein Shakespeare immer unfaßbar bleiben. Taine versuchte ihn durch den Ausdruck

„eine vollkommene Einbildungskraft" zu erklären, und dieser Ausdruck reicht tief in die Wahrheit hinein. Aber was bedeutet eine vollkommene Einbildungskraft? Ungeheure Vielfältigkeit des Seelenlebens, zahllose vergangene Existenzen, die in einer einzigen wieder auferstanden sind. Es gibt keine andere Erklärung dafür . . . Nicht in der Welt des reinen Intellekts ist die Geschichte der psychischen Vielfältigkeit am merkwürdigsten, sondern in der Welt, die sich an unsere einfachsten Gefühle wendet, die Gefühle der Liebe, der Ehre, der Sympathie, des Heroismus.

„Aber nach einer solchen Theorie," könnte ein kritischer Geist einwenden, „ist die Quelle heroischer Impulse auch zugleich die Quelle jener Impulse, die uns herabziehen. Beide kommen von den Toten." Dies ist wahr. Wir haben Böses sowohl wie Gutes geerbt. Da wir nur Zusammensetzungen sind — in der Entwicklung, im Werden begriffen — müssen wir Unvollkommenheiten erben. Aber das Überleben des geeignetsten unter den Impulsen ist sicherlich durch das moralische Durchschnittsniveau der Menschheit bewiesen, — das Wort der „geeignetste" im ethischen Sinne gebraucht. Trotz alles Elends, Lasters und Verbrechens, die nirgends so furchtbar entwickelt sind, als in unserer eigenen, sogenannten christlichen Zivilisation, muß jedem, der viel gelebt, viel gereist, viel gedacht hat, die Tatsache offenbar sein, daß die überwiegende Masse der Menschheit gut ist, und darum die überwiegende Mehrzahl der uns von der vergangenen Menschheit vererbten Impulse ebenfalls gut sein muß. Auch steht es fest,

daß je normaler die sozialen Verhältnisse, desto besser die Menschen sind. Während der ganzen Vergangenheit haben die guten Kamis immer getrachtet, die bösen Kamis zu verhindern, die Oberhand zu bekommen. Und mit der Annahme dieser Wahrheit müssen sich unsere zukünftigen Ideen über Recht und Unrecht ungeheuer erweitern. Geradeso wie jede heroische Tat oder jeder Akt reiner Güte für einen edlen Zweck einen bisher ungeahnten Wert erlangen muß, so muß ein wirkliches Verbrechen weniger als ein Verbrechen gegen das lebende Individuum oder die bestehende Gesellschaft angesehen werden, als gegen die Summe der menschlichen Erfahrung und der ethischen Bestrebungen der Vergangenheit. Wirkliche Güte wird darum höher gepriesen und wirkliches Verbrechen weniger lax beurteilt werden. Und die Lehre des alten Shintoglaubens, daß es keines ethischen Kodex bedürfe — daß die wahre Richtschnur alles menschlichen Verhaltens immer gefunden werden kann, wenn man nur sein Herz befragt — ist eine Lehre, die eine vollkommenere Menschheit, als die heutige zweifellos zu der ihren machen wird. □ □ □ □



„Die Evolutionslehre," wird der Leser vielleicht einwenden, „zeigt allerdings durch ihre Vererbungstheorie, daß die Lebenden in gewissem Sinne wirklich von den Toten beherrscht werden. Aber sie zeigt auch, daß die Toten in uns, nicht außer uns sind. Sie sind ein Teil von uns — es spricht nichts

dafür, daß sie irgend eine Existenz außerhalb unserer eigenen haben. Dankbarkeit gegen die Vergangenheit wäre somit Dankbarkeit gegen uns selbst; Liebe zu den Toten wäre Selbstliebe. So daß dieser Versuch einer Analogie ins Absurde führt."

Nein. Der Ahnenkult mag in seiner primitiven Gestalt nur ein Symbol der Wahrheit sein. Er kann gleichsam ein Fingerzeig, ein Vorläufer der neuen moralischen Pflichten sein, die tiefere Erkenntnis uns unabweislich aufdrängt: die Pflicht der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen die vergangenen ethischen Erfahrungen der Menschheit. Aber er kann auch weit mehr bedeuten. Die Tatsachen der Vererbung können immer nur eine halbe Erklärung für die Tatsachen der Psychologie bieten. Eine Pflanze bringt zehn, zwanzig, hundert neue Pflanzen hervor, ohne bei diesem Vorgang ihr eigenes Leben aufzugeben. Ein Tier gebiert viele Junge und lebt doch mit all seinen unverminderten physischen Kräften und geringen Geistesfähigkeiten weiter fort. Kinder werden geboren; und die Eltern überleben sie. Ererbt ist das geistige Leben sicherlich, nicht minder als das physische; aber die reproduktiven Zellen, die wenigst spezialisierten von allen Zellen (bei der Pflanze wie beim Tiere) heben das elterliche Wesen nicht auf, sondern wiederholen es nur. Indem sie sich beständig vervielfältigen, übermittelt eine jede die ganze Erfahrung einer Rasse und läßt doch die ganze Erfahrung der Rasse hinter sich. Hier ist das unerklärliche Wunder: die Selbstvervielfältigung des physischen und psychischen Wesens — Leben um

Leben vom elterlichen Leben losgelöst, um dann seinerseits vollkommen und reproduzierend zu werden. Würde das ganze elterliche Leben auf den Sprößling übertragen, dann könnte man sagen, daß das Gesetz der Vererbung die Doktrin des Materialismus unterstützt. Aber gleich den Gottheiten der indischen Legende vervielfältigt sich das Selbst und bleibt doch dasselbe, mit der ungeschwächten Fähigkeit, sich weiter zu vervielfältigen. Der Shintoismus kennt die Lehre, daß die Seelen sich durch Spaltung vervielfältigen; aber die Tatsachen der psychischen Emanation sind unendlich wunderbarer als irgend eine Theorie.

Die großen Religionen haben erkannt, daß die Vererbungstheorie nicht das ganze Problem des Selbst erklären — nicht Aufschluß über das Schicksal des ursprünglichen, bleibenden Selbst geben könne. So haben sie sich allgemein geeinigt, das innere Wesen als unabhängig vom äußeren anzusehen. Die Wissenschaft kann ebensowenig die Fragen, die sie aufgeworfen haben, entscheiden, als sie die Natur des Dings an sich bestimmen kann. Wieder müssen wir vergeblich fragen: Was wird aus den Kräften, die die Vitalität einer toten Pflanze bildeten? Weit schwieriger die Frage, was wird aus den Empfindungen, die das psychische Leben eines toten Menschen gebildet haben? — da niemand die einfachste Empfindung erklären kann. Wir wissen nur, daß während des Lebens bestimmte aktive Kräfte im Pflanzen- oder Menschenkörper sich fortwährend den äußeren Kräften anpaßten; und daß nachdem die inneren Kräfte nicht mehr auf den

Druck der äußeren Kräfte reagieren konnten — der Körper, in dem die ersteren aufgespeichert waren, sich in die Elemente auflöste, aus denen er sich aufgebaut hatte. Wir wissen von der Urnatur dieser Elemente ebensowenig, wie von der Urnatur der Kräfte, die sie vereinigt haben. Aber wir haben eher Grund anzunehmen, daß die Urkräfte des Lebens nach der Auflösung der Formen, die sie geschaffen haben, fortbestehen, als zu glauben, daß sie ganz aufhören. Die Theorie der spontanen Entstehung (irrig benannt, denn nur in eingeschränktem Sinne kann das Wort „spontan" auf die Theorie der Anfänge des Erdenlebens angewendet werden) ist eine Theorie, die der Evolutionist annehmen muß und die niemanden erschrecken kann, der sich der Tatsache der Chemie bewußt ist, daß die Materie selbst in der Entwicklung begriffen ist. Die wirkliche Theorie (nicht die Theorie des organischen Lebens, das in einem Aufguß in einer Flasche beginnt, sondern des uranfänglichen Lebens, wie es auf der Oberfläche eines Planeten entsteht) hat ungeheure, ja, unendliche geistige Bedeutung. Sie erfordert den Glauben, daß alle potentiellen Möglichkeiten des Lebens, Denkens und Empfindens von den Nebulosen zum Universum, von System zu System, von Sternen zu Planeten oder Monden und wieder zurück zu zyklonischen Stürmen der Atome gehen; das bedeutet, daß die Urkräfte Sonnenbrände, kosmische Evolutionen und Disintegrationen überdauern. Die Elemente sind nur Entwicklungsresultate.

Es gibt keinen Zufall. Es gibt nur Gesetzmäßigkeit. Jede neue Evolution muß von vorhergehenden

Evolutionen beeinflußt sein — ebenso wie jedes individuelle menschliche Leben durch die Erfahrung all der Leben seiner Ahnenkette beeinflußt ist. Müssen nicht sogar die Tendenzen der früheren Formen der Materie von den kommenden Formen der Materie ererbt werden; und müssen nicht die Taten und Gedanken der heutigen Menschheit mit dazu beitragen, den Charakter künftiger Welten zu gestalten? Man kann heute nicht mehr behaupten, daß die Träume der Alchymisten Absurditäten waren. Ja, wir können sogar nicht mehr behaupten, daß nicht alle materiellen Phänomene, wie der alte Orient es annahm, durch Seelenpolaritäten bestimmt werden.

Ob unsere Toten fortfahren, auch außer uns ebenso wie in uns zu leben — eine Frage, die wir in unserem jetzigen unentwickelten Zustand relativer Blindheit nicht entscheiden können — eines ist gewiß, daß das Zeugnis der kosmischen Tatsachen mit einem mystischen Glauben des Shintoismus übereinstimmt: dem Glauben, daß alle Dinge von den Toten bestimmt werden — sei's durch Geister von Menschen, sei's durch Geister von Welten. Ebenso wie unser persönliches Leben durch jetzt unsichtbare Leben der Vergangenheit beherrscht wird, so wird zweifellos das Leben unserer Erde und des Systems, dem sie angehört, von Geistern zahlloser Sphären beherrscht: toter Universen — toter Sonnen, Planeten und Monde — als Formen längst in Nacht aufgelöst, aber als Kräfte unsterblich und ewig wirkend.

Zurück zur Sonne fürwahr, können wir gleich dem Shintoisten unsere Abstammung verfolgen; und doch wissen wir, daß selbst da nicht unser Anfang

war. Unendlich ferner in der Zeit als eine Million von Sonnenleben war dieser Anfang — wenn man überhaupt sagen kann, daß es je einen Anfang gegeben hat.

Die Lehre der Evolution ist, daß wir eins mit jenem unbekannten Urgrund sind, von dem die Materie und der menschliche Geist nur ewig wechselnde Manifestationen sind. Die Evolution lehrt uns auch, daß jeder von uns eine Vielheit ist, und daß wir doch alle eins miteinander und mit dem Kosmos sind; daß wir die ganze vergangene Menschheit nicht nur in uns selbst erkennen müssen, sondern auch in der Kostbarkeit und Schönheit des Lebens jedes Mitmenschen; daß wir uns am besten in anderen lieben können; daß wir uns selbst am besten in anderen dienen; daß Formen nur Schleier und Phantome sind; und daß dem formenlosen Unendlichen allein alle menschlichen Empfindungen in Wahrheit angehören, mögen sie von den Lebenden oder von den Toten stammen. □ □ □ □ □ □ □








KIMIKO
DIE GESCHICHTE
EINER GEISHA
DER WUNSCH, VON DEM
GELIEBTEN VERGESSEN
ZU WERDEN, FÄLLT DER
SEELE VIEL SCHWERER,
ALS
SELBST ZU TRACHTEN,
NICHT ZU VERGESSEN.
(GEDICHT VON KIMIKO.)

HR Name steht auf einer Papierlaterne beim Eingang eines Hauses in der Geishastraße. Bei Nacht gesehen, ist diese Straße eine der seltsamsten in der Welt. Sie ist eng wie ein schmaler Gang, und das dunkelglänzende Holzwerk der fest verschlossenen Hausfassaden, die alle kleine verschiebbare Türen haben mit Papierscheiben, die wie gepreßtes Glas aussehen, erinnern an Schiffskabinen erster Klasse. Obwohl die Gebäude mehrere Stockwerke haben, wird man sie zuerst gar nicht gewahr, insbesondere wenn der Mond nicht scheint; denn nur die Erdgeschoßwohnungen sind bis hinauf zu den ausgespannten Markisen erleuchtet, alles übrige ist dunkel. Das Licht strahlt aus Lampen hinter den Papierscheiben der schmalen Türen und aus Laternen, die an der Außenseite des Hauses hängen, eine an jeder Tür. Man blickt die Straße entlang zwischen zwei Reihen solcher Laternen, die in weiter Ferne zu einer unbeweglichen gelben Lichtmasse zusammenlaufen. Einige der Laternen sind eiförmig, einige zylindrisch, andere wieder vier- oder sechseckig, und alle sind sie mit japanischen Inschriften in schönen Ideogrammen geschmückt.

Die Straße ist sehr still, — still wie eine Ausstellung nach Schluß der Besuchsstunde. Der Grund dieser Stille ist die Abwesenheit der Hausinsassen, die meistenteils bei Banketten und anderen Festvorstellungen beschäftigt sind, denn ihr Leben ist ausschließlich ein Nachtleben.

Die Inschrift auf der ersten Laterne links, wenn man in südlicher Richtung geht, ist: „Kinoya: uchi

O — Kata"; und es bedeutet das goldene Haus, wo Okata wohnt. Die Laterne zur Rechten erzählt vom Hause Nishimuras, einem Mädchen Myutsuru, welcher Name „Der prächtige Storch" bedeutet. Das nächste Haus links ist das Haus der Kajita, und da wohnen Kohana, die Blumenknospe, und Hinako, deren Antlitz so hübsch ist, wie das einer Puppe. Gegenüber liegt das Haus Nagaye, wo Kimika und Kimiko wohnen... Und diese doppelte Lichterzeile von Namensbezeichnungen erstreckt sich über eine halbe Meile weit.

Die Inschrift auf dem letztgenannten Hause verkündet den Zusammenhang zwischen Kimika und Kimiko, aber sie verkündet uns noch etwas anderes, — denn Kimiko wird Ni-dai-me genannt, ein unübersetzbarer Titel, der besagt, daß sie nur Kimiko No. 2 ist. Die eigentliche Herrin und Meisterin ist Kimika, die zwei Geishas erzogen hat, denen sie beiden denselben Namen Kimiko gegeben hat. Und diese zweimalige Anwendung desselben Namens ist der Beweis, daß die erste Kimiko, Ichi-dai-me, sehr gefeiert gewesen sein mußte. Der Name, den eine unberühmt gebliebene Geisha trägt, geht nie auf ihre Nachfolgerin über.

Solltest du jemals einen guten und zureichenden Grund haben, in das Haus zu kommen, so würdest du nach dem Zurückschieben der Eingangstüre, die beim Öffnen einen Gong in Bewegung setzt, um den Besucher anzukündigen, Gelegenheit haben, Kimika zu sehen — vorausgesetzt, daß ihre kleine Truppe nicht für diesen Abend irgendwo engagiert ist. Du würdest in ihr eine sehr intelligente Person

kennen lernen, mit der zu sprechen es wohl der Mühe lohnt. Sie kann, falls es ihr beliebt, die merkwürdigsten Geschichten erzählen — Geschichten aus dem wirklichen Leben, wahre Erzählungen von der menschlichen Natur. Denn die Geishastraße ist voll von Traditionen, tragischen, komischen, melodramatischen. Jedes Haus hat seine besonderen Erinnerungen. Und Kimika kennt sie alle. Einige sind sehr, sehr schrecklich, und einige würden dich zum Lachen reizen, und wieder andere würden dich nachdenklich stimmen. Die Geschichte der ersten Kimiko gehört zu der letzteren Art. Sie gehört nicht zu den ungewöhnlichen, aber ist eine von denen, die dem abendländischen Verständnis am ehesten zugänglich ist. □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □



Es gibt keine Ichi-dai-me Kimiko mehr: sie ist nur eine Erinnerung. Kimika war noch ganz jung, als sie Kimiko ihre Berufsgenossin nannte.

„Ein außerordentliches Mädchen", sagt Kimika von Kimiko.

Um sich in ihrem Fache einen Namen zu machen, muß eine Geisha entweder hübsch oder klug sein — und die berühmten sind gewöhnlich beides, da sie schon in zartester Jugend unter Berücksichtigung dieser Vorzüge von ihren Erziehern ausgewählt werden. Selbst von der untergeordnetsten Klasse dieser Berufssängerinnen verlangt man, daß sie in ihren jungen Jahren irgend einen Charme besitzen, — sei's auch nur jene beauté du diable,

welche das japanische Sprichwort inspirierte, daß selbst der Teufel mit achtzehn Jahren schön sei (oder wie eine andere Version lautet: „Ein Drache mit zwanzig“). Aber Kimiko war mehr als hübsch, sie entsprach vollkommen dem japanischen Schönheitsideal, und dieser Anforderung genügt unter Hunderttausenden von Frauen kaum eine.

Sie war auch mehr als klug — sie war talentvoll. Sie dichtete zierliche Verse, verstand mit dem auserlesensten Geschmack Blumen zu ordnen, die Teezeremonien tadellos auszuführen, hatte großes Geschick im Sticken und der Seidenmosaikarbeit: mit einem Worte sie war vollkommen.

Ihr erstes öffentliches Auftreten machte in der Welt von Kyōto, „où l'on s'amuse“ Sensation. Es war offenbar, sie konnte jede ihr beliebige Eroberung machen und an ihrem Glücke war nicht zu zweifeln. Aber niemand konnte auch in Abrede stellen, daß sie für ihren Beruf vollkommen vorgebildet worden war. Man hatte sie gelehrt, sich bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit entsprechend zu benehmen, und was sich ihrem Wissen noch entzog, darüber wußte Kimika genau Bescheid: Die Macht der Schönheit, und die Schwäche der Leidenschaft; den Wert der Verheißung und die Qual der Gleichgültigkeit; und all die Torheit und Schlechtigkeit in dem Herzen der Männer. Demnach machte Kimiko wenig Mißgriffe und vergoß wenig Tränen. Nach und nach wurde sie, — wie Kimika gewünscht hatte, — ein wenig gefährlich. Ungefähr so wie eine Lampe für Nachtschmetterlinge, nicht mehr: sonst würden sie wohl manche auslöschen. Die Aufgabe der

Lampe ist, angenehme Dinge sichtbar zu machen: sie will niemandem etwas zuleide tun. Auch Kimiko wollte niemandem etwas zuleide tun, sie war nicht zu gefährlich. Besorgte Eltern kamen zu der Einsicht, daß sie es gar nicht darauf anlegte, sich in respektable Familien einzudrängen, ja sie wollte sich nicht einmal in romantische Abenteuer einlassen. Aber sie war nicht allzu nachsichtig gegen jene Klasse von Jünglingen, die Dokumente mit ihrem eigenen Blut unterzeichnen und einer Tänzerin das Ansinnen stellen, die Spitze ihres kleinen Fingers als Pfand ewiger Treue abzuschneiden ... ihnen spielte sie übermütig genug mit, um sie von ihren Torheiten zu heilen. Gegen einige reiche Anbeter, die ihr um den Preis ihres Besitzes Ländereien und Häuser anboten, war sie weniger mitleidsvoll. Einer unter ihnen war großmütig genug, ihre Freiheit bedingungslos mit einer Summe erkaufen zu wollen, die Kimika zu einer reichen Frau gemacht hätte. Kimiko war ihm sehr dankbar, aber sie blieb eine Geisha. Doch sie motivierte ihre Ablehnung mit so viel Takt, daß sie nicht verletzend wirkte und verstand die Kunst, in den meisten Fällen die Verzweiflung zu heilen. Natürlich gab es auch Ausnahmen. Ein bejahrter Herr, dem das Dasein nicht lebenswert schien, wenn er Kimiko nicht ganz allein besaß, lud sie eines Tages zu einem Bankette ein und forderte sie auf, Wein mit ihm zu trinken. Aber Kimika, gewohnt in den Gesichtszügen zu lesen, schmuggelte behende Tee (der dieselbe Farbe hat) in Kimikos Becher und rettete so das kostbare Leben des Mädchens. Denn einige Minuten später war

der Geist des liebeskranken alten Narren allein und wahrscheinlich sehr enttäuscht auf dem Weg nach dem Meido.[1]

Seit diesem Abend wachte Kimika über Kimiko wie eine Wildkatze über ihr Kätzchen.

Das „Kätzchen" wurde eine fashionable Manie, das Gespräch des Tages, eine lokale Berühmtheit. Es gibt einen ausländischen Prinzen, der sich noch heute ihres Namens erinnert: er sandte ihr Diamanten, die sie nie anlegte. Kostbare Geschenke in Mengen wurden ihr von Leuten zugeschickt, die sich den Luxus gönnen konnten, ihr eine Freude zu machen, denn auch nur einen Tag in ihrer Gunst zu stehen, war der Ehrgeiz der „goldenen Jugend". Aber sie gestattete niemandem, sich als ausgesprochenen Günstling zu betrachten und wollte von Schwüren ewiger Treue nichts wissen. Auf alle Beteuerungen dieser Art entgegnete sie, daß sie wisse, was ihr zukomme. Selbst respektable Frauen sprachen mild über sie, weil ihr Name nie in irgend einer Familientragödie figuriert hatte. Sie kannte wirklich ihre Stellung. Die Jahre schienen ihr nichts anzuhaben, sie vielmehr noch reizender zu machen. Andere Geishas wurden berühmt, aber keine wurde ihr gleichgestellt. Ein Fabrikant erwarb das alleinige Recht, ihre Photographie als Warenetikette gebrauchen zu dürfen, und diese Etikette trug ihm ein Vermögen ein.

Aber eines Tages verbreitete sich das sensationelle Gerücht, Kimikos sprödes Herz habe sich endlich erweichen lassen. Sie hatte tatsächlich Kimika Lebewohl gesagt und war mit jemandem fort-

gegangen, der, wie man behauptete, imstande war, ihr die hübschesten Kleider, die sie nur wünschen konnte, zu geben, jemandem, der es sich angelegen sein ließ, ihr eine soziale Stellung zu schaffen und die üble Nachrede über ihre Vergangenheit zum Schweigen zu bringen; jemandem, der bereit war, tausend Tode für sie zu sterben und schon jetzt aus Liebe zu ihr halbtot war. Kimika berichtete, ein Tor habe aus Liebe zu Kimiko einen Selbstmordversuch gemacht, Kimiko habe sich seiner erbarmt und ihn wieder gesund gepflegt, wobei aber auch seine Torheit zu neuem Leben erwachte. Taiko Hideyoshi hat gesagt, es gebe nur zwei Dinge, die er hienieden fürchte: einen Toren und eine finstere Nacht. Kimika hatte immer Furcht vor Toren gehabt, und ein Tor hatte ihr Kimiko entführt. Und mit Tränen, die nicht ganz selbstlos waren, fügte sie hinzu, Kimiko würde nie mehr zurückkehren, denn dies sei ein Fall von gegenseitiger Liebe auf die Dauer von mehreren Leben.

Aber dessenungeachtet behielt Kimika nicht ganz recht. Denn trotz ihres Scharfsinns war sie doch unfähig, Kimikos heimlichste Seele zu erkennen. Hätte sie einen Blick hineintun können, sie würde vor Erstaunen aufgeschrien haben. ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢



Kimiko unterschied sich von anderen Tänzerinnen auch dadurch, daß sie von edler Geburt war. Ehe sie ihren Berufsnamen annahm, hatte sie Ai geheißen, was mit gewöhnlichen Buchstaben geschrie-

ben „Liebe" bedeutet; mit anderen Schriftzeichen geschrieben, bedeutet dasselbe Wort „Leid". Ais Geschichte ist eine Geschichte von Liebe und Leid zugleich. Sie hatte eine gute Erziehung genossen. Man schickte sie in eine Privatschule, der ein alter Samurai vorstand. Dort hockten die kleinen Mädchen auf ihren Kniekissen vor Schreibpulten, die zwölf Zoll hoch waren, und der Unterricht war unentgeltlich. (Heutzutage, wo Lehrer größere Gehälter beziehen, als andere Beamte, ist der Unterricht nicht so anregend und gediegen wie in früheren Tagen.) Eine Dienerin begleitete das Kind immer aus und in die Schule und trug ihre Bücher, ihr Kniekissen, ihre Schreibhefte und ihr Tischchen.

Dann kam Kimiko in eine öffentliche Elementarschule. Die ersten „modernen Lehrbücher" waren eben erschienen. Sie enthielten japanische Übersetzungen englischer, französischer und deutscher Geschichten über Ehre, Pflicht und Heroismus — eine ausgezeichnete Auswahl, illustriert mit kleinen naiven Abbildungen abendländischer Menschen in Kostümen, die man in dieser Welt nie getragen oder gesehen hatte. Diese kleinen rührenden Kostümbücher sind jetzt Kuriosa geworden, und nun schon lange durch prätentiösere und weniger liebevoll komponierte ersetzt.

Ai lernte mit großer Leichtigkeit. Einmal jährlich, zur Zeit der Prüfungen, kam ein hoher Staatsbeamter in die Schule und sprach mit den Mädchen, als wären sie alle seine eigenen Kinder und fuhr liebevoll über die seideweichen Köpfchen der Kleinen, wenn er die Preise verteilte.

Nun ist er ein großer Staatsmann, der sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen und Ai wohl vergessen hat. In der Schule unserer Tage geht man nicht so zart mit kleinen Schulmädchen um, und erfreut ihr kleines Herz nicht mit Preisen.

Dann kamen jene umwälzenden Reformen, die Familien von Rang ihrer Stellung beraubten und sie in Armut stürzten. Nun mußte Ai die Schule verlassen. Mancherlei anderer Kummer folgte, und schließlich blieb sie allein und verlassen mit ihrer Mutter und einer jüngeren Schwester hilflos zurück. Die Mutter und Ai konnten nicht viel anderes tun, als weben, und mit dieser Arbeit war es nicht möglich, so viel zu verdienen, um damit ihr Leben zu fristen. Alles, was sie besaßen, Haus und Landbesitz zuerst, dann Stück um Stück, alles übrige, was zur Notdurft des Lebens nicht unbedingt erforderlich war, wie Hausgerät, Schmucksachen, kostbare Kleider, schön gravierte Lackwaren, gingen weit unter dem wirklichen Wert in die Hände derjenigen über, die aus dem Elend der Unglücklichen Vorteil ziehen, und deren Reichtum im Volksmunde Namida-Nokane, — „Das Geld der Tränen", genannt wird. Die Unterstützung von den Lebenden floß nur spärlich, denn die meisten verwandten Samuraifamilien waren in der gleichen traurigen Lage. Als nun alles erschöpft war und es nichts mehr zu verkaufen gab, — nicht einmal Ais kleine Schulbücher, — suchte man Hilfe bei den Toten.

Man besann sich, daß der Vater von Ais Vater mit seinem kostbaren Schwerte, einem Geschenk eines Daimyo, begraben worden war, und daß die

Beschläge der Waffe aus schwerem Gold waren. Man öffnete das Grab, und der große Griff von erlesener Arbeit wurde durch einen ganz gewöhnlichen ersetzt, und die Ornamente der lackierten Scheide wurden abgelöst. Die Klinge aber ließ man an Ort und Stelle, weil der Krieger ihrer bedürfen konnte. Ai sah seine aufgerichtete Gestalt in der Urne aus roter Tonerde, die bei Begräbnissen nach altem Brauch für Samurais von hohem Range als Sarg dient. Nach all den langen Jahren, die er im Grabe gelegen hatte, waren seine Züge noch erkennbar; und als man ihm sein Schwert wieder zurückgab, schien es ihr, als ob er durch ein grimmiges Lächeln seine Zustimmung zu dem Vorgang gäbe.

Aber der Tag kam, an dem Ais Mutter zu schwach wurde, um weiter am Webstuhl zu arbeiten, und das Gold des Toten war erschöpft. Ai sagte: „Mutter, ich weiß, jetzt gibt es nur mehr einen Ausweg; ich muß mich als Tänzerin verkaufen.“ Die Mutter weinte und gab keine Antwort. Ais Augen blieben trocken, — sie ging allein aus dem Hause.

Sie erinnerte sich, daß, als in ihres Vaters Hause Bankette stattfanden, bei denen Geishas Wein kredenzten, eine freie Geisha, die man Kimika nannte, sie immer geliebkost hatte.. nun ging sie geradeswegs in das Haus Kimikas.

„Ich möchte, daß du mich kaufst,“ sagte Ai beim Eintreten, „und ich möchte eine Menge Geld haben...“ Kimika lächelte über das Kind, streichelte ihre Wange, gab ihr zu essen und ließ sich ihre Geschichte erzählen, die Ai tapfer und ohne eine Träne zu vergießen vortrug. □ □ □ □ □ □ □ □

□ „Mein Kind,“ sagte Kimika, „ich kann dir nicht viel Geld geben, denn ich habe selbst nur sehr wenig. Aber was ich tun kann, ist, dir zu versprechen, deine Mutter zu versorgen, — dies wird besser sein, als ihr eine große Summe für dich einzuhändigen. Denn deine Mutter, mein Kind, war eine große Dame, und weiß deshalb nicht mit Geld umzugehen. Bitte deine Mutter, den Vertrag zu unterzeichnen, der die Bedingung enthält, daß du bis zu deinem vierundzwanzigsten Jahre bei mir bleiben mußt, oder bis zu der Zeit, wo du mir alles zurückzuzahlen imstande sein wirst. Und was ich an Geld augenblicklich entbehren kann, nimm mit nach Hause als freie Gabe.“

So wurde Ai eine Geisha, und Kimika nannte sie Kimiko und hielt ihr Versprechen, die Mutter und die kleine Schwester in allem zu versorgen. Die Mutter starb, ehe Kimiko berühmt wurde; die kleine Schwester wurde in einer Schule untergebracht, — dann trugen sich die schon erwähnten Dinge zu.

Der junge Mann, der aus Liebe zu einer Geisha in den Tod gehen wollte, war eines besseren Loses würdig. Er war der einzige Sohn wohlhabender und angesehener Leute, die bereit waren, jedes Opfer für ihn zu bringen, selbst das, eine Geisha als Schwiegertochter anzuerkennen. Ja, Kimiko war ihnen sogar wegen ihrer Liebe zu ihrem Sohn nicht unwillkommen.

Bevor Kimiko Kimika verließ, wohnte sie noch der Hochzeit ihrer jungen Schwester, Umè, bei, die eben mit der Schule fertig geworden war. Kimiko hatte ihr den Gatten gewählt, wobei ihre große

Menschenkenntnis ihr zu statten kam. Ihre Wahl fiel auf einen sehr geraden, ehrlichen altmodischen Kaufmann, einen Mann, dem es nicht möglich gewesen wäre, schlecht zu sein, selbst wenn er sich bemüht hätte. Umè zweifelte nicht an der klugen Wahl ihrer Schwester, und in der Tat wurde die Ehe auch wirklich eine sehr glückliche. ▫ ▫ ▫ ▫ ▫ ▫ ▫ ▫ ▫ ▫



Es war im vierten Monat des Jahres, als Kimiko in das für sie bestimmte neue Heim geführt wurde. Dies war ein Haus ganz danach angetan, alle trüben Dinge des Lebens aus der Erinnerung zu löschen, eine Art Feenpalast in der verzauberten Stille großer schattiger umhegter Gärten. Dort konnte sie das Gefühl eines Wesens haben, das um seiner guten Taten willen, in Horais Reich[3] aufgenommen worden ist. Doch der Frühling entschwand, und der Sommer kam — und Kimiko blieb immer noch Kimiko. Dreimal hatte sie, aus unbekannten Gründen, den Hochzeitstag hinausgeschoben.

Und wieder verstrichen einige Monate. Da umdüsterte sich die Stimmung Kimikos, und eines Tages teilte sie ihre Gründe sanftmütig, aber entschlossen mit: „Es ist nun Zeit, daß ich sage, was ich so lange gezögert habe, zu offenbaren. Um der Mutter willen, der ich das Leben danke, und um meiner kleinen Schwester willen, habe ich in der Hölle gelebt. All dies ist ja vorüber; aber das Brandmal ist auf mir — keine Macht der Welt kann mich davon befreien. Eine, wie ich bin, kann nicht in

eine ehrenwerte Familie eintreten, kann nicht die Mutter Eures Sohnes werden, kann Euch kein Heim schaffen. Gestattet mir zu sprechen; denn in der Erkenntnis des Bösen bin ich weit, weit bewanderter als Ihr. Nie will ich Eure Frau werden zu Eurer Schmach. Ich bin nur Eure Gespielin, Eure Kameradin, Euer flüchtiger Gast — und dies nicht um irgendwelchen Lohn. Wenn ich nicht mehr bei Euch sein werde, — ja, dieser Tag wird gewiß einmal kommen! — werdet Ihr klarer sehen. Ich werde Euch noch teuer sein, aber nicht in derselben Weise wie jetzt, die nur Betörung ist. Ihr werdet Euch dieser meiner Worte aus meinem tiefen Herzensgrunde erinnern. Man wird Euch irgend eine reizende vornehme Dame erwählen, die die Mutter Eurer Kinder werden wird — ich werde sie vielleicht sehen, aber ich werde niemals Eure Gattin werden, und die Freude einer Mutter bleibt mir ewig verschlossen. Ich war nur deine Torheit, mein Geliebter, eine Illusion, ein Traum, ein Schatten, der über dein Leben huschte.

In späteren Tagen wird es mir vielleicht gegönnt sein, mehr für dich zu sein, aber deine Gattin nun und nimmer. Dringe nicht in mich, — sonst müßte ich dich gleich verlassen..."

Als der sechste Monat des Jahres anbrach, verschwand eines Tages Kimiko unerwartet und spurlos.



Niemand wußte, wann und wohin sie gegangen war. Selbst die Bewohner des Nachbarhauses hatten

ihr Fortgehen nicht bemerkt. Zuerst gab man sich der Hoffnung hin, sie werde bald zurückkehren, denn von all ihren kostbaren und schönen Sachen, ihren Kleidern, ihrem Schmuck, selbst ihren Geschenken, die an sich ein Vermögen repräsentierten, hatte sie nicht das Geringste mitgenommen. Aber Wochen verstrichen, ohne irgend eine Spur eines Lebenszeichens von ihr zu bringen; und man befürchtete, ihr sei irgend etwas Schreckliches zugestoßen. Man leitete Flüsse ab, durchsuchte Brunnen nach ihrer Spur. Brieflich und telegraphisch wurde ihr nachgeforscht. Vertrauenswürdige Diener wurden ausgesandt, sie zu suchen. Prämien wurden auf ihre Entdeckung ausgesetzt, und insbesondere versprach man Kimika goldene Berge, obwohl sie dem Mädchen ohnehin so zugetan war, daß sie nur zu froh gewesen wäre, sie auch ohne jegliche Aussicht auf Gewinn zu finden... Aber das Geheimnis blieb Geheimnis. Sich an die Behörden zu wenden, wäre vergebens gewesen, — die Flüchtige hatte ja nichts Unrechtes begangen, hatte kein Gesetz verletzt; und der große Polizeiapparat durfte nicht um der leidenschaftlichen Laune eines Jünglings willen in Bewegung gesetzt werden. Monate wurden zu Jahren, aber weder Kimika noch die junge Schwester in Kyoto, noch sonst irgend jemand von den Tausenden, die die schöne Tänzerin gekannt und bewundert hatten, sahen sie jemals wieder.

Aber was Kimiko vorhergesagt hatte, bewahrheitete sich: denn die Zeit trocknet alle Tränen und heilt alle Wunden, und selbst in Japan versucht man nicht zum zweitenmal um desselben Herze-

leids willen in den Tod zu gehen. Kimikos Freund beruhigte sich, er wurde gelassener, man wählte ihm ein sehr liebliches Wesen als Gattin, die ihm einen Sohn schenkte.

Und wieder vergingen Jahre, und Glück und Zufriedenheit herrschte in dem Feenpalaste, wo einst Kimiko geweilt hatte.

Eines Tages kam eine wandernde Nonne, wie almosenheischend, vor das Haus. Als das Kind ihren buddhistischen Ruf „Ha-ï, Ha-ï" vernahm, lief es an das Tor. Eine Dienerin, die mit der üblichen Reisspende nachfolgte, sah mit Erstaunen, wie die Nonne das Kind liebkoste und sich flüsternd mit ihm unterhielt. Beim Anblick der Dienerin rief der Kleine eifrig: „Laß mich ihr geben." Und die Stimme der Nonne hinter dem bergenden Schleier, der von ihrem großen Strohhut herabhing, sagte: „Bitte, lasset das Kind gewähren."

Das Kind schüttete den Reis in die Schüssel der Nonne, und sie dankte ihm und sagte: „Willst du nun wiederholen, was ich dir vorgesagt habe?" Und das Kind sagte leise: „Vater, eine die du nie in dieser Welt wiedersehen wirst, sagt, daß ihr Herz froh ist, weil sie deinen Sohn gesehen hat."

Die Nonne lächelte milde, liebkoste dann den Knaben noch einmal und schritt eilends von dannen.

Während die Dienerin sich vor Erstaunen nicht fassen konnte, lief das Kind zu seinem Vater, um ihm die Botschaft zu bringen.

Aber des Vaters Augen gingen über, als er die Botschaft hörte, und er weinte über dem Haupte

seines Kindes. Denn er und nur er allein wußte, wer an dem Tore gewesen war. Und er erkannte den verborgenen Sinn des Opfergedankens, der ihr ganzes Leben beherrscht hatte.

Seither sieht man ihn oft in Sinnen versunken, aber niemand erfährt seine Gedanken. Er weiß, daß der Raum zwischen Sonne und Sonne geringer ist als zwischen ihm und der Frau, die ihn liebte.

Er weiß, es wäre vergebens, danach zu forschen, in welcher fernen Stadt, in welchem fantastischen namenlosen Straßengewirr, in welchem weltfremden dunklen, nur den Ärmsten der Armen bekannten Tempel sie der Dunkelheit harrt, die dem Anbruch des unermeßlichen Lichtes vorangeht, wo das Antlitz des Meisters ihr zulächeln wird, wo die Stimme des Meisters in Tönen, die süßer sind als je die eines irdischen Geliebten, zu ihr die Worte spricht: „O, meine Tochter, du bist den rechten Weg gewandelt, du hast die tiefste Wahrheit geglaubt und verstanden — deshalb heiße ich dich willkommen und nehme dich hier auf.“ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □ □




ANMER-
KUNGEN

EIN KONSERVATIVER (S. 10, 13, 16, 34) ◻ ◻ ◻ ◻ ◻

[1] Residenz eines Daimyo.

[2] „Ist dies wirklich der Kopf deines Vaters?" fragte einst ein Prinz einen Samurai-Knaben. Das Kind erkannte allsogleich die Sachlage. Der ihm vorgezeigte, eben vom Rumpf getrennte Kopf war nicht der seines Vaters — der Daimyo war irregeführt worden, aber die Täuschung mußte fortgesetzt werden, — blitzschnell hatte der Knabe dies begriffen, und ohne sich auch nur einen Augenblick zu bedenken, vollzog er das „Harakiri" an sich, nachdem er dem Kopf mit allen Zeichen kindlicher Trauer, die gebührende Ehre erwiesen. Bei diesem blutigen Beweis schwanden alle Zweifel des Prinzen, der geächtete, verurteilte Vater konnte gerettet werden, und das Andenken des Knaben wird noch immer in japanischen Trauerspielen und Dichtungen gefeiert.

[3] Ein affenähnliches Fabeltier mit rotem Haar und wildem Aussehen, berüchtigt durch seine ungezügelte Trunksucht.

[4] Mythologische Wesen, die in Felsspalten leben sollen, einige werden mit wunderlich langen Nasen dargestellt.

[5] Alfred Russel Wallace.

DER GEIST DER JAPANISCHEN ZIVILISATION (S. 43, 60)

[1] In gewisser Weise hat die abendländische Kunst die japanische Literatur und Dramaturgie beeinflußt, doch die Art des Einflusses beweist den Rassenunterschied, von dem ich gesprochen habe. Europäische Dramen und Romane sind für japanische Theaterbesucher und Leser umgearbeitet worden. Doch der Versuch einer wörtlichen Übertragung wird selten gewagt; denn die Geschehnisse, Gedanken und Gefühle des Originals würden dem Durchschnittsleser oder Theaterbesucher unverständlich bleiben. Das Gerüst wird beibehalten, die Gefühle und Ereignisse

werden jedoch vollkommen umgemodelt. „Die neue Magdalena" wird zu einem japanischen Mädchen, das einen „Eta" heiratet. Victor Hugos „Les Misérables" wird zu einer Erzählung aus dem japanischen Bürgerkrieg, und Enjolras ein japanischer Student. Es hat einige wenige Ausnahmen gegeben, zu denen eine wörtliche Übersetzung von „Werther" gehört, die einen großen Erfolg errang.

[2] Man hat versucht, Sir Edwin Arnolds Beobachtung ins Lächerliche zu ziehen, daß eine japanische Volksmasse denselben Duft habe wie eine Geraniumblüte. Und doch ist der Vergleich ganz zutreffend! Der „Jako" genannte Parfum kann leicht, wenn er diskret angewendet wird, mit Geranium verwechselt werden. In jeder japanischen Volksmasse, unter der sich Frauen befinden, kann man einen leisen Jakoduft bemerken. Denn ihre Kleider werden in Laden aufbewahrt, in denen ein paar Jakokörner liegen. Wenn man von diesem schwachen Duft absieht, ist die japanische Volksmasse ganz geruchlos.

DIE NONNE IM TEMPEL DES AMIDA (S. 102, 105)

[1] Eine solche Mahlzeit, die dem Geiste einer abwesenden teuern Person dargebracht wird, nennt man ien Kagé-zen; buchstäblich ein „Scheintablett". Das Wort „Zen" wird auch angewendet, um die Mahlzeit zu bezeichnen, die auf dem lackierten Brett serviert wird, das Füsse hat wie ein kleines Tischchen. Das Wort „Scheinschmaus" wäre also eine korrektere Übersetzung von Kagé-zen.

[2] Einen hochroten „obi" oder Gürtel dürfen nur Kinder tragen.

NACH DEM KRIEGE (S. 119, 120, 128) ▢ ▢ ▢ ▢ ▢

[1] Diese Ausführungen dürften heute, angesichts des russisch-japanischen Krieges, ganz besonderes Interesse hervorrufen. (D. Übers.)

▢ [2] In der Schlacht bei Söng-Hwan wurde einem ja-

panischen Hornbläser, namens Shirakami Genjirō befohlen zum Appell zu blasen. Er hatte den Hornruf einmal ertönen lassen, als eine Kugel ihm die Lunge durchbohrte und ihn zu Boden warf. Seine Kameraden suchten ihm das Horn abzunehmen, denn sie sahen, daß die Wunde tötlich war. Er entwand es ihnen wieder, hob es abermals an seine Lippen, ließ mit Aufgebot seiner letzten Kraft den Ruf noch einmal mächtig ertönen und fiel tot nieder.

[3] Eine Art Oberkleid, das von Männern sowie auch von Frauen getragen wird und dessen Futter oft die herrlichsten Zeichnungen zeigt.

[4] Chirimen ist eine Crêpeseide, die in verschiedenen Qualitäten erzeugt wird, von denen einige sehr kostbar und dauerhaft sind.

[5] Die Soshis gehören zu den Plagen des modernen Japans. Sie sind meistens ehemalige Studenten, die sich ihren Lebensunterhalt verdienen, indem sie sich als gewalttätige Terroristen verdingen. Politiker verwenden sie entweder gegen die „Soshis“ ihrer Gegner oder als Krakehler und Raufbolde zu Wahlzeiten. Privatpersonen verwenden sie manchmal zu ihrem persönlichen Schutz. Sie haben in den letzten Jahren bei den meisten Wahlkrawallen in Japan eine Rolle gespielt, auch bei einer Anzahl von Attentaten auf hervorragende Persönlichkeiten. Die Ursachen, die in Rußland den Nihilismus hervorriefen, zeigen viele Ähnlichkeiten mit den Ursachen, die in Japan die moderne Klasse der „Soshis“ entwickelt haben.

[6] Lafcadio Hearns alter Diener. (D. Übers.)

DIE MACHT DES KARMA (S. 175) ▢ ▢ ▢ ▢ ▢ ▢

[1] Schauspieler pflegen in Japan oft einen solchen faszinierenden Einfluß auf sensitive Mädchen der unteren Klassen auszuüben und mißbrauchen diese Macht oft in grausamer Weise. Es kommt allerdings sehr selten vor, daß ein Priester einen solchen faszinierenden Einfluß ausübt.

GÖTTERDÄMMERUNG (S. 185) □ □ □ □ □ □ □ □ □

[1] Ein Name, mit dem man in den Hafenstädten des fernen Ostens feuerfeste Lagerräume bezeichnet. Das Wort Go-down stammt aus dem malaiischen „Gâdong“.

GEDANKEN ÜBER DEN AHNENKULT (S. 238) □ □

[1] Ich betrachte hier nur den reinen Shintoglauben, wie er von den shintoistischen Gelehrten dargelegt wird. Aber es mag angebracht sein, den Leser darauf hinzuweisen, daß in Japan sowohl der Buddhismus wie der Shintoismus nicht bloß miteinander, sondern mit chinesischen Vorstellungen mannigfacher Art verwoben ist. Es ist sehr zweifelhaft, ob die reinen shintoistischen Ideen in ihrer ursprünglichen Gestalt im Volksglauben noch fortbestehen.

Wir sind uns über die shintoistische Lehre von der vielfachen Seele nicht ganz klar — ob man ursprünglich glaubte, daß die psychische Zusammensetzung durch den Tod aufgelöst wurde. Meine eigene Meinung, das Resultat von Forschungen in verschiedenen Teilen Japans, ist, daß man früher annahm, die vielfache Seele bleibe auch nach dem Tode ein Vielfaches.

KIMIKO (S. 272, 278) [1] Totenreich. [2] Elysium. □ □ □










◻INHALTSVERZEICHNIS◻







THE GERMAN EDITION OF LAF-
CADIO HEARN'S "KOKORO" TRANS
LATED BY MADAME BERTA FRAN-
□ ZOS AND PUBLISHED BY THE □
LITERARISCHE ANSTALT RÜTTEN &
LOENING AT FRANKFORT ON MAIN
HAS THE EXCLUSIVE SANCTION
□ AND AUTHORIZATION OF THE □
AMERICAN PUBLISHERS MESSRS.
□ HOUGHTON, MIFFLIN & CO. □
BOSTON, DEC. 8. 1904. □□□□□□□
□ HOUGHTON, MIFFLIN & CO. □









GEDRUCKT IM
OKTOBER 1907
IN DER BUCH-
□ DRUCKEREI □
□ VON OSCAR □
BRANDSTETTER
□ IN LEIPZIG □

